Von
Geschlecht zu Geschlecht.

Roman

von

Fanny Lewald.

I. Abth. Zweiter Band

Berlin, 1864.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Erste Abtheilung.

Der Freiherr.

Zweites Buch.

Erstes Capitel.

In dem grünen Parke von Schloß Richten hatten die zahmen Rehe und Hirsche sich bereits gewöhnt, das Brod aus den Händen des kleinen Renatus zu nehmen, wenn die Wärterin ihn an das Gitter des Geheges führte, und in Rothenfeld stieg die Kirche schon stattlich aus der Tiefe hervor, als die Kriegstrommel durch das Land rasselte, weil der Feldzug, mit welchem man dem bedrängten Könige von Frankreich zu Hülfe kommen wollte, nun eine beschlossene Sache war.

Ueberall im Lande gab es Truppenmärsche, in allen Häusern hatte man Einquartierung; auch das große, schön gelegene Haus des Juweliers Flies war natürlich nicht davon verschont. Angenehme Gäste waren diese, von Werbern aus allen vier Weltgegenden zusammengebrachten Truppen, diese Söldlinge, welche nur mit Gewalt bei der Fahne erhalten werden konnten, eben nicht, und der Kriegsrath Weißenbach hatte es von dem Juwelier Flies als

einen Freundschaftsdienst gefordert, daß dieser die auf das Haus gewiesenen Gemeinen in sein Quartier nahm und dem Kriegsrathe die beiden Officiere überließ, mit denen doch ein Verkehr und ein anderes Auskommen möglich war.

Der Kriegsrath, dem der Caplan vor einigen Jahren auf den Vorschlag des Juweliers den Sohn Paulinens übergeben hatte, stand aber auch mit seinem Hausherrn immer auf dem besten Fuße. Herr Weißenbach war ein Mann, der seine Ruhe liebte, der seine festen Gewohnheiten hatte und der für das Muster eines ruhigen und fleißigen Beamten galt. An jedem Morgen ging er um die bestimmte Stunde in sein Bureau, an jedem Mittage kehrte er um die gleiche Stunde heim, und eben so regelmäßig pflegte er dann in den Laden des Juweliers zu treten, der schon lange neben seinem Gold- und Juwelenhandel ansehnliche Bankgeschäfte machte und von dem Gouverneur der Provinz, wie von dem hohen Adel mit mannigfachen Geld-Operationen beauftragt wurde. Dadurch war er meist wohl unterrichtet über alles, was in den Familien des Adels und des Bürgerstandes vorging. Der Kriegsrath seinerseits, obschon er sehr gewissenhaft über seinen Amtseid dachte, wußte doch immer Dies und Jenes von den Maßregeln der Regierung zu erzählen, was er freilich nur als Muthmaßungen bezeichnete, was aber dem scharfsichtigen und gut zusammenreimenden Kaufmanne gelegentlich doch zu Nutz und Frommen ge-

reichte, und da man auf diese Weise für einander zugleich unterhaltend und förderlich war, so liebten beide Männer es, alltäglich ein Viertelstündchen zusammen zu verplaudern. Sie sprachen daneben vor Fremden auch günstig von einander, und befestigten und steigerten auf diese Weise gegenseitig ihren guten Ruf und ihren Credit, ohne daß sie deßhalb einen eigentlichen gesellschaftlichen Verkehr unterhalten hätten. Denn die Flies'sche Familie zu sich einzuladen, fand die Kriegsräthin nicht passend; aber sie verschmähte es deßhalb nicht, sie hier und da einmal allein zu besuchen, von ihr jeden Dienst zu fordern und anzunehmen, welchen dieselbe zu leisten nur irgend geneigt und im Stande schien, und beide Theile glaubten nicht, sich damit etwas zu vergeben. Der Kriegsrath, wie weit er auch von der höchsten Stufe der Macht entfernt war, fühlte sich doch als einen Theil der Beamtenwelt, die in des Königs Namen das Land regierte, und der Juwelier, welcher seinen Schwerpunkt in seinem wachsenden Vermögen hatte, gönnte dem Kriegsrath seinen Beamtenstolz und sein gemessenes feierliches Wesen. Konnte er doch berechnen, wie weit diese Vornehmheit ungefähr zu gehen vermochte!

Selbst die bewegten Zeiten änderten in diesem gegenseitigen Verhältnisse nichts. Denn wie abweichend der Hausherr und sein Miether auch über die Dinge dachten, welche in Amerika geschehen waren und in Frankreich eben jetzt geschahen, so waren beide doch vorsichtig genug, die

obwaltende Meinungsverschiedenheit nicht scharf hervorzuheben oder auch nur ernst zu berühren. Der Kriegsrath wünschte es mit einem Manne nicht zu verderben, der nachzusehen wußte, wenn die Quartalszahlungen einmal etwas auf sich warten ließen. Auch um Pauls willen mußte man mit Herrn Flies in gutem Vernehmen zu bleiben suchen, und dieser Letztere hielt beharrlich an der Erfahrung fest, daß man jeden Menschen einmal brauchen könne und also Niemanden unnöthig von sich weisen dürfe.

Herr Flies hatte seiner Zeit mit dem Kriegsrathe das Abkommen wegen des Knaben mit jener Schnelligkeit betrieben, mit welcher er alle seine Geschäfte abzumachen liebte, und er hatte dabei eine doppelte Absicht gehabt. Einmal hatte er gewünscht, sich dem Freiherrn von Arten gefällig zu erzeigen, der ihm ein guter Kunde war, und zweitens hatte er geglaubt, es könne ihm in jedem Betrachte nur vortheilhaft sein, wenn die Einnahmen seines Miethers sich um eine Summe steigerten, welche durch ihn ausgezahlt werden sollte und die mehr als den Betrag des Miethzinses ausmachte. Aber erst, als sie das Kind bereits im Hause hatte, war die Kriegsräthin auf die Frage gekommen, in welcher Weise sie dasselbe vor den Leuten aufzuführen haben werde. Eingestehen, daß sie den Bastard eines Edelmannes bei sich aufnehme, das mochte sie nicht gern, und ein Kind von solcher Herkunft für den Sohn eines seiner Verwandten auszugeben, verweigerte der

Kriegsrath. Man gelangte also zu dem Auskunftsmittel, den Knaben als eine Waise darzustellen, deren man sich angenommen habe, und damit schienen die Schwierigkeiten nach allen Seiten auf einmal gelöst.

Man hatte eine Form, in welcher man den kleinen Paul den zahlreichen Bekannten und Freunden des Hauses vorstellen konnte, es war gerechtfertigt, wenn man den Knaben in allen Dingen sparsam hielt, es gab für die Großmuth und Herzensgüte der Pflegeeltern ein schönes Zeugniß, und es erzog, wie die Kriegsräthin sagte, ihren Pflegling auf die einfachste Weise zu der Fügsamkeit, die für ihn am angemessensten schien, weil seines Gleichen doch in der Regel keinen glatten Lebensweg zu haben pflegten.

Die Kriegsräthin war überhaupt eine gescheite und daneben eine hübsche Frau, die freilich nicht in allen Dingen mit ihrem älteren Manne zusammenstimmte. Er war ein wenig trocken und pedantisch; sie nannte sich gefühlvoll und poetisch. Er liebte die Arbeit, sie die Muße; er hielt auf seine Gewohnheiten, sie sehnte sich nach Wechsel und nach Neuem; ihm genügten sein Amt und seine Lebenslage, sie besaß den Ehrgeiz, für ihren Mann ein höheres Amt, für sich eine glänzendere gesellschaftliche Stellung zu begehren, und sie war der Meinung, daß eine hübsche, gescheite Frau ihrem Manne vielfach nützen könne. Es war ja nicht das Verdienst allein, das man im Staate belohnte, nicht allein die Kenntnisse und die Tüchtigkeit

welche den Beamten vorwärts brachten. Vornehme Verwandtschaften und einflußreiche Bekanntschaften fielen ganz anders in die Wagschale, und Frau Weißenbach, welche sich eine Pflicht und eine Ehrensache daraus machte, ihrem Manne solche Bekanntschaften zu vermitteln, hatte sich eben deßhalb auch so schnell bereit erklärt, das Kind des angesehenen Freiherrn von Arten bei sich aufzunehmen. Denn auf die förderliche Gunst eines Mannes, dem man ein Geheimniß bewahrte, meinte sie rechnen zu dürfen.

Wenn man aber mit einflußreichen Leuten in Berührung zu kommen wünschte, so mußte man, wie die Kriegsräthin behauptete, einen gewissen äußeren Anstand zeigen, weil sich mit einer Familie einzulassen, von welcher man in jedem Augenblicke irgend einer Anforderung gewärtig sein muß, der Angesehene und Vielvermögende, der wie jeder Andere um seiner selbst willen aufgesucht sein mag, überall Bedenken trägt, und der äußere Anstand war auch gar so schwer nicht zu behaupten. Eine gute Einrichtung, wenn sie einmal angeschafft ist, hält lange vor, und eine gebildete Frau weiß ihre Kleidung so zu tragen, daß alles an ihr einen besonderen Anstrich erhält. Es war auch gar nicht nöthig, daß der Kriegsrath sich viel in der Gesellschaft zeigte und sich aus seiner Ruhe störte. Sah man die Frau nur im Theater, wenn die Schauspielertruppe sich am Orte aufhielt, traf man sie nur in dem Kaffeegarten, in welchem die angesehenen und gebildeten Fami-

lien der Stadt sich zusammenfanden, so konnte der Mann in Gottes Namen bei seiner Arbeit bleiben. Hier und da ein Abendbrod zu geben oder einige Personen zum Spiel bei sich zu sehen, das konnte man leicht ermöglichen. Man schränkte sich dafür in der Familie ein wenig ein, und ließen die Ausgaben und Einnahmen sich dennoch einmal nicht in das Gleiche setzen, so verstand Laura es vortrefflich, den mahnenden Handwerkern mit dem Hinweise auf ihres Mannes einflußreiche Stellung Geduld zu predigen, und sie auf die mancherlei Lieferungen zu vertrösten, welche er zu vergeben hatte und von denen hier und da eine oder die andere ihnen auch zu Theil ward.

Auf solche Art geschah es, daß die Kriegsräthin ihre Handwerker und diese die Weißenbach'sche Familie lobten, daß Herr Weißenbach mit seiner Laura sehr zufrieden war, daß Laura mit heiterer Sicherheit ihre sämmtlichen Angelegenheiten leitete und daß man die Familie Weißenbach durchaus als eine sehr achtungswerthe bezeichnete. Wem die Menschen aber, sei es mit Grund oder ohne Grund, einmal wohlwollen, dem legen sie das Gute doppelt und dreifach als ein solches aus, und Frau Weißenbach hatte selbst nicht voraussehen können, welch ein Gewinn ihr durch die Aufnahme von Paul erwachsen sollte, da man einmal günstig für sie gestimmt war.

Die Leute, welche sich nur an die materiellen Verhältnisse hielten, meinten, daß verständige Personen sich nur

dann die Sorge für eine Waise aufladen, wenn ihnen dies ein Leichtes sei. Die weichen Seelen rühmten das liebevolle Herz der Kriegsräthin, welches sich in der Hingebung an ihrem Gatten noch nicht genug zu thun wisse, und kam dem Kriegsrath inzwischen doch einmal die Frage, wie seine Laura es nur anfange, mit seinen Mitteln so weit auszureichen, so wußte diese, seit Paul in ihrem Hause war, Alles auf die für ihn bezahlte Pension zu übertragen und es deutlich zu beweisen, was sich leisten und bestreiten lasse, wenn neben der ausreichenden Summe für das Unerläßliche noch eine sichere Einnahme zur Beschaffung des Ueberflüssigen und Angenehmen vorhanden sei. — Es machten sich also, wie gesagt, die Dinge alle ganz vortrefflich, und Jedermann war recht zufrieden, bis auf den Knaben, der in dem Weißenbach'schen Hause seine Heimath haben sollte und der es deutlich genug empfand, daß er von der Kriegsräthin, die sich seine Mutter nannte, nur geduldet, nicht geliebt ward; daß sie ihn entfernte, wenn sie konnte; daß sie ihn ängstlich bewachte, wenn man mit ihm sprach, und daß sie ihn zum Schweigen verwies, sobald er von seiner wahren Mutter und von seinen Erinnerungen zu reden begann.

Dieses Letztere währte jedoch gar nicht lange, denn er hatte des Neuen in der Stadt so viel zu sehen, daß es die alten Eindrücke zurückdrängte, und nachdem der Knabe in den ersten Wochen täglich nach seiner Mutter verlangt

hatte, sprach er bald gar nicht mehr von ihr und schien es nach Jahr und Tag völlig vergessen zu haben, daß er je eine andere Heimath gehabt hatte. Aber mit seinen ersten Erinnerungen hatte Paul auch seine kindliche Fröhlichkeit verloren. Er war ein ernsthafter, still beobachtender Knabe geworden, der sich in den Willen und die Weise der Personen, von denen er abhängig war, früh zu schicken lernte.

Morgens, wenn der Kriegsrath sich in sein Bureau verfügte und der alte, reiche Herr Präsident der schönen Laura seine alltägliche Morgenvisite machte, ging Paul bald ganz von selbst hinaus. Er hatte es ja auch schon so oft gesehen, wie der alte Herr der Pflegemutter zärtlich die vollen, weißen Hände küßte und ihr mit zierlicher Armbewegung und gespitzten Fingern den frischen Strauß oder die gefüllte Bonbonnière überreichte, in der neben dem Zuckerwerk wohl auch ein zierlich gefaltetes Briefchen oder ein kleines, werthvolles Geschenk sich verbargen. Abends hingegen, wenn die Herren Officiere und die geputzten Damen mit den hohen Flatteusen auf dem Kopfe zum Spiele kamen, dann sollte Paul freilich in der Gesellschaft bleiben, aber er mußte es dann stets aufs Neue rühmen hören, wie gut, wie großmüthig seine Pflegemutter, und wie sie zu beklagen sei, daß ihr Pflegesohn nicht freundlicher, nicht fröhlicher, daß er, trotz seiner schönen Augen und seines lebhaften Gesichtes, ein so verschlossener, ein so wenig liebenswürdiger Knabe sei.

Er war herzlich froh, wenn er endlich die Weisung erhielt, das Zimmer zu verlassen, wenn er aus den lichten Räumen sich über den Corridor in die letzte Stube der Wohnung flüchten konnte, in welcher der Kriegsrath, zwischen Actenstößen vergraben, bei seiner Arbeit saß, oder wenn er hinuntergehen durfte zu dem Hauswirthe in die große Stube, welche an den Laden anstieß.

Unten bei Herrn Flies, da kamen Morgens keine besonderen Besuche zu der Hausfrau und Abends war keine Gesellschaft zum Spiele dort. Da hieß man ihn nicht reden und nicht schweigen, da ließ man ihn nicht hart an, ohne daß er wußte, was er verbrochen, da küßte und lobte man ihn nicht vor Fremden, ohne daß er einsah, womit er dies verdient hätte. Herr Flies saß auch Abends niemals so, wie der Kriegsrath, ganz allein in einer stillen, dunkeln Arbeitsstube.

Freilich hatte Herr Flies auch vollauf zu thun von früh bis spät, aber sein Thun war lustiger, als das des Kriegsrathes, es war nicht einsam und nicht immer dasselbe. Denn vorn im Laden, der nach der Straße hinaussah, da standen die spiegelhellen Silbervasen, auf denen allerlei Figuren: Menschen, Thiere und Pflanzen nachgebildet waren, vor dem Fenster. Da führte der silberne Mohr mit goldenem Schurz den schneeweißen Elephanten an goldener Kette, da ringelten sich goldene Schlangen um

silberne Palmbäume, da gab es in kostbaren Geschmeiden die rothen Korallen und die schimmernden Perlen, welche man, wie ihm Herr Flies sagte, aus der Tiefe des Meeres hervorholte, und daneben funkelte der rothe Rubin und leuchtete der blaue Saphir über dem strahlenwerfenden Diamanten und dem glänzenden Smaragd, die man in jenen Gegenden finden konnte, in denen die Schlange sich um den Palmbaum ringelte und der Neger und der Elephant und der Hindu und der Löwe zu Hause waren, die Paul am Fuße eines großen Tafelaufsatzes zu bewundern liebte.

Alles gefiel ihm in dem Laden. Er hatte immerfort etwas zu betrachten. Er hörte es gern, wenn Herr Flies den Käufern die Schönheit seiner Waaren rühmte, er sah ihm gern zu, wenn er das eingenommene Geld im Zählen so blitzschnell aus der Rechten in die Linke gleiten ließ, um es dann in gleichmäßigen Haufen neben einander aufzustapeln, oder wenn die Leute kamen, denen man Geld zu zahlen hatte, und der Cassirer es im Comptoir mit nie fehlender Sicherheit in richtigem Betrage auf den Zahltisch hinschießen machte. Die Handlungsgehülfen an den Stehpulten hinter den hölzernen Gittern, welche in den großen, schweren Büchern schrieben, der Hausknecht, der Päcke von Waaren nach der Post trug oder Säcke voll harter, blanker Thaler in das Haus brachte, das alles beschäftigte des Knaben Phantasie, das alles liebte er zu

sehen. Mehr aber noch als alles das liebte er Seba, und Seba war es werth, daß man sie liebte.

Sie war das einzige Kind des Juweliers. Seinen größten Schatz nannte sie der Vater, einen wahren Edelstein nannte sie die Mutter, die schöne Seba Flies, die schöne Jüdin hieß man sie in der Stadt. Des Vaters namhaftes Vermögen war für sie erworben; was Liebe gewähren, Geld erkaufen konnte, Pflege und Unterricht aller Art waren ihr zu Theil geworden. In der Liebe ihrer Eltern hatte sich ihr Herz entfaltet, durch Bildung ihr Geist sich entwickelt, sie wußte, was sie werth war, und grade darum lasteten die Verhältnisse, in denen sie geboren war und lebte, so schwer auf ihr.

Was half es ihr, daß sie weit schöner war, als die meisten der reichen Bürger- und Kaufmannstöchter und selbst als die Edelfrauen und Fräulein, welche in ihres Vaters Laden den Schmuck für ihre Feste und den Trauring für ihre Hochzeit kauften? Was half es ihr, daß sie nur zu sprechen, nur zu wollen brauchte, um die Edelsteine zu besitzen, welche ihr begehrenswerth erschienen? Keiner der Männer, für welche jene Frauen sich schmückten, war für die Jüdin vorhanden, keines von all den Festen, auf denen Jene sich vergnügten, öffnete seine Thüren für Seba, und sich zu schmücken und zu putzen für die Gesellschaft ihrer Stammes- und Standesgenossen machte ihr keine Freude. Die Verachtung, die Zurücksetzung, welche auf

den Juden lasteten, drückten sie. Mit unerbittlicher Klarheit sah sie die Schwächen und Widrigkeiten, welche den von der Allgemeinheit ausgeschlossenen Juden anhafteten, und schon oftmals war ihr der Gedanke durch die Seele gegangen, daß Bildung und Erziehung zum Schönen und zum Edeln für denjenigen keine Wohlthat sein könnten, dem es nicht vergönnt sei, sich frei und gleichberechtigt unter den Gebildeten zu bewegen.

Eine heimliche Unzufriedenheit, die auszusprechen schon die Zärtlichkeit und Liebe für ihre Eltern sie abgehalten haben würde, arbeitete, seit sie herangewachsen war, in ihrem Innern fort, und ihre phantastische Hoffnung auf einen Wechsel ihrer Lebensverhältnisse, auf eine Aenderung der allgemeinen Zustände sog ihre Nahrung aus der großen gesellschaftlichen Umgestaltung, die sich jenseit des Rheines durch die Revolution vollzog und auf welche auch ihr Vater sein Auge und seine Erwartungen gerichtet hielt. Denn wie Herr Flies auch gelegentlich zu schweigen wußte, wenn man sich mit Entrüstung über die Revolutionäre in Frankreich äußerte, welche weder vor göttlichen noch vor menschlichen Gesetzen Achtung hegten — in seines Herzens Innerem dachte er anders, und er hatte dessen vor seiner Familie und vor seinen Freunden auch kein Hehl.

Zweites Capitel.

Im Flies'schen Hause erregten der bevorstehende Krieg gegen Frankreich und das Einrücken der Truppen, welche bestimmt waren, der revolutionären Bewegung in Frankreich wo möglich ein baldiges Ende zu machen, also keine Freude, denn man hatte allen Grund, der Sache den Sieg zu wünschen, die zu bekämpfen das Heer entsendet wurde, und es war dem Juwelier recht erwünscht, daß der Kriegsrath die Officiere bei sich ins Quartier nahm. Brauchte Herr Flies es nun doch nicht mit anzuhören, wie verächtlich die jungen Edelleute von den Franzosen sprachen, wie sie die in Paris verkündigte Anerkennung der Menschenrechte verspotteten und mit welchen Schmähungen sie die Namen der großen Männer begleiteten, welche in Frankreich die Aufhebung aller Privilegien und Standesvorrechte ausgesprochen hatten!

Es waren aber schöne junge Männer, vornehme Officiere, die oben bei der Kriegsräthin die große Vorderstube bewohnten. Sie gingen täglich vielmals durch das

Haus und grüßten dabei Seba immer sehr verbindlich. Nur auf einige Tage hatte man die Einquartierung angemeldet, aber sie blieb und blieb, und wie man überall auch vom Kriege und von seinen Schrecken sprach, die Officiere schienen ihn wie eine Vergnügung anzusehen. Das Leben, das man jetzt im Orte führte, war auch lustig genug. Die Officiere stolzirten prächtig durch die Straßen, wurden gehegt und gepflegt, ritten und fuhren umher und saßen und scherzten mit den Frauen und Mädchen, die sich gar keine besseren Gesellschafter wünschen konnten und sich schmückten, als wären es lauter Feiertage. Auch die Kriegsräthin trug jetzt immer ihre guten Kleider und war von früh bis spät in bester Laune, wenn die Officiere, sie nannte sie den Hauptmann und den Grafen, bei ihr im Zimmer waren. Abends gab es noch häufiger Besuch als sonst, man spielte oftmals, man tanzte auch bisweilen, und selbst der Kriegsrath schloß sich jetzt von der Gesellschaft selten aus, denn des Grafen Onkel war der Kriegs-Minister, von dessen Gunst und Meinung des Kriegsrathes ganze Zukunft abhing. Am Morgen fuhren die beiden jungen Edelleute die Kriegsräthin bisweilen spazieren, und nach einer solchen Ausfahrt war es, daß diese eines Tages mit dem Grafen in den Laden des Juweliers hineinkam, als Seba dem Vater grade eine Schnur werthvoller Perlen wiederbrachte, die er ihr aufzufädeln gegeben hatte.

Herr Flies fragte, womit er dienen könne, weil er annahm, der Graf wünsche irgend einen Kauf zu machen; aber die Kriegsräthin sagte, sie komme nur, um Paul zu suchen, der doch gewiß hier unten bei seiner Seba sein werde. Sie lächelte dabei sehr freundlich, und auch Seba lachte, denn der Knabe hatte wirklich wieder bei ihr unter den Wallnußbäumen im Garten gespielt, unter deren jungem Laube es am Mittage sehr schattig war.

Die Kriegsräthin ging über den Hof in den Garten hinaus, den Knaben zu holen, Seba begleitete sie und der Graf folgte ihnen nach. Madame Flies saß draußen und pflückte Rosenblätter und Lavendelblüthen zum Aufbewahren in einen Topf. Paul half ihr dabei, und obschon die Kriegsräthin ihm sagte, daß er hinaufkommen solle und daß sie gehen müsse, weil es bald Mittag sei, ließ sie sich doch auf der Bank unter den Bäumen nieder und schickte Paul ins Gartenhaus, für den Herrn Grafen einen Stuhl zu holen.

Der Graf fand den Garten äußerst angenehm. Er rühmte den Rasen und den Schatten und die Blumen, er sagte, daß es in seines Vaters Park nicht frischer sei, und er fragte die Kriegsräthin, weßhalb sie ihre Gäste bei diesem schönen Wetter nicht lieber in dem Gartenhause als oben in ihren Zimmern bewirthe?

Wir haben die Benutzung des Gartens nicht, Herr Graf, bedeutete die Kriegsräthin.

Er steht ja immer zu Ihrer Verfügung, verehrte Frau Kriegsräthin! versicherte dienstbeflissen und zuvorkommend die Hausfrau.

Die Eine dankte, die Andere meinte, es bedürfe des Dankes nicht, und dabei überhörten sie beide, was der Graf zu Seba sagte. Es mußte aber etwas Angenehmes und nichts Gewöhnliches sein, denn Seba ward roth, obschon sie lächelte, und blickte den Grafen an, nachdem sie sich hatte abwenden wollen. Es lohnte auch der Mühe ihn anzusehen, denn er war schön, der schlanke junge Mann mit seiner zuversichtlichen Miene und den stolz geschwellten Lippen.

Die Kriegsräthin und der Graf blieben nicht lange im Garten, und doch war es Seba, da Jene sich entfernten, als hätte sie viel erlebt, als sei etwas ganz Besonderes geschehen. Sie überlegte, was der Graf zu ihr gesprochen, was sie ihm geantwortet habe. Sie hätte wissen mögen, wie sie ihm erschienen sei und ob ihre Redeweise, ihr Betragen, ihre Haltung die richtigen gewesen wären. Sie war so unsicher über sich selbst, sie genügte sich plötzlich nicht. Das war ihr sonst niemals geschehen.

Am Nachmittage kam Paul herunter.

Seba, sagte er, sieh' mich doch einmal an!

Wozu das? fragte sie.

Ich will nur sehen, ob Du schön bist!

Wie kommst Du darauf? entgegnete sie.

Der Graf hat es gesagt! versetzte Paul, weit entfernt, zu ahnen, was er seiner Freundin damit that.

Sie hätte sich den Anschein geben mögen, als achte sie nicht auf des Knaben Worte, aber sie konnte das Wohlgefühl, das sie durchströmte, nicht verbergen. Sie umfaßte Paul, sie drückte ihn an ihr Herz, sie küßte ihn wieder und wieder. So lieb wie heute hatte sie ihn nie gehabt.

Sie sang und lachte, wo sie ging und stand. Nie zuvor war sie an einem Tage so oftmals an den Spiegel getreten, nie zuvor hatte ihre Schönheit sie so erfreut. Noch spät am Abend, ehe sie sich zur Ruhe legte, schlang sie bald dieses, bald jenes Band durch ihre Locken, hing sie bald dieses, bald jenes Geschmeide um Hals und Arme. Sie wollte erproben, was ihr am besten stände, um es morgen anzulegen, und sie dachte mit einer Wonne an den nächsten Morgen, an den nächsten Tag, daß sie den Schlaf darüber lange gar nicht finden konnte.

Morgen, sagte sie sich, als die Nebelgebilde des Traumes ihren Sinn zu umfangen begannen, morgen! Was wird morgen sein? — Und der Traum bemächtigte sich der heimlichen Gedanken und Hoffnungen, die sich in ihr regten, und spann sie aus und stellte sie ihr dar und machte ihr deutlich, was sie fühlte; denn der Traum ist der verführerische Gefährte der aufdämmernden Liebe, der schneller und kühner als sie, ihr stets voraus ist und sie verlockt, ihm in Gebiete zu folgen, in die ihr Ahnen und

Wünschen sich noch nicht gewagt hat, und von denen sie nicht mehr zurückkehrt, wenn sie sich erst darin verloren.

Und Seba hatte sich am folgenden Tage nicht vergebens geschmückt, und die Mutter hatte nicht vergebens der Kriegsräthin den Garten zur Verfügung gestellt, denn sie begann ihn fleißig mit ihren Gästen zu benutzen. Morgens spazierte sie mit dem Hauptmanne in den Alleen umher, Mittags suchte man unter seinen Bäumen den Schatten auf, Abends kam man noch hinunter, die Kühlung zu genießen, und der Graf war immer dabei.

Das ging Tag für Tag so fort. Die Kriegsräthin und Madame Flies wurden immer bessere Freundinnen, da sie sich näher kennen lernten, und Jene betheuerte, daß sie es sich gar nicht vergeben könne, so manche Jahre mit Madame Flies und mit der guten Seba unter einem Dache gelebt zu haben, ohne zu begreifen, welche Hausgenossen sie an ihnen besitze. Sie mochte sich von Seba kaum noch trennen. Sie versicherte, daß sie dieselbe wie eine jüngere Schwester, wie eine Tochter liebe, sie erzählte im Vertrauen, wie der Hauptmann und vor Allen der Graf die schöne Seba bewunderten, und es war im Grunde gar nicht nöthig, daß sie ihr das sagte, denn der Graf hatte es Seba oft genug ausgesprochen und wiederholt, und Seba dachte schon lange an nichts mehr, als an ihn.

Dem Vater kam das Alles nicht gelegen. Er kannte

die Edelleute und er kannte auch die Kriegsräthin. Er glaubte nicht an die plötzlichen Wandlungen und war klug genug, wo eine solche sich vor seinen Augen vollzog, nach der Ursache des Wunders zu fragen. Hier aber reichten der Name des Grafen und die sichtliche Bewunderung, welche derselbe für Seba an den Tag legte, vollkommen hin, dem Juwelier die Gefälligkeit der Kriegsräthin zu erklären, und weder diese noch der Graf wurden ihm dadurch lieber. Er hätte der ganzen Sache gern ein Ende gemacht, indeß Seba hatte solche Freude an der Geselligkeit, in welche sie durch die Kriegsräthin gezogen ward, und sie war ja klug genug, die Kluft zu ermessen, welche die Tochter ihres Vaters von einem Grafen Berka trennte. Mochte sie also die kurze Freude genießen, sich von einem Grafen bewundert zu sehen, da es ja obenein möglich war, daß sich aus den gegenwärtigen Verhältnissen zu der Weißenbach'schen Familie für Seba ein Umgang entwickelte, wie sie ihn sich lange ersehnt hatte, wie sie und ihre Eltern ihn wohl auch beanspruchen durften.

Aber nicht Seba allein war befriedigt durch die Besuche, welche sie bei der Kriegsräthin machte, auch Paul, ihr kleiner Freund, hatte seine Lust daran, denn sie sah gar zu schön aus, wenn sie Abends in ihren weißen Kleidern zur Gesellschaft herauf kam.

Einmal, am Geburtstage der Kriegsräthin, hatte man noch mehr Gäste geladen als gewöhnlich, und zum

ersten Male waren auch Herr Flies und seine Frau dabei. Seba hatte rothe Korallen durch ihr schwarzes Haar geschlungen, und man lachte und scherzte und tanzte, und unter all den schönen Mädchen und Frauen war Seba bei Weitem die Schönste. Das sah Paul ganz deutlich, das sagte auch Jedermann, und das sagte ihr auch der Graf, dem die Uniform so straff saß, dem die Lebenslust aus seinen blauen Augen lachte und der heute gar nicht von Seba's Seite wich.

Paul konnte das nicht leiden. Er konnte den Grafen überhaupt nicht leiden, denn Seba beachtete den Knaben nicht, wenn Jener in ihrer Nähe war, ja, sie schien Paul überhaupt beinahe vergessen zu haben. Nachdenklich stand der Kleine in der Ecke und sah dem Grafen nach, wie dieser Seba in seinem Arme hielt und wie die beiden sich leise und sanft in den weichen Schwingungen des Schleifers durch den Saal bewegten. Niemand kümmerte sich um Paul, und Niemand wußte, wie sonderbar fremd ihm heute der Saal erschien, den man mit Guirlanden und Kränzen aufgeputzt hatte und der wie nie zuvor voll Menschen war. Die Hitze, der Geruch der Blumen, das Blinken der Uniformen, das Drehen und Wenden der Tanzenden verwirrten ihm den Blick und den Sinn; und doch mußte er immerfort nach Seba und nach dem Grafen Berka hinsehen, mußte er immerfort den Namen Graf Berka, Graf Berka in sich wiederholen. Seit Monaten

hatte er diesen Namen täglich nennen hören, und nun mit einem Male, wie er neben dem Gewühl der Tanzenden, unter dem Klange der Musik, unter all dem Sprechen und Tönen und Duften so in seiner Ecke stand, meinte er, den Namen Berka habe er schon lange gekannt. Indeß er wußte nicht, wo er ihn gehört hatte, und er wußte auch nicht, was ihm dabei einfiel. Aber es tauchte etwas vor ihm auf, es kam ihm vor, als habe er einmal etwas gewußt, als sei einmal etwas geschehen, woran er lange nicht mehr gedacht habe, und immer wieder kam er dabei auf den Namen Berka zurück, den er doch nicht liebte.

Er war froh, als der Tanz zu Ende war und das Drehen um ihn her ihn nicht mehr quälte. Er sah, daß Seba in das Cabinet ging, welches an den Saal anstieß, und er folgte ihr nach. Sie hatte auf einem Sessel neben dem Ecktische Platz genommen, die Kriegsräthin, die ganz entzückt von ihr zu sein schien, hielt sie bei der Hand und der Graf saß an ihrer Seite. Das Cabinet war voll Menschen, denn man hatte im Saale die Fenster geöffnet, weil die Nacht trotz der frühen Jahreszeit so heiß war. Wein wurde umhergegeben und mit den Gläsern angeklungen. Auf das Wohl der Kriegsräthin tranken sie und auf das Wohl der schönen Frauen und auf Sieg und baldige Heimkehr für die Truppen, vor Allem aber auf ein frohes Wiedersehen.

Sie sprachen oft Alle durch einander, daß Paul gar

nicht recht verstehen konnte, was sie meinten. Einer freute sich darauf, in Frankreich Ruhe zu schaffen, ein Anderer auf das unruhige Kriegsleben, das ihnen bevorstand und in jedem Augenblicke beginnen konnte, und Graf Berka erzählte lachend, wie man ihn von Hause nur mit Thränen habe scheiden lassen, als gäbe es aus dem Kriege keine Wiederkehr.

Ja, sagte der Hauptmann, auch bei uns gab es, als wir aus der Garnison aufbrachen, eine Rührung, die uns hätte eitel machen können!

Und dazu, meinte Graf Berka, haben Sie sich noch das Vergnügen gegönnt, vorher in der ganzen Provinz umher zu reisen, um die Abschiedsthränen Ihrer sämmtlichen Frau Tanten und Ihrer sämmtlichen Cousinen einzuernten, wobei Sie gewiß nicht zu kurz gekommen sind!

Paul wußte nicht, was das heißen sollte und weßhalb das Alle so komisch fanden, denn ihm gefiel die Rede nicht, weil Seba darüber nicht lachte, wie die Andern. Sie hatte ihre Augen auf den Grafen gerichtet, und ihre Augen waren so ernst und still. Der Knabe wurde traurig und immer trauriger. Er kam sich so vergessen, so verlassen vor, daß er's endlich nicht mehr ertragen konnte. Er trat hervor aus seiner Ecke, ging an Seba heran und lehnte sich mit seinen Armen auf ihren Schooß.

Und er hörte immerfort, wie sie sprachen und lachten und lachten und sprachen, immer schneller, immer

lauter, Alle durch einander; und dabei mußte er immerfort nachsinnen und wußte doch nicht worüber, und immerfort an etwas denken, und wußte doch nicht, woran. Er ward müde und betäubt von all dem Treiben. Nur bisweilen schlug ein einzelnes Wort, wie ein Ton aus der Ferne, stärker, vernehmlicher an sein Ohr, und mit einem Male hörte er, daß der Hauptmann sagte: Graf Berka, Sie sind doch gewiß auch noch bei Ihrem Schwager, bei dem Baron von Arten in Richten gewesen?

Da fuhr der Knabe auf, als falle ihm ein, was er bis dahin vergebens gesucht hatte, und sich emporrichtend, rief er laut und deutlich, daß Jedermann es hören mußte: Das ist Schloß Richten, das gehört dem Baron von Arten, der Baron von Arten ist mein Vater — und meine Mutter liegt im Teich! ....

Alles verstummte, Alles sah nach dem Knaben hin. Sein Aufschrei, der ganze Vorgang waren wie ein Blitzstrahl in die Gesellschaft gefahren. Paul hatte, erschreckt von seinem eigenen Thun, seine Arme um Seba's Hals geschlungen, die, noch mehr verwirrt als die Uebrigen, ihn fortzuführen suchte. Seba's Mutter und die Kriegsräthin und der Kriegsrath folgten ihnen nach, die Betroffenheit war allgemein.

Man fragte, was es mit dem Kinde auf sich habe, das man bis dahin bereitwillig für eine Waise gehalten

hatte. Man drang in den Juwelier, der inzwischen herbeigekommen war, um eine Erklärung, man wendete sich an den Grafen, neugierig zu sehen, wie er den Vorfall aufgenommen habe; und obschon Herr Flies und der Kriegsrath, der bald zurückgekehrt war, die Sache so gut es gehen wollte in das Gleiche zu bringen suchten, war die Heiterkeit der Gesellschaft doch ins Stocken gerathen. Die Verstimmung des jungen Grafen war gar zu unverkennbar, und wie sehr er sich auch mühte, sie zu verbergen, es gelang ihm nicht; denn auch in ihm waren Erinnerungen aufgestiegen, Erinnerungen, die er gern gemieden hätte.

Er stand mit einem Male deutlich vor ihm, der klare Herbstmorgen, an welchem er sich vor Jahren mit dem Freiherrn auf der Terrasse von Schloß Richten befunden hatte, um zur Hochzeit nach Berka zu fahren. Er erinnerte sich ganz genau, wie man in jener Stunde unten am Flusse nach einer Ertrunkenen gesucht hatte. Eine Menge von kleinen Thatsachen, welche sich auf das damalige Verhalten seines Schwagers, auf die ersten Monate von Angelika's Ehe, auf manche ihrer brieflichen Aeußerungen in jener Zeit, auf ihren Uebertritt zum Katholicismus und auf das Zerwürfniß mit ihrer Familie bezogen und an die er bisher immer nur wie an unzusammenhängende Ereignisse gedacht hatte, fingen an, sich in seinem Geiste zu einem Ganzen zu gestalten, von dem er seinen Sinn

nicht abwenden konnte. Er übersah dasselbe nicht vollständig, nicht ganz klar, aber es erfüllte ihn mit Mitleid für die Schwester, es weckte seine Sehnsucht nach ihr auf, und er dachte mit erhöhtem Zorne an ihren Gatten.

Jetzt wußte er es plötzlich, was ihn so bekannt und doch so befremdlich aus Paul's Augen angesehen hatte und weßhalb der Knabe ihm so unheimlich gewesen war. Er begriff nicht, daß ihm die Aehnlichkeit mit dem Freiherrn nicht gleich deutlich gewesen sei. Es waren seine Augen, seine hohe, gewölbte Stirn, sein festgeformter Mund. Selbst den Nacken und den Kopf trug der Knabe so stolz wie der Freiherr, und weil der Graf seinen Schwager in diesem Augenblicke haßte, so haßte er auch dessen Bastardsohn.

Indeß dem Grafen vor allen Anderen mußte daran gelegen sein, über den peinlichen Eindruck fortzukommen, die Scene vergessen zu machen, welche man eben erlebt hatte, und seine Keckheit und sein Leichtsinn kamen ihm dabei zu Hülfe. Er lachte über sein Erschrecken, über die Bestürzung der Gesellschaft, und wie er die Worte des Kindes verlachte und verspottete, so lachte er mit seinen Cameraden auch über die Familie des Kriegsraths, in welcher man den Knaben so geheimnißvoll erzog. Was war ihm denn auch diese ganze Gesellschaft? Was focht es ihn an, was man in derselben vermuthete und

meinte? Er hatte oft genug mit seinen Cameraden Epigramme über diesen Kriegsrath gemacht, der in seiner rechtschaffenen Beschränktheit die ganze Welt für rechtschaffen und für eben so blind hielt, als er selber war. Es belustigte den Grafen in diesem Augenblicke, daß die Kriegsräthin ihm den Weg zu Seba gebahnt hatte und daß sie so zufrieden und glücklich die Galanterien und Betheuerungen des Hauptmannes annahm, den er ihr als Lockspeise dargeboten, um sich selber von ihr frei zu machen. Sie war ihm lächerlich, diese Kriegsräthin, und sie war ihm komisch, diese Madame Flies, die sich gar viel damit wußte, daß die vornehmen Cavaliere ihre Seba so schön fanden, daß ein Graf Berka mit ihrer Tochter, an deren Erziehung man nichts gespart hatte, die feinsten und erhabensten Unterhaltungen führte.

Auch über den klugen Kopf, über den Vater, mußte er lachen, der Allem und Jedem vorsichtig mißtraute und dessen Vertrauen in die Tochter doch so groß war, als habe das schöne Kind nicht ein Weiberherz mit aller seiner mädchenhaften Sehnsucht und aller seiner thörichten Schwäche in der Brust.

Er hätte auch gern über Seba lachen mögen, die eben jetzt in das Zimmer zurückkehrte und deren Augen ihn suchten, ihn allein — aber über sie vermochte er niemals zu lachen — und sie war doch nichts als eine Jüdin und

er war der Graf von Berka, der schöne Gerhard von Berka — eben er!

Er ging ihr entgegen, sie mit einem Scherze anzureden, doch konnte er das Wort nicht dazu finden. Sie sah ihn so fragend und so ängstlich an, daß er Mitleid mit ihr fühlte. Es war ihr gar so ernst mit ihrer Liebe, heiliger tiefer Ernst, das wußte er.

Süßes Herz, sagte er, von ihrem Blicke überwältigt, und nahm sie bei der Hand. Mehr bedurfte sie nicht. Sie meinte, er müsse verstehen, was eben jetzt in ihrer Seele vorging, und seine Zärtlichkeit wolle ihre Sorge beschwichtigen. Sie lächelte ihm freundlich zu, und leise den Druck seiner Hand erwiedernd, sprach sie: O, ich bin nicht traurig, sorge nicht!

Ihr Ton drang ihm zu Herzen; es war ihm lieb, daß man aufs Neue zum Tanze rief, daß er sie in seine Arme schließen, sie nahe haben konnte. Er tanzte nur mit ihr; er hätte sie keinem Andern gegönnt.

Es war spät in der Nacht, als man sich trennte, aber schlafen konnte Seba nicht. Wort für Wort wiederholte sie sich die Liebesschwüre, welche der Graf ihr seit Wochen gethan und heute leidenschaftlicher als jemals wiederholt hatte. Jede Stunde, jede Minute, die sie mit ihm durchlebt, wußte sie sich vorzustellen. Sie erinnerte sich, daß er sich einmal im Vergleiche zu seinem ältesten Bruder,

dem Erben seines reichen Stammbesitzes, einen Mittellosen genannt hatte, und sie freute sich ihres Reichthumes um seinetwillen. Sie hielt sich alle die Schranken und die Hindernisse vor, welche sie von dem Grafen trennten, um sie im nächsten Augenblicke mit den Schwingen der Liebeshoffnung spielend zu überfliegen. Vom Wahrscheinlichen zum Unwahrscheinlichsten war für sie der Weg nicht weit, und zwischen Hoffen und Wünschen, Fürchten, Sorgen und Verzagen blieb nur Eines in ihr fest bestehen: ihre Liebe für den Grafen, ihr Vertrauen zu seinen Schwüren und zu seinem Versprechen, daß er um sie werben und sie heimführen wolle, aller Welt zum Trotze.

Mitten aus ihren wachen Träumen schreckte sie empor. Die Trommeln rasselten durch die Gassen und auf den Plätzen, an den verschiedenen Häusern wurden die Thürglocken heftig gezogen, Alles gerieth in Aufregung, der Generalmarsch wirbelte durch die graue Morgenfrühe, die Regimenter hatten die lang erwartete Marschordre erhalten.

In allen Häusern war man wach. Die Thüren und Portale wurden geöffnet, die Soldaten mußten zum Appel.

Damit hatte nun Seba freilich nichts zu thun, aber sie stand am Fester und sah hinab auf die Straße, wie sie herauskamen, die Soldaten, hüben und drüben aus

den Häusern, und wie sie fortzogen, eilig, eilig, mit Sack und Pack.

Auch in ihrem Hause rüsteten sie sich, und im Stalle sattelte man die Pferde. Der Hauptmann, welcher im Zwischenstocke wohnte, war schon fort. Nun kam es von oben die Treppe hinunter. Den Tritt kannte sie. Es mußte an ihrer Thüre vorüber.

Der Graf hatte nie ihr Zimmer betreten, indeß er wußte, wo es lag. Sie lauschte bange. Sie meinte, heute müsse er stehen bleiben, heute müsse er zaudern an ihrer Thüre; aber mit dem gleichmäßigen Schritt der Ruhe ging er vorüber, und sie eilte an das Fenster, um ihm nachzuschauen, um zu sehen wie er aufstieg und ob er nicht den Kopf hinwende nach der Stätte, an der sie weilte. Auch diese Hoffnung täuschte sie, und müde und traurig blickte sie nach dem Himmel empor, der zwischen den Reihen der Häuser, grau und kaum noch lichtdurchhaucht, herniedersah. Die Sterne waren untergegangen und die Sonne wollte noch nicht kommen. Wenn Gerhard mich vergessen könnte! seufzte sie.

Die Eltern hatten sich wieder zur Ruhe gelegt, Seba blieb am Fenster sitzen. Schlafen hätte sie doch nicht können; sie wollte seine Rückkehr abwarten, denn heute war er noch da, heute konnte sie ihn doch noch sehen.

Arglos wie ein Kind hatte sie sich dem Zauber hin-

gegeben, den der Graf auf sie geübt. Seine Schönheit, sein fröhlich gebieterisches Wesen hatten sie entzückt. Er war ihr nicht genaht, wie mancher ihrer Glaubensgenossen, mit vorsichtiger Bewerbung, die ihr Zeit zum Ueberlegen ließ. Wie ein Göttersohn, wie die biblischen Könige der Magd aus ihrem Volke, so war er Seba erschienen, gebieterisch Liebe fordernd, weil er sie begehrte, und sie hatte ihm ihr Herz zu eigen und ihren Verstand gefangen gegeben und sich nicht gefragt: Wird er dir halten, was er dir gelobt, und wie kann das enden zwischen dir und ihm?

Aber jetzt, da die Trennungsstunde vor der Thüre stand, jetzt drängte sich mit dieser Frage der Zweifel an sie heran, und bange stand sie am Fenster und sah in die dunkle Nacht hinaus, nach der Seite hin, von wo die Sonne kommen mußte. Die Dunkelheit beängstigte sie.

Der Tag dämmerte bereits, als die Truppen vom Appel wiederkehrten. Seba zog den Vorhang am Fenster zu; es sollte Niemand sehen, daß sie wachte, daß sie nach ihm ausschaute. Nur verstohlen gönnte sie es sich, auf den Geliebten hinzusehen. Sein Brauner tanzte leicht die Straße hinab, leicht und gewandt schwang der Graf sich aus dem Sattel. Als der Reitknecht ihm den Zügel abnahm, hob der Graf den Kopf empor zu ihrem Fenster.

Ob er es ahnt, daß ich hier warte und nach ihm

spähe? fragte sie sich. Sie trug das größte Verlangen, ihm irgend ein Zeichen zu geben, daß sie wache, seiner denke; sie hatte ihm so viel zu sagen, sie sehnte sich so sehr nach einem letzten vertrauten Worte mit ihm, aber sie konnte sich nicht entschließen, sie zögerte. Da pochte es leise und vorsichtig an ihr Zimmer. Erschreckt, erfreut, eilte sie nach der Thüre und blieb doch auf halbem Wege regungslos stehen.

Es klopfte noch einmal. Seba, öffne, ich bin's! flüsterte eine Stimme, die ihr das Herz bewegte.

Sie faltete die Hände über ihre Brust; sie hoffte er werde vorübergehen, und doch lauschte sie ängstlich und sehnsüchtig auf noch einen Ton, auf noch ein Wort von außen, und sie ließen nicht lange auf sich warten.

Seba, bat es noch einmal, Seba, ich bin es!

Sie konnte dem Tone nicht widerstehen. Sie trat an die Thüre, öffnete, und mit dem Ausrufe: Wie habe ich Dich erwartet und ersehnt! reichte sie ihm ihre Hände entgegen.

Aber er breitete nicht wie sonst, wenn sie sich im Garten oder bei der Kriegsräthin allein gesehen hatten, die Arme aus, sie zu umfangen, und fast spöttisch sagte er: Erwartung und Sehnsucht haben Dich, wie es scheint, doch ruhig schlafen lassen. Ich bin schon lange an Deiner Thüre.

Schlafen lassen? wiederholte sie schmerzlich; wie könnte ich schlafen in dieser Nacht! Ich stand am Fenster und wartete auf Dich; ich sah Dich kommen und, fügte sie leise hinzu, das Auge schüchtern senkend, ich hörte Dich gleich!

Du hörtest mich, und Du öffnetest mir nicht, da Du doch wußtest, daß wir scheiden müssen?

Seba war ihrer selbst nicht Herr. Die Kälte des Grafen und der sonderbare Ausdruck seiner Mienen verwirrten sie. Sie konnte es sich nicht deuten, weßhalb er gekommen war, wenn er ihr nicht wie sonst die zärtlichen Worte seiner Liebe aussprechen oder ihr sagen wollte, was er für sie auf dem Herzen hatte. Nur sein Blick ruhte auf ihr unverwandt, und es dünkte ihr, als freue, als weide er sich an ihrer Verwirrung und an ihrer Pein. Es wurde ihr immer beklommener um das Herz; endlich konnte sie die Stille nicht ertragen, es nicht ertragen, daß Gerhard so gebieterisch ihr gegenüber stand.

Ach, rief sie, als müsse sie wider ihren Willen ihm die Wahrheit sagen, ich fürchtete mich, ich wagte es nicht!

Seba! rief er vorwurfsvoll, als kränke ihn das Wort, während doch ein Strahl unheimlicher Freude über sein Gesicht flog, daß es ihr trotz seiner Schönheit wie verwandelt erschien. Aber er faßte sich schnell, und mit dem kühlen spöttischen Lächeln, das ihr so quälend war, fügte

er hinzu: Du bist sehr vorsichtig und klug, liebe Seba, das rechte Kind Deines Volkes! Aber Du hast Recht, und vielleicht habe grade ich Dir am meisten dafür zu danken, daß Du überlegen konntest, wo mich meine Liebe und mein Verlangen unbesonnen hinrissen! Ich will auch gehen!

Jedes seiner Worte fiel schwer auf sie hernieder. Sie wollte sprechen, sich vertheidigen, er ließ sie nicht dazu kommen. Lebe denn wohl, sagte er, die Zeit drängt, und mögest Du bald den Mann finden, dem Du mehr vertraust als mir! Nur von Liebe hättest Du nicht sprechen sollen, Kind, einem Manne nicht sprechen sollen, der bereit war, Dir Alles zu opfern, und dessen letztes Wort Dein Name sein wird! Deine Kälte, Dein ruhig überlegender Verstand bringen auch mich zum Ueberlegen! Lebe denn wohl — und laß uns scheiden! Du hast Recht!

Er wandte sich von ihr, sie warf sich ihm zu Füßen. Nicht über diese Schwelle, rief sie, indem sie seine Hände erfaßte, nicht über diese Schwelle, ehe Du mich nicht gehört, mir nicht verziehen hast! — Er that, als wolle er sich von ihr freimachen, sie hing sich nur fester an ihn. Nicht Dir mißtraute ich, rief sie, nicht Dir!

Sie war außer sich, sie konnte vor Weinen und vor Erregung nichts weiter sprechen. So schön hatte er sie nie gesehen, solcher Leidenschaft hatte er das schöne junge

Geschöpf nicht für fähig gehalten. Dieser Flamme, dieser hingebenden Liebe gegenüber bedurfte es seines berechneten Schürens nicht. Er schwor sich ihr zu mit den heiligsten Eiden, er war nahe daran, zu glauben, was er ihr sagte und gelobte und beschwor, und der Tag mit seinem Leben war schon emporgekommen, als sie endlich schieden.

Drittes Capitel.

Der Abmarsch der Truppen, die, erst zu einem Feldzuge gegen Rußland zusammengezogen und dann als Reserven für den Krieg in Frankreich bestimmt, den ganzen Winter und das halbe Frühjahr hindurch in der Stadt gewesen waren, verursachte an dem entscheidenden Tage viel Handel und Verkehr. Herr Flies hatte in seinem Comptoir mit Wechselgeschäften vollauf zu thun, und die Mutter, welche sonst derlei Hülfe schon seit Jahren nicht mehr zu leisten brauchte, hatte heute wieder einmal den Verkauf im Laden übernehmen müssen, denn manch ein Ring und manch ein Andenken wurden noch erhandelt.

Die Hausthüre stand nicht still, die Thürklingel kam nicht viel zur Ruhe. Auch auf der Treppe war beständige Bewegung. Seba sah den Grafen mehrmals gehen und wiederkehren. Jetzt wird er kommen, jetzt ist er da, jetzt muß es sein! sagte sie sich, jedes Mal zusammenschreckend, wenn er sich ihrem Zimmer näherte, aber wieder ging er vorüber, und das angstvolle Hoffen und das Horchen und das Sinnen und das Grübeln begannen auf's Neue.

Draußen schien die Sonne strahlend hell, aber Seba vermochte sich nicht daran zu erfreuen. Es war ihr, als leuchte die Sonne heute so unerbittlich in ihr Herz, daß es sich ihr in der Brust krampfhaft zusammenzog. Sie hätte die Augen gern von sich selber abgewendet.

Den ganzen Morgen blieb sie mit sich allein, nicht Vater, nicht Mutter fragten heut' nach ihr. Erst um elf Uhr, als die Kinder aus der Schule heimkehrten, kam Paul zu ihr und verlangte bei ihr zu bleiben, da die Kriegsräthin ausgegangen sei, den Abmarsch der Soldaten anzusehen.

Ja, entgegnete Seba, bleibe bei mir! Aber er verlor beinahe die Lust dazu, denn ihr Gesicht war traurig, und noch ehe sie ihm ein anderes Wort gesagt hatte, trat der Graf zu ihnen ein. Ohne des Knaben Anwesenheit zu beachten, fiel Seba dem Grafen um den Hals, indeß auch dieser sah nicht so heiter und so selbstzufrieden aus, als sonst.

Er umarmte Seba, er küßte sie, und küßte sie immer wieder. Er sprach leise mit ihr, daß Paul es nicht verstand, und endlich riß er sich aus Seba's Armen los, und Seba weinte bitterlich und laut.

Als der Graf schon auf der Schwelle stand, schrie Seba auf. Es schnitt dem Knaben durch das Herz. Gerhard, rief sie, Gerhard, so kannst Du von mir gehen?

Sie eilte ihm nach, sie klammerte sich an ihn, als wollte sie ihn ewig halten, und küßte ihn unter Thränen. Er

war erschüttert, er bat sie, sich zu beruhigen, sich zu fassen, auf ihn zu bauen, indeß sein Wort war eilig, sein Ton war kälter als sein Wort, und zum ersten Male glaubte sie ihm nicht.

Da, als er sich entfernen wollte, faßte sie seine Hand, und mit einer Kraft, die aus dem Tiefsten ihres Herzens kam, sagte sie: Gerhard, Du weißt es, ich liebe Dich sehr, sehr, und — fügte sie klanglos und bebend hinzu — es ist furchtbar, aber mir ist heute, als fühlten wir beide jetzt nicht dasselbe! Wenn Du mich vergessen, mich verlassen könntest! O, nur das nicht, nur das nicht! rief sie flehend aus, indem sie ihre Hände ängstlich wie zum Gebete faltete.

Der Graf blickte sie an, es zuckte durch sein Antlitz, er drückte sie noch einmal an sein Herz, und ohne ein Wort zu sprechen, eilte er von dannen.

Seba blieb mitten in dem kleinen Gemache stehen. Sie hörte, wie er fortging, die Treppe hinunter, wie er die Hausthüre öffnete, sie hörte den Vater und die Mutter mit ihm sprechen, sie hörte den Hufschlag seines Pferdes, und hörte denselben weiter und weiter verhallen. Horchend, als hinge ihr Leben an dem Schalle, hatte sie die Augen geschlossen, die Arme hingen ihr schlaff herab.

Das mißfiel dem Knaben. Er ging zu ihr, ergriff und schüttelte ihren Arm und sagte: Seba, mach' doch die Augen auf! Der Graf ist ja fort!

Sie folgte dem Worte unwillkürlich, und wie sie um sich her blickte, wie sie sich mit dem Knaben allein fand, dessen dunkle Augen unverwandt in ihren Mienen zu lesen suchten, da faßte sie mit beiden Händen nach ihrem Herzen und entfloh aus dem Gemache. Sie konnte an dieser Stätte nicht mehr bleiben, sie konnte das Geräusch und das Pferdegetrappel und das Rollen der Wagen nicht aushalten, die sich von der Straße vernehmen ließen, sie konnte die Sonne und das Licht des Tages nicht ertragen.

Paul hingegen sah zum Fenster hinaus, und das bunte Leben und Treiben belustigte ihn; es war kaum durchzukommen vor dem Hause. Die Packpferde, welche die Zelte und die Betten und die sonstigen Bequemlichkeiten der jungen Officiere trugen, die schweren Feld-Equipagen, welche den älteren Officieren nachgefahren wurden, die Fourgons und alles, was zum Train gehörte, kam zum Vorschein und machte sich breit, aber von den Truppen war noch nichts zu sehen.

Seit dem frühen Morgen standen die Soldaten auf dem Paradeplatze, von unbarmherziger Disciplin zusammengehalten, daß kein Glied sich regte, keine Miene sich verzog, wie auch die Sonne ihnen senkrecht auf den Scheitel brannte und die Zunge ihnen am Gaumen klebte. Aber nur die Gemeinen hatten es so übel, die Herren Officiere waren besser daran.

Schöne Frauen trippelten auf ihren Absatzschuhen

unter den Bäumen umher, welche den Platz umgaben, und manches zärtliche Wort ward noch gewechselt, mancher heimlich geleistete Eidschwur heimlich wiederholt; denn sie hatten recht fröhlich und recht vertraut mit einander verkehrt, die fremden Herren Officiere und die Frauen und Mädchen der Stadt, und sie hatten deß kaum ein Hehl.

Die Officiere rechneten es sich zur Ehre an, eine so schöne Begleitung zu haben, die Frauen waren stolz auf ihre vornehmen und prächtigen Verehrer. Wie zu einem Spiele zogen die jungen Herren aus, wie zu einer Lustreise gingen sie in den Krieg gegen die elende Rotte von Empörern jenseits des deutschen Rheines. Sie erbaten sich und erhielten Aufträge für Paris, das auch diese Heeresabtheilung früher oder später zu erreichen hoffte.

Die Kriegsräthin schärfte es ihrem Freunde, dem Hauptmanne, noch besonders ein, den Grafen Berka an den goldenen Chignonkamm zu erinnern, den er ihr aus Paris mitzubringen versprochen hatte, und sie that sicherlich wohl mit dieser Mahnung, denn der Graf, der auf der anderen Seite des Platzes eben vor seiner Schwadron hielt, sah nicht danach aus, als ob er an solchen Auftrag in diesem Augenblicke dächte.

Er hatte die Kriegsräthin gar nicht bemerkt, als sie dem Vorüberreitenden ihren Gruß zugewinkt, er bemerkte überhaupt nicht viel von dem, was um ihn vorging. Nur zwei Augen sah er — zwei große, dunkle Augen schwebten

ihm vor der Seele, die sich thränenschwer zu ihm erhoben, und zwei Arme streckten sich flehend gegen ihn aus, und er hörte den bangen Aufschrei eines verzweifelnden Herzens.

Er hätte sie gern vergessen mögen, diese Augen und diesen Ton! Er hätte lachen mögen über die Scherze seiner Cameraden, die ihn fragten, warum er keine Begleitung habe und wie es mit der Wette von neulich stehe. Aber so leicht sein Sinn auch war, das Lachen und Scherzen gelang ihm heute nicht, und seine Gedanken wollten ihm nicht gehorchen. Sie kehrten, wie er sich auch vorwärts wendete, in jenes stille Gemach zurück, zurück zu eines armen Weibes Schmerz!

Er athmete erst auf, als er die Stadt verlassen hatte, als das Thor schon lange hinter ihm lag und die Landstraße sich vor ihm in weiter Ferne aufthat. Seine Cameraden hatten ihn nie so finster und so still gesehen, und finster sah heute manche Stirne aus, still war es heut' in manchem Hause.

Die ganze Stadt kam ihren Bewohnern nach dem Abzuge der Truppen recht verödet vor. Mit den Festtagskleidern, die man zu Ehren der kriegerischen Gäste getragen, legte man bald auch die Leichtlebigkeit ab, in der man sich die Zeit her bewegt hatte. Die Rührigsten schienen müde zu sein und ruhten unwillkürlich aus, ohne Freude an der Ruhe zu haben. Die Einen hatten mehr Kräfte, die Anderen mehr Zeit und mehr Geld aufgewendet, als sie ge-

merkt und gewollt, und in gar vielen Häusern, in denen man noch vor wenigen Tagen fröhlich, als ob die Heiterkeit gar kein Ende haben könnte, beisammen gewesen war, weilten jetzt die Frauen einsam in ihren Stuben, ohne Lust, ihre Freundinnen aufzusuchen, und ohne Neigung, sich es vom Gesichte ablesen zu lassen, wie ihnen eigentlich an diesem Aschermittwoch nach dem militärischen Carneval zu Muthe war.

Die Zeit wurde den Frauen lang, nun sie nicht mehr so heiter unterhalten wurden, aber Seba wurde die Zeit nicht lang, wenn schon die Tage und die Stunden auf ihr lasteten, daß sie fast davon erdrückt ward. Finster und schweigend saß sie in ihrer Stube oder auf dem gewohnten Platze der Mutter gegenüber, die Lippen zusammengepreßt, den Kopf brennend und schwer von einem Denken, das ohne Ausweg sich mit zermalmender Schärfe immerfort im Kreise drehte, von zagender Hoffnung, von zweifelndem Vertrauen und schwerem Bangen umhergetrieben.

Im Hause und in des Vaters Geschäften ging Alles den gewohnten Gang. Die Eltern sahen es wohl, daß Seba niedergeschlagen war, aber sie hofften, da nun des Grafen Besuche und Galanterien ein Ende hatten, werde sie ihn bald vergessen und sich mit ihrem guten Verstande den ganzen kleinen Liebeshandel aus dem Sinne schlagen. Man dachte darauf, sie einmal durch eine schon lange geplante Reise zu zerstreuen, und der Vater ergriff jetzt doppelt

gern jede Gelegenheit, seine Tochter mit Fremden in Berührung zu bringen, von deren Unterhaltung er sich ein Vergnügen für sie versprechen konnte.

Eines Morgens, es war nur wenige Wochen nach dem Abmarsch der Truppen, kam gegen den Mittag hin der Architekt zu ihm, der nun schon seit Jahr und Tag im Orte wohnte. Denn seit Herbert den Kirchenbau in Richten übernommen hatte, waren ihm auch andere Bauten in der Provinz übertragen worden, und in jedem Betrachte noch frei und ledig, hatte er sich aus seiner rheinischen Heimath in diese entlegene Provinz übergesiedelt, um seine mannigfachen Arbeiten auf diese Weise sicher leiten und beaufsichtigen zu können.

Weil nun der Freiherr von Arten seine Geldgeschäfte alle dem Herrn Flies überantwortete, war Herbert mit demselben bereits hier und da im Auftrage des Freiherrn in Berührung gekommen, und einem Auftrage des Barons galt auch sein heutiger Besuch.

Es war nämlich neuerdings in Richten mehrmals von einem mittelaltrigen Waschgeräthe gesprochen worden, welches die Herzogin in Baudricour hatte zurücklassen müssen und dessen Verlust sie stets beklagte. Der Freiherr hatte es, da es ein Familien-Erbstück und ein hochgehaltenes Meisterwerk aus dem fünfzehnten Jahrhundert war, seiner Zeit in Baudricour bewundert und der Marquis bei der Unterhaltung eine ungefähre Zeichnung davon

entworfen, die von dem Architekten vervollkommnet und unter dem Beirathe der Herzogin so lange umgemodelt worden war, bis sie zu ihrer Freude einen völlig richtigen Abriß des ihr werthen Gegenstandes vor sich zu haben erklärte. Aber eben das Betrachten der Zeichnung machte an jenem Abende das Bedauern der Herzogin über den Verlust und die wahrscheinliche Zerstörung des schönen Geräthes erst recht lebhaft. Auch die Baronin äußerte ihr Wohlgefallen an den edeln Formen und den sinnreichen Verzierungen, und so entstand in dem Freiherrn, der es liebte, den Personen seiner Umgebung Freude und eine Ueberraschung zu bereiten, der Gedanke, heimlich zwei solcher Waschgeräthschaften anfertigen zu lassen: das eine für die Herzogin, das andere, bei welchem an die Stelle des Duras'schen Wappens das Arten'sche angebracht werden sollte, für die Baronin. Aber das Arten'sche Wappen ließ sich seiner Gestalt nach nicht so leicht als das Duras'sche in die auf dasselbe berechneten Formen der Geräthschaften einfügen, und eben deßhalb hatte der Baron, der nicht leicht einen Einfall aufzugeben pflegte, von dem er sich eine Genugthuung versprach, sich schriftlich mit dem Ersuchen an Herbert gewendet und ihn um eine genaue Besprechung der Arbeit mit dem Juwelier gebeten.

Der Auftrag war in künstlerischer Hinsicht anziehend und in seinem Geldwerthe sehr bedeutend. Die beiden Sachverständigen ließen sich also Zeit bei ihrer Unter=

redung, und Madame Flies kam, ihren Mann an die Mittagsstunde zu erinnern, ehe man noch zu einem völligen Abschlusse über die Arbeit gelangt war. Abbrechen mochte man die Unterhaltung nicht, und da man sie eben so gut bei Tische beenden konnte, thaten die gastfreien Eltern, deren Haus in letzter Zeit sich noch häufiger als früher unerwarteten Gästen aus den verschiedensten Lebenskreisen geöffnet hatte, dem Architekten den Vorschlag, ihre Mahlzeit zu theilen.

Der Baumeister hatte Madame Flies und Seba noch nicht gesehen. Die Schönheit der Tochter zog ihn an, die etwas dringliche Gastlichkeit der Mutter fiel ihm komisch auf, ohne ihm jedoch unangenehm zu werden, und da sich ohnehin beim Essen und bei einem guten Glase Wein manches Ungefüge schneller fügt, so war man bald mit den Verabredungen über die Gefäße und Geräthschaften im Klaren. Herbert versuchte es also, Seba, welche an diesem Tage sich grade wieder doppelt unglücklich fühlte, weil die wöchentliche Post ihr noch immer keine Kunde von dem Geliebten gebracht hatte, in eine lebhaftere Unterhaltung zu ziehen, aber Herr Flies kam ihm mit einer Frage nach dem näheren Ergehen der freiherrlichen Familie und nach dem Leben der Herrschaften auf Schloß Richten unwillkürlich hindernd in den Weg.

Herbert wußte davon gar Mancherlei zu melden. Er schilderte die glänzende Geselligkeit, welche dort herrschte,

und den heiteren Ton, der durch die Herzogin in Richten eingeführt sei. Weil sie selbst sich in der Gegend und unter dem dortigen Adel wohlbefand, hatten sich auf ihren Rath in den benachbarten Städtchen verschiedene ihrer ebenfalls flüchtigen Landsleute niedergelassen, und diese ganze ausländische Gesellschaft hatte, wie Herbert erzählte, allmählich Richten und den Salon der Herzogin zu ihrem Mittelpunkte gemacht.

Sie sprechen von dem Salon der Frau Herzogin, bemerkte Seba's Mutter, als ob sie die Herrin von Schloß Richten wäre!

Nun, meinte Herbert lächelnd, in gewissem Sinne ist sie das in der That. Sie bestimmt und befiehlt dort ziemlich unumschränkt, und wenn der heimische Adel jetzt viel mehr als vor zwei, drei Jahren nach Richten eingeladen und in Richten gesehen wird, so geschieht dies, glaube ich, gleichfalls nur auf den Antrieb der Frau Herzogin, damit die französische Einwandrung dort nicht gar zu auffallend erscheine und das Hofhalten der Herzogin ein wenig verdeckt werde.

Herr Flies schüttelte mißbilligend das Haupt. Wäre es nicht eine so gute Sache, daß die Franzosen den verrotteten Zuständen in Frankreich zu Leibe gehen, und solch ein Glück für die ganze Welt, wenn sie in ihrem Lande eine vernünftige Staatsform begründeten, deren Rückwirkung auch auf uns nicht ausbleiben würde, sagte er,

so möchte man wirklich wünschen, die deutsche Coalition könnte diese ganze Emigranten-Gesellschaft wieder über den Rhein zurückführen, nur damit wir sie los würden, und zwar je eher, je lieber!

Herbert bemerkte, daß die Emigranten-Gesellschaft, welche sich im Schlosse zusammenfinde, den Freiherrn gewiß große Summen kosten müsse, denn man führe jetzt dort ein wahrhaft fürstliches Leben.

Ja, versetzte der Juwelier in seiner kurzen und stets bestimmten Weise, der Herr Baron von Arten braucht jetzt viel Geld.

Und was sagt die Frau Baronin dazu? fragte Madame Flies, die sich nach Frauenweise augenblicklich in die Lage der Hausfrau versetzte, deren Rechte ihr bedroht erschienen.

Die Frau Baronin ist schwer zu beurtheilen, antwortete Herbert zurückhaltend, und sowohl der Juwelier als seine Frau bemerkten, daß er eine nähere Erklärung vermeiden wolle. Indeß Herr Flies mußte Gründe haben, das Gegentheil zu wünschen, und den Architekten bei dem Gegenstande festhaltend, rief er: Warum schwer zu beurtheilen? Die Berka's sind solide Leute, Leute, die so viel ich von ihnen weiß, auf ihre Art still, man könnte sagen, bürgerlich in Berka leben. Einer Frau, die so erzogen ist, kann, glaube ich, der Train nicht recht gefallen, der jetzt in Richten geführt wird. Das französische Wesen

ist nebenher auch nicht der Berka's Sache. Wir haben das ja, bemerkte er, sich gegen Frau und Tochter wendend, an dem jungen Grafen hier gesehen. Und für Herbert fügte er erklärend hinzu: Wir hatten hier im Hause den zweiten Bruder der Frau Baronin, den jüngsten Grafen Berka, im Quartier. Einen schönen Menschen! Etwas obenaus, wie all die jungen Herren, aber sonst ein artiger junger Mann!

Seba hätte vergehen mögen. — Ihr Vater, ihr guter, vertrauensvoller Vater, rühmte den Grafen!

Herbert jedoch legte, wie es schien, auf dieses Lob des jungen Edelmannes kein Gewicht. Ja, ich kenne ihn, sagte er flüchtig: er ist ein schöner Officier. Schön, sehr schön ist seine Schwester auch, aber sie besitzen beide den Adelstolz und Hochmuth, der ja, wie ich höre, hier zu Lande von den Berka's sprüchwörtlich sein soll.

Nun, doch mit Ausnahme, doch sehr mit Ausnahme, wendete die Mutter wohl- und selbstgefällig ein. Von dem Herrn Grafen Felix, dem Majoratsherrn, der manchmal bei uns im Laden gewesen ist, und von den alten Herrschaften mag das wahr sein, aber von dem jüngsten Herrn Grafen, der oben bei dem Kriegsrath im Quartier war, konnte man das nicht sagen. Er ist viel bei uns aus- und eingegangen; ein liebenswürdiger junger Mann und wirklich gar nicht stolz, im Gegentheil, man hätte sagen können ....

Laß es gut sein, fiel der Vater ihr in die Rede, und

ein bitteres Lächeln spielte um seinen fein geschnittenen Mund. Man kennt diese Herablassung der Herren Edelleute, und vielleicht haben der Herr Architekt auch schon gelegentlich etwas davon erfahren oder bekommen noch einmal davon zu reden. Ich habe Dir und Seba Euer Vergnügen an der Gesellschaft des Herrn Grafen und der anderen jungen Herren nicht stören mögen — warum sollte ich das auch? Aber es ist gut, daß Ihr nicht nöthig gehabt habt, ihn auf die Probe zu stellen und zu sehen, ob er je vergessen hat, wer er ist und wer wir sind.

Und dem Vater gegenüber saß seine Tochter, saß Seba, die jedes dieser Worte wie ein Dolchstoß traf.

Sie haben Recht, Herr Flies, mein Mann ist der Graf Berka auch nicht! rief der Architekt. Ich habe ihn neulich, als ich in einem Speisehause zufällig mit Bekannten in seiner Nähe saß, in einer Weise von den Frauen und von seinen Eroberungen reden und in der Weinlaune Wetten über den von ihm zu erreichenden Besitz eines jungen Mädchens eingehen hören, wie nur ein ganz frecher Wüstling sie zu machen vermag! Ob er daneben — Herbert hielt inne, eine plötzliche Ideenverbindung machte ihn verstummen. Auch die Eltern wurden achtsam, denn Seba wechselte die Farbe und fuhr matt mit ihren Händen nach der Brust.

Sie ertrug es nicht länger. Der Tag, das Licht, das Leben ängstigte sie heute wieder so, wie an jenem Morgen.

Das Dasein that ihr wehe. Es faßte nach ihrem Herzen, nach ihrem Hirn, von allen Seiten drang es auf sie ein — spottende Blicke, höhnisches Lachen und die eigene Unseligkeit! Sie wollte fliehen, das Zimmer verlassen, aber die Glieder versagten sich dem Dienste, der Kopf schwindelte ihr. Sie stand auf, und sich mühsam aufrecht erhaltend, eilte sie davon.

Viertes Capitel.

Es waren durch alle die Jahre hindurch immer sehr gemischte Empfindungen, mit denen Herbert nach Schloß Richten kam. Seine Bauarbeit versprach ein schönes Gelingen, aber sie schritt nicht so schnell vorwärts, als er es wünschte, weil die Schwierigkeiten alle zugetroffen waren, auf welche er gleich Anfangs aufmerksam gemacht hatte, und weil man ihm von Seiten der Gutsherrschaft nicht immer mit den zugesagten Arbeitskräften und Mitteln zur Seite stand, da sich die Kosten des Baues, wie Herbert es gleichfalls vorausgesagt hatte, eben durch die Ungunst des Terrains weit bedeutender gesteigert hatten, als der Freiherr es erwartet haben mochte. Indeß derselbe beschwerte sich darüber in keiner Weise; die wachsende Geldausgabe regte in ihm vielmehr nur das Verlangen an, nun auch etwas vollständig Gelungenes und Bedeutendes zu schaffen, und da er bei Beginn des Unternehmens von dem Baumeister einmal auf die gute Wirkung hingewiesen worden war, welche ein Bauwerk, vom Schlosse und von der

Terrasse aus gesehen, auf der Höhe machen würde, so kam er immer wieder darauf zurück, dort oben irgend ein Monument als Aussichtspunkt zu errichten, bis er endlich auf den Gedanken gerieth, da man nun die Kirche in Rothenfeld erbaute, die zuerst beabsichtigte Capelle auf der Höhe im Parke aufzuführen. Es war dabei von ihm nur auf einen kleinen, aber mit seinem Kreuze weithin sichtbaren Bau abgesehen; dennoch stieß der Freiherr auch in diesem Falle auf ein abmahnendes Widerstreben bei Angelika.

Ob die Baronin nicht zu übersehen vermochte, welchen den Gesammteindruck krönenden Abschluß man mit dem Capellenbau erzielen könnte, ob es richtige ökonomische Bedenken waren oder ob irgend ein anderer Grund sie bestimmte, sich gegen den Plan auszusprechen, das konnte Herbert nicht ergründen. Er konnte überhaupt über diese Frau und namentlich über ihr Verhalten gegen ihn selbst durch all die Jahre nicht in das Reine kommen. Wenn er sich zu ihr hingezogen, von ihrer Theilnahme, ihrer Güte und Schönheit gefesselt, ja beherrscht fühlte, so stieß sie ihn im nächsten Augenblicke wieder einmal gewaltsam ab, und grade diese Ungleichheit ihres Betragens trug dazu bei, seine Phantasie mit ihrem Bilde zu beschäftigen. Er konnte ihr nur zürnen, wenn sie ihm gegenüberstand, wenn ihr kaltes Wort, ihr stolzer Blick ihn einmal trafen; war er fern von ihr, so erschien sie ihm stets in dem sanften Schimmer ihrer Schönheit, er freute sich darauf, sie bald

einmal wiederzusehen, er hatte eine Genugthuung daran, etwas für ihren Dienst zu übernehmen, und wenn er sie auch fortdauernd im Vollbesitze aller Glücksgüter sah, ertappte er sich oft darauf, daß er sie in seinem Geiste immer nur die arme Baronin nannte, und daß er ihrer mit Hingebung gedachte, weil sie ihm, er wußte selber kaum weßhalb, beklagenswerth erschien.

Anders verhielt es sich mit dem Baron. Er war völlig wieder der frühere, selbstgewisse Herr geworden und hatte es kein Hehl, daß er diese günstige Stimmung der Gesellschaft seiner Freundin, der Herzogin, verdanke, deren leichtlebiger Gleichmuth ihn zur rechten Zeit daran erinnert habe, welche Quellen der Zufriedenheit jedweder Mensch besitze, der weise genug sei, sich den Sinn frei zu erhalten, sich nicht von Zufällen beunruhigen und sich nicht vor der Zeit altern zu lassen. Mit den Erinnerungen und Gewissensbissen der Vergangenheit hatte er vollkommen abgeschlossen, ja, er begriff es, Dank dem Zuspruche der Herzogin, kaum noch, wie sie ihn jemals in so sinnverwirrender Weise hatten peinigen können. War es denn seine Schuld, daß der gewaltsame Starrsinn Paulinens sie verhindert hatte, sich nach hergebrachter Weise in das Vernünftige und Nothwendige zu fügen, daß sie ihrer Leidenschaftlichkeit mehr als der Vernunft Gehör gegeben? Oder was konnte er dafür, daß ein unglücklicher Zufall seiner Gattin ein Geheimniß enthüllt hatte, welches ihr besser

verborgen geblieben wäre? Er hatte Stunden, in denen er mit seiner Gattin um ihres Ernstes willen recht unzufrieden war, und wenn er auch von dieser Unzufriedenheit, welche sich nicht nur auf Angelika, sondern auch auf den Caplan erstreckte, der sich mehr und mehr von der im Schlosse herrschenden Geselligkeit zurückzog, nicht viel merken ließ, so kamen doch die Augenblicke immer häufiger, in denen die Herzogin ihm das Geständniß derselben abzulocken wußte. Das gute Einvernehmen zwischen den beiden alten Freunden knüpfte sich dadurch fest und fester, und, wie Herbert es bezeichnet hatte, die Herzogin bestimmte und leitete das Leben im Schlosse fast ausschließlich.

Es war ein herrlicher Sommertag, an welchem der Baumeister nach jenem Mittage im Flies'schen Hause wieder in Richten eintraf. Die Fenster des unteren Geschosses, welche bis zum Boden herniedergingen, waren geöffnet, die Luft regte sich nicht, die Wolken schwebten wie flüssiges, durchsichtiges Silber an dem blauen Himmel. Ueberall hörte man Vogelsang, überall spielten aufsteigend und sich in sich selber drehend zahllose Mückenschwärme im warmen Sonnenscheine. Oben auf der First des alten Thurmes sah die junge Storchfamilie nach den heranfliegenden Alten aus, und aus dem fetten Grün des Rasens wuchsen, von der Wärme gelockt, die Butterblumen, die Campanula, die Scabiosen und eine Fülle farbiger Gräser hervor. Aus den Volièren auf der Terrasse tönte

das Gezwitscher und das Singen ihrer gefiederten Bewohner, und die großen Windspiele des Barons sprangen in langen Sätzen neben einander her, ohne auf den kleinen Mops der Herzogin zu achten, der ruhig in der warmen Sonne da lag, leise und träge mit den großen, schwarzen Augen blinzelnd, wenn eines der Windspiele in raschem Sprunge über ihn fortsetzte.

Wie immer hatte Herbert an der herrschaftlichen Tafel gespeist und seine kurze geschäftliche Unterhaltung mit dem Freiherrn gehabt, ehe dieser sich zurückzog. Nun war die Zeit der Mittagsruhe vorüber, die Wärme fing an nachzulassen, und der Kaffee sollte deßhalb im Freien eingenommen werden. Eine chinesische Strohmatte war auf dem Boden ausgebreitet, um gegen die Feuchtigkeit zu schützen, welche von dem Gewitterregen des frühen Morgens etwa noch im Erdreiche zurückgeblieben sein konnte.

Die Herzogin, welche nur selten einmal geneigt war, sich Bewegung zu machen, saß ruhig im Sessel und drehte die kleine emaillirte Tabacksdose mit dem Bilde der Königin Marie Antoinette in der Hand, während die Diener mit den silbernen Theebrettern herbeikamen, um den Kaffee in kleinen Tassen von Sèvres-Porcellan herumzugeben. Sie war heller gekleidet als gewöhnlich, und als der Freiherr ihr die Bemerkung machte, daß ihr dies vortheilhafter stehe, meinte sie, man müsse es dem Wetter nachthun, das jetzt so freundlich sei, und es sei ihr hier ja auch so heiter,

so völlig heimisch zu Sinne, daß sie es aus Dankbarkeit darauf angelegt habe, ihm zu gefallen.

Der Baron machte ihr das Compliment, welches diese Aeußerung verlangte, man begann zu scherzen, und obschon Herbert dieses Mal nur wenige Wochen von Richten entfernt gewesen war, fiel es ihm doch wieder auf, wie das Leben und das Behaben seiner Bewohner sich immer mehr verändert hatten, seit er zum ersten Male dorthin gekommen war.

Damals hatte der Freiherr doch mit seiner Gattin und mit dem Caplan seine Muttersprache geredet, jetzt sprach er, wo dies irgend thunlich war, das Deutsche nicht, während der Marquis, der sichtlich bemüht war, es zu erlernen, Herbert's Anwesenheit, mit welchem er fast gleichen Alters war, zur Uebung in der ihm neuen und fremden Sprache zu benutzen liebte. Sie waren auf diese Weise in eine Art von näherer Bekanntschaft gerathen und auch an dem Nachmittage auf der Terrasse plaudernd umhergeschlendert, bis ein Zufall sie in das geöffnete Billardzimmer führte, in welchem man die Rapiere, die Fleurets und überhaupt die Geräthschaften bewahrte, deren man zu körperlichen Uebungen bedurfte. Der Marquis, welcher ein Meister in denselben war, forderte den Architekten auf, ein paar Gänge zu machen, und nachdem man sich damit genug gethan hatte, nahm der bewegliche Franzose schnell ein Racket in die Hand, Herbert zum Federballspiele einladend.

Jeder Müßige nimmt, ohne es zu wollen, an der Beschäftigung Theil, welche er vor seinem Auge ausüben sieht, und bald hatte die Sicherheit der Spielenden die Zuschauer so lebhaft gefesselt, daß deren Unterhaltung sich nur noch auf sie bezog.

Herbert schlägt den Ball so sicher, wie er den Zirkel und das Richtmaß führt, bemerkte der Freiherr, indem er dem Diener seine geleerte Tasse reichte.

Ja, meinte die Herzogin, welche kurzsichtig war und das Glas vor die Augen genommen hatte, er ist Meister in dem Spiele, er übertrifft selbst den Marquis, den man sonst dafür bewunderte und der es, ich kenne diese kleine Eitelkeit an ihm, auch sicher nur in Vorschlag gebracht hat, um die gewohnte Bewunderung zu ernten.

Kaum irgend eine andere Uebung ist so geeignet, die Schönheit und Anmuth der Gestalt zu zeigen, als eben dieses Spiel, hob der Freiherr nach einer Weile, in welcher man ihnen schweigend zugesehen hatte, wieder an, und Herbert ist in der That ein ungewöhnlich wohlgestalteter Mann. Sehen Sie, wie schlank der Oberkörper an den Hüften einsetzt und wie frei der kräftige Nacken sich auf den breiten Schultern bewegt. Er gleicht seinem Vater ungemein, der selbst in Italien, in dem Lande der schönen Mannesgestalten, noch durch seine Wohlgestalt Aufsehen erregte. Dazu hat er viel Verstand und ein schickliches Betragen.

Gewiß, bekräftigte die Herzogin, die sich seit langer Zeit darin gefiel, Herbert's Beschützerin zu machen und seine Vorzüge an das Licht zu bringen. Finden Sie nicht, liebe Angelika, daß er wirklich die Tournure eines Mannes aus unserer Gesellschaft besitzt? Und er hat mehr Geist, mehr Herz, mehr Schwung, als Mancher der Unserigen.

Die Baronin hatte bis dahin schweigend da gesessen und offenbar der ganzen Unterhaltung nicht zugehört; denn erst, als man ihr die Frage wiederholte, fuhr sie wie aus tiefem Sinnen auf und bejahte sie flüchtig.

Die Herzogin wollte wissen, was sie beschäftigt hätte; sie vermochte es aber nicht zu sagen. Sie meinte, das Werden des Frühjahres und die Herrlichkeiten des Sommers hätten sie stets gerührt, und ergriffen sie dieses Mal so gewaltig, daß sie sich versucht fühle, eine Ahnung darin zu erkennen. Man redete ihr das aus, der Baron pries ihr gutes Aussehen, ihre blühende Farbe, und die Herzogin rief: Es ist zu viel Gesundheit, zu viel Lebensfülle, lieber Freund, die unsere Angelika so schwermüthig machen. Gewiß, meine Theure, Sie dürfen um meinetwillen Ihre Jahre nicht vergessen, Sie haben starke Spaziergänge, Sie haben Bewegung nöthig.

Ich promenire täglich! versicherte die Baronin.

Ja, Sie promeniren, so viel als meine Bequemlichkeit es zuläßt und begehrt, meinte die Herzogin. Aber fragen

Sie Ihren Mann, wie leichtfüßig ich war, wie schnell zu Pferde, wie schnell zu jedem Spiel, als ich Ihr Alter hatte! Allons, meine schöne Cousine, dort ist ein Mittel, Ihre Schwermuth los zu werden. Schnell ein Racket, meine Herren, die Frau Baronin wünscht von der Partie zu sein.

Die Spielenden wendeten sich bei dem Anrufe zu ihnen, der Marquis, welcher sich alle die Jahre hindurch vergebens bemüht hatte, der kalten Deutschen, wie er die Baronin nannte, eine wirkliche Theilnahme abzugewinnen, eilte in den Saal, das Racket zu holen, und obschon widerstrebend, ließ Angelika sich endlich von den Bitten der beiden jungen Männer und von dem Zureden des Freiherrn bestimmen, sich als Dritte zu den Spielenden zu gesellen.

Es war lange her, daß sie sich einem solchen Vergnügen überlassen hatte. Die lebhafte Bewegung, der fröhliche Zuruf des Marquis erheiterten sie, die große Geschicklichkeit und die vollendete Anmuth Herbert's reizten sie, es ihm gleich zu thun, und der Beifall der Herzogin, das zustimmende Lachen ihres Mannes regten ihren Ehrgeiz auf. Sie wollte der Herzogin beweisen, daß auch eine Deutsche der Sicherheit und Grazie nicht entbehre, und wie sie sich in dem leichten, wallenden Gewande hinbewegte, wie die blaßblauen Bänder von ihrem schlanken Leibe niederflossen und vom Lufthauche bewegt in ihren blonden Locken spielten, sah sie so schön aus, daß ihr aus

dem entzückten Auge Herbert's, der sich mit der Wonne eines Künstlers und mit der heißen Seele eines jungen Mannes an ihrer Schönheit erfreute, ein gewisses fröhliches Siegesgefühl durch das Herz zog.

Sie vergaß es, wie schwermüthig sie sich eben erst gefühlt hatte, sie vergaß, daß es ein Sterben gäbe, so voll Leben klopfte es in ihren Adern.

Immer rascher flogen die Bälle von Einem zum Andern, immer lebhafter wurden die Wendungen, mit denen man ihnen begegnen mußte; da, als die Lust der Spielenden ihnen Allen Flügel geliehen zu haben schien, rief plötzlich die Herzogin, daß nun die Reihe der Vergnügungen auch an sie käme und daß man sie über das Ballspiel nicht vergessen möge.

Sie war gewohnt, seit sie in Richten lebte, Nachmittags ihr Whist zu spielen. Der Baron und der Marquis machten dann ihre Partner, und wie dieser sich auch dagegen sträubte, wie jener auch für die Jugend sprach, da die Fröhlichkeit seiner Gattin ihm Freude gewährte, die Herzogin bestand mit scherzendem Eigensinne auf ihrem Willen. Der Spieltisch wurde in einem der Zimmer aufgestellt, der Baron führte sie hinein, und als der Marquis mit komischem Seufzer sein Racket aus der Hand legte, wollten auch die Baronin und Herbert ihr Spiel beenden, aber die Herzogin gab das nicht zu. Sie behauptete, auf ihre Kartenpartie verzichten zu müssen, wenn Angelika

sich dadurch in ihrer Unterhaltung und im Genusse des schönen Tages stören lasse, und da auch der Baron seine Frau aufforderte, noch im Freien zu bleiben, so gab sie nach.

Indeß sie war durch die Unterbrechung, wie sie meinte, aus dem rechten Zuge gekommen, und das mußte auch bei Herbert der Fall sein, denn nun sie ohne den Marquis und ohne ihre Zuschauer auf einander angewiesen waren, wollte es mit dem Spiele nicht mehr gehen. Die Baronin schlug nicht weit genug, der Ball verfehlte sein Ziel, sie fing ihn auch nicht immer so sicher, obschon Herbert sein Bestes that, und nach verschiedenen Versuchen, sich wieder in den früheren Gang zu bringen, reichte sie das Netz und ihren Ball dem Architekten hin, weil sie zu müde sei, das Spiel noch fortzuführen.

Sie wollte sich niedersetzen, Herbert warnte sie davor, da sie sich erhitzt hatte, und nachdem sie eine Weile in mannigfach wechselndem Gespräche auf und nieder gegangen waren, kam Herbert, als sie die Höhe im Lichte der sinkenden Sonne vor sich liegen sahen, natürlich auf den Capellenbau zu sprechen. Da dem Baumeister die Ausführung seines Planes vor allen Dingen am Herzen lag, so erbat er sich von der Baronin die Gunst, sie durch den Park noch einmal auf die Höhe und an den für die Capelle bestimmten Platz hinaufgeleiten zu dürfen, weil er es seiner Beredsamkeit zutraute, sie für das Vorhaben an Ort und Stelle gewinnen zu können. Sie zeigte sich

jedoch Anfangs nicht geneigt dazu, da er aber seine Bitte wiederholte und der Freiherr selbst schon bei der Mahlzeit diese Besichtigung vorgeschlagen hatte, so willigte sie ein, und sie machten sich auf den Weg.

Wie sie nun so durch den Garten hinschritten, ging Herbert gleich daran, der Baronin die Sache noch einmal vorzutragen, und sein Plan war so wohl erwogen, er setzte ihn so beredt und mit so viel Schönheitsgefühl aus einander, daß es fast unmöglich war, sich nicht dafür einnehmen zu lassen. Auch begriff Angelika ihn gar wohl, das verriethen die Zwischenfragen, welche sie that. Da aber jedes Verstehen und jedes Verstandenwerden eine Befriedigung in sich tragen, so wurde, je weiter man kam, sein Erklären wärmer, ihr Eingehen auf dasselbe lebhafter, und mit der geistigen Erregung der beiden steigerte sich die Schnelligkeit ihres Ganges, bis Angelika, als man sich etwa auf der halben Höhe des Hügels befand, plötzlich stehen blieb und tief aufathmend eine kurze Rast verlangte.

Sie lehnte sich an den Stamm einer jungen Birke, und wie die lang herniederhangenden Zweige derselben, an denen die warmen, duftigen Blätter mit ihrem hellfunkelnden Grün sich wie geflügelt an ihren Stengeln wiegten, das rosige, vom raschen Gange leicht gefärbte Antlitz der Baronin umspielten, gestand sich Herbert, daß er niemals eine schönere Frau gesehen habe. Er hätte es ihr

gern sagen mögen, der Ausruf der Freude drängte sich ihm auf die Lippen; indeß er hielt ihn vor der hochgebornen Frau zurück, aber er hätte in dem Augenblicke viel darum gegeben, ihr aussprechen zu dürfen, wie ihr Anblick ihm das Herz entzücke.

Es mußte davon etwas in seinen Mienen zu lesen sein, denn Angelika lächelte ohne zu wissen weßhalb. Wie ihm ihre Schönheit wieder einmal so beseligend aufgefallen war, so fiel es ihr in demselben Momente plötzlich ein, daß sie ohne Begleitung mit ihm fortgegangen sei, und sie sagte, diesem Gedanken folgend: Kommen Sie, wir sind weit vom Schlosse und haben noch eine Strecke zu steigen. Es könnte dunkel werden, wenn wir uns nicht beeilen!

Er ahnte ihre Befangenheit, wie sie seine Bewunderung errathen hatte, und das brachte sie ihm näher. Er fragte, ob sie ihm erlauben wolle, ihr seinen Arm anzubieten? Sie wagte nicht, seinen Beistand auszuschlagen, eben weil sie besorgte, er könne darin entweder eine Geringschätzung sehen, die sie dem jungen, von ihrem Manne hochgeschätzten und liebenswürdigen Künstler nicht anthun mochte, oder er könne etwa gar auf den Einfall gerathen, daß sie das Alleinsein mit ihm unsicher mache, und diese Möglichkeit widerstrebte ihr noch mehr. Sie gab ihm also den Arm, und wie er nun das schöne Weib an seiner Seite fühlte, wie ihr Schritt mit dem seinen rhythmisch

zusammenfiel, ihr flatterndes Haar, da er sich zu ihr wendete, seine Wange, ihre Schulter die seine berührte, da vergaß er Alles, außer dem Vollgefühle seiner Jugend und seiner Kraft. Die Luft, das Licht, der Duft, welcher aus der frisch aufquellenden Erde und aus den tausend Blätterknospen strömte, der Vogelsang, der von allen Enden sich hören ließ, und die eigene Lebensfülle und der Wiederschein des Himmels aus Angelika's strahlenden Augen machten ihn von Herzen froh. Er ging schneller und schneller, aber Angelika beschwerte sich nicht darüber, denn auch ihr war der Fuß beflügelt und die Brust erweitert. Es schien ihr, als hebe er sie mit sich empor, es freute sie, sich von seiner Kraft getragen zu fühlen und gleichen Schritt mit seiner Rüstigkeit halten zu können.

Sie hatten schon lange nicht mehr mit einander gesprochen, als sie die Höhe erreichten, und doch war ihnen beiden ganz anders zu Muthe, als da sie ihren Weg begonnen und als in dem Augenblicke, in welchem sie gerastet hatten. Sie befanden sich nun auf dem Punkte, auf den Herbert sie zu führen verlangt hatte. Die Sonne war schon im Sinken, oben auf der Höhe wehte die Luft frischer. Die Baronin blieb eine Weile in Betrachtung versunken stehen. Sie dachte nicht daran, daß ihr Arm noch auf dem Arme des jungen Mannes ruhe, und er hütete sich, sie daran zu erinnern. Mit dem Weben der Natur, mit dem Hinblick in die Ferne war eine Reihe

von Gedanken in ihm rege geworden, und der schwungvollen Freude folgte ihre Schwester, die Wehmuth. Es war ohnehin das erste Mal, daß er Angelika in allen den Jahren wahrhaft heiter und jugendlich froh gesehen hatte, und daß dieser Frohsinn so schnell entschwand, daß sich über ihr Antlitz schon wieder der Schleier der Melancholie herniedersenkte, das vermehrte seine elegische Bewegtheit.

Wir sind an der Stelle, hier müßte die Capelle stehen! sagte er endlich, aber er konnte sich nicht überwinden, ihr hier die früheren Erklärungen zu wiederholen. Es kam ihm Alles so gering vor neben dem, was er empfand, was auch Angelika — er zweifelte nicht daran — empfinden mußte, denn auch sie stand in sich versunken da. Als sie emporblickte, schaute sie ihn an, es däuchte ihr, als sähe er traurig aus. Sie machte sich von ihm los, aber sie wagte die Frage nicht, weßhalb er nicht mehr heiter sei, und er ließ ihr dazu auch nicht die Zeit. Daß wir so vergänglich sind! rief er aus, wir und der Frühling und die Jugend und die Schönheit! So vergänglich, während das Unbeseelte dauert!

Sie mochte diesen Ausruf nicht erwartet haben, und er bewegte sie; aber sie nahm sich zusammen und entgegnete: Und doch wollen wir hier einen Bau errichten, der Dauer haben soll!

Ja, rief er, indem er in die Ferne hinabwies, wo die Mauern der Kirche mächtig emporstiegen, ja, Dauer,

Dauer so lange als möglich! Seit Jahren weilt mein Sinn an diesen Orten, noch Jahre lang wird er sich hieher wenden! All mein Können und Wissen ist diesen Stätten geweiht! Und wenn dann der Tag kommen wird, an welchem das goldene Kreuz drüben vom Thurme und hier von der Höhe in die Ferne leuchtet, wenn diese Bauten vollendet sein werden, dann — werde ich gehen, um nicht wiederzukehren, dann ist meines Weilens hier nicht mehr! —

Es war der Gedanke an das Untergehen des Meisters in seiner Arbeit, es war die alte Klage, daß der Mensch vergänglicher ist, als das von ihm Geschaffene, welche ihm durch den Sinn zog, und in der Jugend überrascht uns die grausame Nothwendigkeit des Untergehens, des Sterbenmüssens immer wieder auf das Neue.

Er hielt inne, nachdem er gesprochen hatte, faßte Angelika's Hand und fuhr fort: Aber früh und spät, Sommer und Winter wird Ihr klares Auge sich hieher richten, wenn Sie an Ihr Fenster treten; hier werden Sie knieen im Gebet! O, möge nie die Stunde kommen, in welcher Sie hier Trost suchen müßten in dem Kummer Ihres Herzens — denn der Schönheit soll der Schmerz nicht nahen!

Angelika war wie verzaubert. Das hatte sie nicht erwartet. Einen Ton des Herzens, wie er aus den Worten dieses Mannes erklang, hatte sie nie vernommen, und er

erweckte in ihrer Seele ein Etwas, das noch nie in ihr so klar gesprochen hatte. Glück und Erschrecken, Freude und Pein, ein stolzes Aufjauchzen, eine herzbeklemmende Angst bestürmten sie auf einmal. Es kam ihr vor, als fühle sie eben jetzt zum ersten Male, daß sie lebe und welcher Seligkeit sie fähig sei. Es zog sie mit süßer, mächtiger Gewalt zu Herbert, und doch scheute sie diese Gewalt. Sie sehnte sich, seinen Blick zu genießen, und wendete sich von ihm ab; und wie sie sich von ihm wendete, da sah sie hinunter in das Thal, und weithin zogen sie sich, die langen Windungen des schnellen, tiefen Flusses, der so hell und so heiter dahinschoß durch das Land, und sie waren eben so hingeflossen über Paulinens Leichnam und hatten ihn an das Ufer gespült, an das Ufer hier unten im Park, vor ihren eigenen Augen!

Schrecklicher, furchtbarer als jemals stand das Bild jener Stunde vor ihrem Geiste, und heute zum ersten Male mischte sich in ihr Entsetzen und in ihre Verzweiflung über jenes Ereigniß eine zornige Empörung gegen ihren Gatten, eine Auflehnung gegen ihr Geschick, gegen die Vorsehung. Warum war er in ihr Leben getreten, der ältere Mann mit der schuldbefleckten Vergangenheit, dem die Herzogin im Grunde mehr galt und näher stand, als sie? Warum hatte der Himmel es ihr auferlegt, ein Verbrechen büßen zu helfen, das sie nicht begangen und das

denjenigen, der es verübt hatte, jetzt lange nicht mehr so schwer bedrückte, als sie, die Schuldlose? Warum hatte Gott ihr das Glück versagt, die reine, die erste, heiße Liebe eines edelen Jünglings zu genießen und freien Herzens die Empfindung zu fühlen, die jetzt plötzlich wie ein belebendes Feuer ihr ganzes Wesen durchglühte?

Es war das Alles kein langsames Denken, keine Folge von Ueberlegungen; es war jenes plötzliche, allumfassende Erkennen, das in einzelnen, entscheidenden Momenten dem Menschen gegeben ist und das ihm eine Art von Allwissenheit verleiht. Ueber sich hinausgehoben durch die Erregung des Augenblickes, überblickt er dann sein ganzes Dasein in dem weitesten Zusammenhange und begreift seine Zukunft mit einer seherischen Klarheit, die ihm das Ziel und das Ende derselben, die ihm sein künftiges Schicksal wie in einem untrüglichen Spiegelbilde darstellt.

Angelika schauerte schweigend zusammen vor der Fluth der Gedanken und Empfindungen, welche sie überfiel. Mit einem unterdrückten Ausrufe des Schmerzes ließ sie sich, ihr Gesicht in ihre Hände verbergend, auf die Steinbank niedersinken, und unaufhaltsame Thränen entströmten ihren Augen.

Wie außer sich warf der junge Mann sich ihr zu Füßen. Um Gottes willen, rief er, was ist geschehen?

Reden Sie, reden Sie! Was habe ich gethan? Was habe ich denn gesagt?

Er hatte ihre Hände ergriffen. Sie wollte ihn nicht sehen lassen, daß sie weinte, und wendete das Antlitz von ihm, indem sie sich erhob. Aber der Ausdruck des Schmerzes in ihren Zügen nahm ihm alle Herrschaft über sich. Er schlang seine Arme um sie und fragte, das Schicksal anklagend: Muß sie, muß dieser Engel weinen? —

Das war mehr, als sie ertragen konnte, denn es sprach sympathetisch ihre eigenen Gedanken aus. Sie ließ ihr Haupt auf seine Schulter niedersinken und weinte an seinem Herzen heißer, schmerzlicher, als sie je zuvor geweint. Er hielt sie umfangen, er wußte selber nicht, wie ihm geschah. Er fühlte sich wie berauscht, aber er wagte es nicht, den Kuß auf ihr Haupt zu drücken, das seine Lippen berührten, ihr Unglück machte sie ihm heilig!

Als sie sich endlich emporrichtete, war sie erschöpft und bleich. Die Sonne war nun völlig untergesunken, die Dämmerung spannte leise webend ihre duftigen Schleier über die Gegend aus. Langsam begann die Mondessichel, die im Nebel des Abends schwamm, aus ihm heraufzusteigen, sich aus dem Purpur seiner Dünste zu erheben und zum reinen, hellen Lichte zu verklären. Kein Laut regte sich, kein Vogel sang, selbst das leise Zittern und Flüstern des Laubes hatte aufgehört. Die

Einsamkeit, die Stille waren vollkommen, es ward dem jungen Manne märchenhaft zu Muthe.

Unten im Schlosse zündete man die Lichter in den Sälen an. Dorthin gehörte sie, dorthin mußte sie wiederkehren, dorthin mußte er sie geleiten, dorthin mußte sie gehen. Sie hielt sich das vor, aber sie sagte sich innerlich: Hier auf dieser Stelle lasse ich meine Seele zurück! Hier, wo sie zum ersten Male aufgelodert in dem Feuer einer Liebe, die eine Sünde für mich ist!

Sie hatten beide keine Worte mehr, sie standen fern von einander und hätten doch ewig hier weilen mögen, hätten vergessen mögen, daß es noch eine Welt und Menschen gäbe außer dieser Stelle und außer ihnen beiden. Keiner fühlte den Muth, das Wort zu sprechen, das sie von diesem Platze scheiden hieß. Endlich machte Angelika sich auf den Weg und Herbert folgte ihr. Ihre Glieder, ihre Bewegungen waren kraftlos; er bot ihr schweigend seinen Arm, und schweigend nahm sie ihn wieder an. So ging sie neben ihm her in stiller, glücklich-unglückseliger Feier, voll Schmerz und ohne Hoffnung, und doch eine Flamme, eine Gluth in ihrem Herzen, die sie erwärmte, die sie vertröstete und sie in die Ferne, in die Zukunft hinauszuweisen schien, damit sie den Augenblick nur überstände.

Als sie hinunterkamen in den Park, wo das Unterholz und die Gebüsche dicht belaubt waren, schlang Herbert

seinen Arm wieder um den Leib Angelika's, und sie wehrte es ihm nicht. Ihr Auge hing an seinen Blicken, sie sah im Mondlichte wie verklärt aus. In den Hecken schlugen die Nachtigallen; der süße, flötende Ton löste ihnen die Seelen auf; er nahm ihre Hand und küßte sie wieder und wieder.

Wie schön ist die Welt, wie schön die Nacht! sagte er endlich.

Ja, für die Glücklichen! fügte sie seufzend hinzu — aber sie ist lang, lang und finster, wenn man sie durchweint!

So kamen sie vor das Schloß. Sie werden doch nicht in den Saal gehen? fragte er, und es war ihm eine süße Empfindung, daß er für sie sorgte und ihr rieth, daß er ein Geheimniß mit ihr hatte.

Nein, ich kann nicht! antwortete sie; sagen Sie, die Abendkühle habe mich unwohl gemacht!

Die Diener hatten sie kommen sehen und öffneten die Thüre. Angelika reichte Herbert die Hand. Er küßte sie ihr, wie Abschied nehmend, und da er sich vor ihr neigte, sprach sie, nur ihm hörbar: Da oben dürfen wir keine Capelle bauen!

Fünftes Capitel.

Margarethe, sagte der Marquis, als sie an dem Abende, an welchem Herbert und die Baronin auf dem Hügel jenseit des Parkes gewesen waren, sich in den Zimmern der Herzogin befanden, Margarethe, was hat denn dieser Baumeister heute gehabt, daß er so gesprächig und so witzig war?

Die Herzogin lag schon halb entkleidet in ihren Pudermantel gehüllt auf ihrer Bergère. Sie ließ sich von Mademoiselle Lise die Puffen und das Chignon ihres Haarbaues auflösen und für die Nachtruhe ordnen, während sie den Orangenblüthen-Thee trank, der die Nerven beruhigen und dem Teint seine Frische erhalten sollte.

Sie gab dem Bruder keine Antwort; er schien ihrer auch nicht zu bedürfen, denn er lächelte, nahm das emaillirte Pudermesser, welches auf dem Tische lag, trat damit an den Spiegel, dessen Lichter angezündet waren, und sagte, indem er sich behutsam die Schläfen säuberte: Und

Madame, die sich zurückzieht! Sie ist sehr belustigend, diese verrätherische Unschuld!

Weil ich sie kenne, diese Deutschen, meinte die Herzogin, rieth ich Dir, auf Deiner Hut zu sein. Ihre Poeten haben sie verdorben, sie sind schwerfällig und empfindsam, selbst in ihrer Freude, und sie verstehen das Genießen nicht!

Eine so schöne Schülerin verdiente aber, daß man sie des Besseren belehrte! rief der Marquis, der sich der Schwester gegenüber in einen Sessel niedergeworfen hatte.

Ein flüchtiger Blick, den die Herzogin nach ihrer Dienerin richtete, legte dem Bruder Schweigen auf, aber das Lächeln, welches um seine Lippen spielte, konnte er nicht unterdrücken, und während er mit der feinen Hand die Nadel in seinem Halstuche anders zu stecken versuchte, sagte er: Nur unter seines Gleichen kann man fröhlich leben, und es war Zeit, daß diese keusche Erhabenheit zu uns herniederstieg! Man könnte den Seladon beneiden, wenn seine strahlende Freude nicht auf die bisherige Armuth seines Lebens schließen ließe. Man könnte ihn beneiden, diesen armen Burschen!

Und beneidenswerth kam Herbert sich auch vor, als er in der Stille der Nacht an seinem Fenster stand! — Er glaubte sie noch zu fühlen, die schlanke, volle Gestalt, die er in seinen Armen, an seiner Brust gehalten hatte. Sein Herz klopfte, sein Sinn war aufgeregt, aber hell und klar.

Er erinnerte sich jeder ihrer Mienen, jedes ihrer Worte, er fühlte sich von frischem Leben durchdrungen, wie über sich und seine ganze Vergangenheit erhoben. Er hätte es laut ausrufen mögen, wie voll Freude und voll Wonne er sei.

Das große, hohe Zimmer war ihm zu eng, er konnte nicht auf einem Flecke, nicht ruhig bleiben. Er mußte in das Freie, auf die Terrasse hinaus. Mit schneller Hand öffnete er die Flügelthüren, die frische Luft strömte ihm voll entgegen, es war hell wie am Tage. Der Mond stand hoch am Himmel, Wölkchen, so klar, daß sie kaum die funkelnden Sterne verdeckten, zogen langsam schwebend vorüber. Der Sang der Nachtigallen lockte in weichen, herzlösenden Tönen aus den vollbegrünten Büschen. Herbert war es, als sei das Alles nur um seinetwillen da.

Mit dem stolzen, frohen Empfinden, das der Besitz verleiht, ging er auf der Terrasse umher. Es schlief Alles im Schlosse, Niemand theilte mit ihm die Wonne dieser Stunde, dieser Nacht, sie war ganz sein. So allein, so einsam hatte er vor wenig Jahren die Nächte durchlebt, wenn es ihn nicht ruhen lassen, am leise rauschenden Meeresstrande zu Neapel und zu Bajä; so einsam war es gewesen auf den steinernen Sitzen des Colosseums zu Rom, und doch, es war ihm jetzt noch anders zu Sinne, als damals. Denn wie sich in der Stunde des Schmerzes alles Leid vergangener Jahre unabweislich an uns herandrängt, so nahen sich uns in dem Augenblicke, der uns günstig

ist, wie von magnetischer Kraft herbeigelockt, die schönsten Erinnerungen unseres Lebens, daß wir unsere Vergangenheit und unsere Gegenwart als Eines, als ein großes, ganzes Glück empfinden; und wer solche von guten Geistern umschwebte Wonnestunden nie gekannt hat, der geht arm aus der Welt und aus dem Leben!

An seinen Vater dachte Herbert, und wie der ihn eingeführt in das erhabene und doch so offenbare Reich der Schönheit und der Kunst; seine Mutter hatte er neben sich und sie erzählte ihm, dem einzigen Kinde, wie da oben hinter den weißgeflügelten Wölkchen die unsichtbaren Englein im goldenen Himmelslichte sich wiegten und den guten Kindern rosige Träume herabträufelten mit dem Thaue der Nacht. Und die Lieder seiner Mutter hallten in seiner Seele nach und die Töne lösten sich auf und gestalteten sich neu, bis sie in jenen wunderbaren Melodien verklangen, in welchen die Gondoliere auf den Canälen von Venedig die Stanzen ihres Tasso singen. Und dann wieder umstrickte ihn die Stille der Nacht so sanft, daß kein Gedanke Form und Gestalt annehmen konnte und er nichts empfand, als ein liebevolles Glück, als die Wonne, zu leben und zu athmen inmitten der Natur.

Vor einem der Gartentische blieb er stehen. Sein Auge heftete sich an das Federball-Spiel, welches auf demselben liegen geblieben war. Er nahm das Racket in die Hand, dessen Angelika sich bedient hatte. Der rothe

Sammtreif umspannte das Netz von goldenen Schnüren, der Thau hatte es mit seinen Perlen übergossen. Das war der Zauberstab, der ihm den heutigen Abend, der ihm diese selige Stunde heraufbeschworen. Der gefiederte Ball lag noch darauf, er warf ihn fast absichtslos ein wenig in die Höhe und fing ihn mühelos wieder auf. So war es ihm heute überhaupt gegangen, so war ihm das wundervolle Abenteuer, das süße Erlebniß fast ohne sein Zuthun von der Stunde Gunst beschieden worden, und es dünkte ihm darum noch lieblicher und zauberischer.

Aber sie irrten beide, der Marquis und dessen Schwester; Herbert war kein solcher Neuling im Leben und er liebte die Baronin nicht. Es war kein Liebesrausch, keine Verblendung durch ein eitles Hoffen gewesen, die ihn an dem Abende so gesprächig und so witzig gemacht, wie der Marquis die Erregtheit des Baumeisters bezeichnet hatte. Es war ein zärtliches Mitleid, eine großmüthige Sorge, die er für Angelika in seinem Herzen trug, und leise, aber doch kennbar genoß er die Genugthuung, den Stolz dieser vornehmen Frau, der ihn manchmal beleidigt und verletzt hatte, so hingeschmolzen, und sie trostsuchend an seiner Brust gesehen zu haben. Er erinnerte sich des Augenblickes, da er mit freier Seele vor sie hingetreten war und sie ihm das Bewußtsein aufgedrängt hatte, daß er ihr mißfalle. Jetzt, deß war er sicher, dachte sie anders über ihn; aber wenn er sich auch fragte, was Angelika bestimmen möge,

einen Mann, den sie nicht geringschätzen könne, alle die Jahre mit so wechselnder Launenhaftigkeit zu behandeln, so war er sich seines Werthes doch zu sehr bewußt und zu sehr gerührt von den Thränen der schönen Frau, als daß sich in sein befriedigtes Selbstgefühl und in seine Theilnahme für die Baronin ein Tropfen von Bitterkeit gemischt hätte.

Er wollte versuchen, ihr näher zu treten, ihr Vertrauen zu gewinnen. Er stellte sich vor, daß sie gegen ihren Willen des weit älteren Mannes Frau geworden sei, daß man sie gezwungen habe, einer früheren Liebe zu entsagen. So wie mit ihm, mochte sie einst mit dem Geliebten ihres Herzens durch die duftende Dämmerung des Frühlings gewandelt sein, so mochte sie mit einem Geliebten von milder Höhe hinabgesehen haben in ein stilles Thal, und nun hatte Herbert ihr die Erinnerung an verlorenes Glück, an dauerndes Entbehren wach gerufen. Sie hatte dem Entfernten, dem Vermißten nachgeweint, Thränen der Erinnerung waren es sicherlich gewesen, welche sie an seiner Brust vergossen hatte; und wie er sich mehr und mehr in diese Vorstellung versenkte, so standen auch jene Frauen vor ihm, denen er in den verschiedenen Zeiten seines Lebens Neigung und Liebe und Leidenschaft entgegengebracht. Die schöne Empfindung jener wechselnden Stunden erwärmte und durchglühte ihn, und er liebte seine Erinnerungen und die Frauen und das Lieben, und

wenn er sich seiner fröhlichen Vergangenheit und seines Glückes freute, so dachte er dazwischen doch immer wieder der Baronin, die solchen Glückes Fülle sicher nicht gekannt hatte, und der Vorsatz, ihr beizustehen, ihr nahe zu bleiben, entzückte ihn, weil die Liebe ihn so entzückte.

Der Tag kam herauf, als er endlich in sein Zimmer zurückkehrte, um sich zur Ruhe zu legen; aber er konnte nicht mehr schlafen, und hätte er es vermocht, es wäre ihm nicht viel Zeit dafür vergönnt gewesen. Er mußte früh hinaus, da er mit dem Amtmanne nach einem Steinbruche reiten wollte, der noch innerhalb der Herrschaft, aber doch mehr als zwei Meilen von Richten entfernt lag und dessen Material man für den Bau zu verwenden gedachte.

Durch den frischen Morgen ritt er über den weiten Hof, an den die große und lange Allee von Lerchen- und Ebereschen-Bäumen sich anschloß. Die thaufrischen Blätter und Spitzen der Zweige nickten, von dem leisesten Lufthauche bewegt, und sprühten ihre Thautröpfchen auf den Reiter herab. Zu beiden Seiten wogte das dichte, kurze Grün der lang sich hinstreckenden Hafer- und Gerstenfelder, daß es wie ein wallendes, glänzendes Wasser anzusehen war, wenn die Sonne sich in dem Thaue bespiegelte. Aus dem Walde von Aehren schossen die Lerchen empor und schwangen sich mit schwirrendem Flügel zum Himmel auf, die kleinen Kehlen in schmetterndem

Gesange bewegend. An dem Rande der Gräben, an den Rainen blühte die Kornblume, nickte der rothe Mohn, und über die Dornhecken und die blühende wilde Rose schlang die Winde, sich weithin spannend, ihre Ranken. Wohin man blickte, war Alles voll Leben, voll Bewegung, voll Klang und Sang. Die Biene, der Käfer, der Schmetterling und der Vogel, jeder that sich was zu Gute in dem warmen Sonnenscheine, und selbst die Hunde vor den Häusern sprangen heraus, kläfften und bellten, liefen dem Pferde nach, liefen ihm voraus und wendeten wieder um, und man konnte es den klugen Thieren wohl anmerken, daß sie das Pferd und den Reiter nicht anzuhalten dachten, sondern nur ihr Spiel haben wollten.

Nach der sanften Feier des letzten Abends, nach der magischen Stille der Nacht war dieser Morgen voll frischen Lebens dem jungen Manne ein doppeltes Vergnügen, und mit seinen strahlenden Augen hinaus in die Ferne schauend, ließ er das Pferd weit ausgreifen und athmete mit tiefem Behagen den Luftstrom ein, der ihm entgegenkam.

Da, wo der Weg sich wendete und wo der Wegweiser stand, der nach Rothenfeld wies, blickte Herbert nach dem Schlosse zurück. Die grünen Fensterladen waren noch überall geschlossen. Der Baron und Angelika, der Marquis und die Herzogin, Alles lag sicher noch im tiefen Schlafe, und sammt und sonders thaten sie ihm leid. Es war ihm so wohl, er hätte überhaupt mit Niemandem

tauschen mögen, und selbst Angelika's leise Mahnung: „Da oben bauen wir keine Capelle!" machte ihm keine Sorge. War es keine Capelle, so konnte man irgend einen Tempel, einen Freundschafts-Tempel da oben errichten, und zu einem solchen Angelika's Zustimmung zu gewinnen, hoffte er zuversichtlich, weil er ihre Freundschaft zu erwerben trachtete.

Wohlgemuth ritt er durch das Thor des Amtshofes ein. Er war ein gern gesehener Gast auf demselben und es behagte ihm dort immer, wenn er von dem Schlosse kam. Denn wie das Stattliche und Schöne ihn erfreute, das Vornehme im Leben und in der Kunst ihm einen großen Eindruck machten, so hatte er daneben doch eine angeborene Freude an dem Nützlichen und Nothwendigen, und nach der breiten Terrasse des Schlosses, nach dem hohen Porticus und den Bogenfenstern desselben, nach den Taxushecken und Springbrunnen gefielen ihm der Wirthschaftshof mit seinem Röhrbrunnen, an welchem die große Heerde getränkt ward, das schwerfällige, alte Haus mit der niedrigen Thüre und der breiten Rampe, über der sich die Aeste der Lindenbäume von beiden Seiten her dicht in einander verschlungen hatten, immer ganz besonders wohl.

Man sah es den dicken Mauern auch an, daß das Haus im Winter warm, im Sommer kühl sein müsse. Gleich vor der Thüre luden die breiten Bänke und der

große steinerne Tisch zum Sitzen und zum Verweilen ein, und die Blumenstöcke, welche auf den Fensterbrettern die volle Morgensonne genossen, die Rabatten des kleinen Gartens, aus deren fetter, brauner Erde sich schon die vollen Levkoien und die glänzenden, vielblätterigen Nelken hervorhoben, waren so wohlgepflegt, der gefleckte Jagdhund auf der Schwelle, der aufsprang, als der Reiter in den Hof ritt, und die gelbe Katze, welche nur blinzelnd die schläfrigen Augen öffnete und den dicken Kopf dann langsam niedersenkte, um die sonnenerwärmte Stelle wieder einzunehmen, waren so rund und so blank, daß man es merkte, hier leide Niemand Mangel.

Auch dem Hausherrn, dem jungen Amtmanne, konnte man das ansehen. Er war fast gleichen Alters mit dem Baumeister und auf dem Gute geboren und erzogen. Schon sein Urgroßvater hatte die Arten'schen Güter bewirthschaftet und von Vater auf Sohn hatte sich das Amt und mit ihm die Liebe für den Grund und Boden und die Anhänglichkeit an die Herrschaft vererbt. Die Steinert's waren hier zu Hause und angesehen, beinahe wie die Herren von Arten selbst. In der ganzen Umgegend hatten sie Verwandte, überallhin waren sie durch die Heirathen ihrer Töchter und Söhne mit den Amtleuten, den Gutsbesitzern, den Pfarrern und Förstern verschwägert, und wer im Lande Rath und That bedurfte, der ging zum Amtmanne nach Rothenfeld, denn

die Steinert's waren Landwirthe, wie es wenige gab, und der jetzige Amtmann hatte es wohl bisweilen ausgesprochen, daß er einmal sehen möchte, was aus dem Herrn werden würde, wenn man im Amtshause nicht das Auge auf Alles hätte und gelegentlich die Hand auf Manches legte, was nicht angetastet werden dürfte, ohne daß dem ersten Capitalangriffe der zweite nachfolgen müsse.

Ein treuer Diener muß auch widersetzlich sein, wo's Noth thut! hatte der Vater des jungen Amtmannes einmal gesagt, und sie lag so zu sagen den Steinert's im Blute, diese treue, ehrliche Widersetzlichkeit. Man brauchte die Männer nur anzusehen. Sie waren ein großes, starkes, vollblütiges Geschlecht, die Männer wie die Frauen, und der junge Amtmann und seine Schwester machten keine Ausnahme davon, wie er denn auch Adam hieß gleich seinem Vater und Großvater und gleich denen, die vorhergegangen waren. Weil aber Adam der einzige Sohn gewesen und erst elf Jahre nach ihm ein Mädchen in das Haus geboren worden war, so hatte der Vater gemeint, wenn der Adam doch einmal keine anderen Gesellen habe, so müsse er wenigstens in der Schwester seine Eva bekommen, und Adam und Eva waren auch die einzigen Kinder geblieben, waren mit einander groß geworden, hatten von Vater und Mutter den tüchtigen Sinn geerbt, die Arbeit und die Wirthschaft erlernt und befanden sich

so wohl mit einander, daß noch keiner von ihnen an das Heirathen gedacht hatte, obschon der Amtmann dreißig Jahre alt war und die Eva auch schon in den ersten Zwanzigen stand.

Sie glichen einander recht wie Bruder und Schwester. Beide waren sie groß, beide stark von Bau und von frischer Farbe mit hellen, blauen Augen. Des Amtmannes Krauskopf war eben so blond wie das dicke, gewellte Haar, welches Eva's Schläfen umgab, und beide sahen jung und lachend wie der Morgen aus, als sie bei Herbert's Ankunft vor die Thüre und auf die Rampe hinaustraten.

Die grüne, breitschooßige Pekesche mit den blanken Knöpfen, die gelbe Lederhose und die faltigen Reitstiefel saßen dem Amtmanne wie aufgegossen. Man sah, daß er etwas auf sich hielt, daß er etwas auf sich wenden konnte, und obschon er sein Haar nicht mehr puderte, weil es damit, wie auch Herbert der Baronin bedeutet hatte, in Wind und Wetter nichts war, so hatte er es doch noch mit einem schönen Bande in breitem Haarbeutel zusammengebunden, grade wie der Herr Baron, und der kleine dreieckige Hut saß ihm keck auf dem Kopfe und warf seinen Schatten über seine starke, feste Stirne.

Willkommen, werthester Herr Baumeister! rief er dem Reiter entgegen, als dieser vor der Thüre hielt. Sie sind ein Mann von Wort! Er zog die Uhr mit der schön gefleckten Schildpattkapsel hervor und hielt sie ihm hin.

Halb sieben Uhr auf den Punkt. Damit trat er an das Pferd heran und er und Herbert schüttelten einander die Hände.

Man ist ja in dem Wetter froh, versetzte dieser, wenn man herauskommt, und den Mann möchte ich sehen, den's schlafen ließe, wenn er weiß, daß Mamsell Eva die Langschläfer nicht leiden mag! — Er nahm den Hut grüßend vom Kopfe; Eva nickte ihm freundlich zu und meinte, sie könne gar Vieles nicht leiden, zum Beispiel das Warten nicht.

Haben Sie denn auf mich gewartet? fragte er.

Gott bewahre, Mosje Herbert, dazu habe ich Morgens keine Zeit; aber ich warte jetzt auf Sie!

Auf mich — wie das?

Mit dem Frühstücke! entgegnete sie.

Herbert meinte, es solle gleich fortgehen, indeß der Amtmann und Eva wollten davon nichts hören.

Sie werden doch nicht der Erste sein wollen, Herr Architekt, meinte der Amtmann, der um die Frühstücksstunde hier ohne Imbiß fortgeht? Und Eva sagte: Sie können immer einmal die gnädigen Herrschaften im Muschelsaale ihre Chocolade allein einnehmen lassen und mit unser Einem frühstücken. Wenn man gute Gesellschaft am Morgen hat, giebt's immer einen guten Tag; denn daran glaube ich ganz fest, Gutes und Böses kommen nie allein!

Schönen Dank, Mamsell, daß Sie mich für etwas

Gutes halten! rief Herbert, während er vom Pferde stieg; der Amtmann hatte einen Knecht herbeigewinkt, der ihm das Pferd abnahm, und die beiden Männer folgten Eva in den Hausflur, in welchem auf dem großen Eichentische Brod und geräuchertes Fleisch aufgetragen waren, neben denen der zinnerne Bierkrug und die feine Flasche mit Kirschbranntwein nicht fehlten.

Den Hausflur hatte Herbert gar so gern. Die großen, altersgeschwärzten Eichenschränke, welche auf ihren massiven Kugelfüßen die beiden Seitenwände des Flures einnahmen, der schwere Tisch in der Mitte, die alte, große Hausuhr, welche einen Monat ging und die seit mehr als fünfzig Jahren auf dieser Stelle stand, ohne je einer Reparatur bedurft zu haben, die handfesten Stühle und die dreifachen Reihen von Erntekronen und Erntekränzen, die an den Wänden hingen und deren Bänder zum größten Theile schon ganz verblichen waren, das Alles zeugte von Dauerhaftigkeit; und dazu warf das Sonnenlicht, welches durch die Blätter der Linden in den Flur hineinfiel und um die welken Aehrenkränze spielte, daß sie ganz frisch darunter aussahen, eben seine hellsten Strahlen auf das goldene Haar von Eva, welche, am Tische stehend, den Rücken der Hausthüre zugewandt, die beiden sitzenden Männer bediente.

Sie haben übrigens Recht, Mamsell Eva, nahm Herbert das Wort wieder auf; ich finde auch, daß das Glück

niemals allein kommt. Denn ich habe eine köstliche Nacht verlebt, und der Morgen beginnt mir eben so günstig und schön! — Er verneigte sich dabei, um ihr das Compliment anzueignen. Sie beachtete es aber nicht, sondern fragte: Was haben Sie denn die Nacht gethan?

O, ich habe sie fast ganz im Freien durchwacht, sie war so still und schön! — Eva sah ihn an, als erwarte sie eine Fortsetzung seines Berichtes, und da er nichts hinzufügte, fragte sie: Und das war Alles? Weiter nichts?

Der Amtmann lachte, Herbert mußte mitlachen; Eva's unbefriedigter Blick und der Ton ihrer Stimme forderten dazu heraus, aber Herbert war dabei doch nicht wohl zu Muthe. Es verdroß ihn, daß Eva komisch finden konnte, was ihn so hoch entzückt hatte, und dabei wußte er kaum, ob er mit dem Mädchen oder mit sich selber nicht zufrieden wäre. Sie scheinen auch das Wachen also nicht zu lieben, meinte er, und er sagte das mit absichtlichem Spotte.

Sie nahm es aber nicht so auf, sondern antwortete ruhig: Nein, gar nicht, wenn es zu nichts führt. In guter Gesellschaft und wenn's einen Tanz giebt, oder wenn es bei einem Kranken nöthig ist — ja, dann ist's etwas Anderes. Aber sonst — sie hielt inne und sagte, als könne sie den rechten Ausdruck nicht finden und müsse sich auf andere Weise helfen: Nachts ohne alle Ursache wachen und am Tage schlafen, wie's im Schlosse oft ge-

schieht, das wäre mir grade, als sollte ich den rechten Handschuh auf die linke Hand ziehen! Das geht mir wider den Strich!

Sie wandte sich dabei von den Männern fort, um aus dem einen Schranke noch ein Messer herbeizuholen. Als Herbert ihr nachsah, fand er ihre kräftige, große Gestalt in dem aufgeschürzten blauen Zitzkleide, mit dem sauber gefalteten Tuche um Brust und Schultern außerordentlich schön, und die Röthe des Nackens und der Oberarme sah so gesund aus, daß er unwillkürlich den Ausruf that: Ich glaube, Sie könnten gar nicht anders als Eva heißen!

Der Bruder, welcher seine Freude an dem Mädchen hatte, verstand, was Jener meinte, und gab ihm Recht; Eva aber stützte sich mit den Händen vor ihnen auf den Tisch und sagte: Mosje Herbert, ich glaube, für Sie ist's auch Zeit, daß der Bau bald fertig wird und daß Sie aus dem Verkehr mit dem lächerlichen Herrn Marquis fortkommen, der hier zuweilen wie eine Bombe einfällt! Sie lernen ihm nur seine Redensarten ab! Das mit dem Eva heißen habe ich nun schon zweimal hören müssen, und man möchte doch auch einmal etwas Neues haben!

Sie nahm dabei eine schmollende Miene an, die sie vollends reizend machte, und Herbert fühlte so großes Vergnügen in ihrer Gesellschaft, daß der Amtmann ihn

an den Aufbruch mahnen mußte. Herbert dankte also für die genossene Gastfreundschaft, Eva entgegnete, wenn es ihm gefallen und geschmeckt habe, so möge er bald und vor allen Dingen zum Erntefeste wiederkommen. Er reichte ihr die Hand zum Abschiede, und als er schon im Fortgehen war, fragte sie, was denn die gnädige Frau mache und ob sie wohl sei. Er berichtete, daß die Baronin sich am Abende nicht gut befunden habe. Eva machte ein ernsthaftes Gesicht dazu und schüttelte bedenklich den Kopf.

Die wird auch nie mehr ganz gesund, sie hat's nie verwunden, sagte sie seufzend und mitleidsvoll, und ich möchte auch nicht an ihrer Stelle sein! Herbert wollte wissen, weßhalb nicht. Sie antwortete nur, indem sie, ohne eine Erklärung zu geben, mit einem: O nein, gewiß nicht! ihre vorige Aeußerung bekräftigte, und da inzwischen die Pferde vorgeführt worden waren, so trennte man sich, ohne daß Herbert eine andere Antwort von dem Mädchen erhalten hatte.

Während des Rittes bot sich Herbert keine rechte Gelegenheit zu weiteren Fragen dar, obschon Eva's Aeußerung ihm nicht aus dem Sinne wollte. Die Gegend, durch welche sie kamen, war Herbert neu, und der Amtmann hatte seine Genugthuung daran, den Fremden mit allen Vorzügen des Bodens bekannt und auf alle die Vortheile aufmerksam zu machen, welche eine sorgfältige Cultur diesem Boden abzugewinnen verstanden hatte.

Dafür aber verlangte er dann auch von Herbert zu hören, wie es sonst in der Provinz und in der Welt aussähe, auf deren Händel und Entwickelungen das Auge des jungen Landwirthes wie das eines jeden Mannes in jenen Tagen gerichtet war. Indeß so lange man zu Pferde blieb, war an ein rechtes zusammenhangendes Sprechen nicht zu denken, aber als man in der Nähe des Steinbruches, wo der Boden aufstieg und das Thal sich verengte, absteigen mußte, um den Rest des Weges am Ufer des Flusses fortzusetzen, ward die Gelegenheit zur Unterhaltung günstig. Man ließ die Pferde an dem Hause eines der Steinbrecher zurück, und wie man nun in dem kühlen Thale vorwärts ging, richtete der Amtmann seine Fragen auf sein Lieblingsthema, auf die Männer und die Ereignisse, von denen die Zeitungen ihrer Zeit berichtet hatten und noch berichteten. Herbert sollte ihm von den Helden der französischen Revolution erzählen, bei deren Beginn der Baumeister sich noch in Paris befunden hatte und deren wahrscheinlicher Ausgang jetzt alle Geister beschäftigte.

Er sollte Mirabeau beschreiben, und schildern wie Camille Desmoulins aussehe, die er gesehen, er sollte erklären, wie ein Volksaufstand sich mache, und während der Amtmann mit leidenschaftlicher Spannung an seinen Berichten hing, erwärmte sich Herbert mehr und mehr an seinen eigenen Worten, bis beide junge Männer sich wieder einmal lebhaft für die Gleichheit der Stände, wider alle

Vorrechte und wider jede Art von Vorurtheilen ausgesprochen hatten, die ihnen in ihrem Leben bereits hindernd entgegengetreten waren oder von denen sie später eine Beeinträchtigung fürchten konnten, wie verschieden ihre Berufsthätigkeiten und selbst ihr Bildungsgrad auch waren.

Herbert, welcher in der Schloßgesellschaft beständige Rücksichten zu nehmen hatte, fand es angenehm, sich frei gehen lassen zu können und einen so dankbaren Zuhörer zu haben. Der Amtmann, der sich nach seinen Kenntnissen, seiner Tüchtigkeit und auch nach seiner Wohlhabenheit manchem der Edelleute überlegen wußte, die in der Nachbarschaft und zu Zeiten auch im Schlosse die großen Herren spielten, und vor denen er sich, wie gering er sie auch schätzte, zu demüthigen und zu beugen genöthigt war, fühlte sich stets gehoben in dem Verkehre und in der Unterhaltung des Architekten, welchen der Freiherr als seinen Gastfreund und Hausgenossen ehrte, während dieser sich als ein Gleicher neben den Amtmann stellte; und da die Jugend überhaupt zu geselligem Anschließen geneigt ist, fanden die beiden sich bald in einem Zwiegespräch begriffen, das ihnen recht von Herzen kam.

Man war von den Mittheilungen über Frankreich und die Revolution auf die Emigranten im Allgemeinen zu reden gekommen und dadurch auch auf die Gäste im Schlosse geführt, und der Amtmann meinte: Es muß solchen Herrschaften spanisch vorkommen, wenn für sie das

Befehlen und Besitzen auch einmal ein Ende hat. Wenn man aber hört, wie sie's dort getrieben haben, und weiß, wie's auch hier herum vieler Orten zugeht, so kann man sich denken, daß sie drüben kein groß Mitleiden mit ihnen fühlen. Ich wollte nicht sehen, was hier passirte, wenn's auch hier einmal zum Klappen käme!

Glauben Sie denn, daß hier zu Lande das Material für eine Revolution vorhanden ist? fragte der Baumeister.

Der Amtmann besann sich, ehe er antwortete, die Vorsicht des Bauers steckte auch ihm im Blute. Es kommt darauf an, sagte er dann nach reiflichem Ueberlegen, was man Revolution nennt?

Nun! versetzte Herbert, mich dünkt, das wäre klar. Ist man hier unzufrieden? Hat man große Beschwerden gegen den König und sein Regiment?

Gegen den König und sein Regiment? wiederholte der Amtmann, das könnte ich nicht sagen. An den König denken sie hier nicht viel, d. h. sie denken an ihn nur, wie an den lieben Herrgott, der ebenfalls weit weg ist und von dem sie auch nicht wissen, ob er sie hört oder nicht hört. Die Leute hier sehen nicht über die Feldmark hinaus. Jeder hat hier sein Theil Plage für sich und steht also meist auch nur für sich. Er hat's mit mir zu thun, der ich hier befehle, und mit der Herrschaft, für die ich befehle. Was er zu fürchten und zu hoffen hat, seine

Anhänglichkeit und seine Auffässigkeit, das liegt Alles hier, Alles dicht neben einander wie sein Haus und sein Grab. Darüber hinaus hat er sich sonst nicht leicht um etwas gekümmert, und wenn's ihm nicht allzu schlecht gegangen ist, ist er zufrieden gewesen.

Und jetzt! ist's jetzt anders?

Der Amtmann besann sich wieder eine Weile, dann sagte er sehr bestimmt: Ja! anders als vor fünf und vor zehn Jahren, als zu den Zeiten, da ich von der Schule und von der Universität kam, denn mein Vater hat mich anderthalb Jahr auf die Universität geschickt, schaltete er mit Selbstgefühl in seine Rede ein, ist's jetzt hier allerdings. Es ist, als ob's in der Luft läge. Sie pariren nicht wie sonst, sie raisonniren viel.

Aber worüber?

Ueber Alles!

Also zum Beispiel? fragte Herbert.

Ueber die Frohnen, über die Hand- und Spanndienste, über Alles! Und wie das geht, da sie immer zusammenstecken, hetzt Einer den Andern auf, und was der Eine nicht ausheckt, daß klaubt der Andere hervor. Man wird bald Noth haben, sie zur Arbeit zu bekommen, denn um Ausreden sind sie ohnehin niemals verlegen.

So etwas pflegte aber doch überall einen Ausgangspunkt zu haben, oder es pflegte irgend Jemand da zu sein, der den Anführer macht. Ist vielleicht ein bestimmter

Anlaß zu der Unzufriedenheit gegeben worden, ist irgend Einem ein besonderes Unrecht zugefügt?

Sie gingen, als Herbert diese Frage that, über die lange und schmale, aus Knüppeln und Rasen gemachte Brücke, welche hier den Fluß überspannend auf die Seite desselben leitete, auf welcher der jetzt bearbeitete Steinbruch lag, und da Herbert seiner Freude an dem Schönen und Lieblichen in der Natur, wo er diesem begegnen mochte, nachgab, so blieb er stehen und betrachtete, wie die weichen Binsen und das Schilf sich nickend in dem Wasser spiegelten, daß es zu Zeiten aussah, als hingen die goldenen Sonnenreflexe wie strahlende Blumen an den schwanken grünen Halmen. Er pflückte eine kleine breitblättrige Farre, die in dem Moose auf der Brücke gewachsen war, steckte sie an seinen Hut und folgte dann dem Andern, der ihn drüben am Ufer erwartete.

Als Herbert sich wieder an des Amtmanns Seite befand, der offenbar mit der Frage seines Begleiters beschäftigt geblieben war, sagte Jener: Eine Ursache und einen Anfang muß freilich Alles haben, aber die Dinge haben meist mehr als Eine Ursache, und hier die Veränderung unter den Leuten hat deren viele. Und wieder brach er zögernd ab, bis der Baumeister ihn mit erneuter Frage zum Weitersprechen nöthigte.

Sehen Sie, Herr Baumeister! fing nun der Amtmann an, als sei er nun zu dem Entschlusse gekommen, heraus-

zusagen, was er eigentlich dachte: sehen Sie, unser Herr Baron ist ein guter Reiter, und wer ein guter Reiter ist und es weiß, daß kein Pferd ruhig bleibt, wenn man's heute gehen läßt, wie's eben mag, und morgen scharf zusammennimmt, ohne daß es was verfehlt hat, wer's aus Erfahrung weiß, daß man das beste, frommste Thier im Handumdrehen verreiten und stöckisch machen kann, der, meine ich, sollte das auch auf den Menschen appliciren. Es ist schwer auskommen mit dem Herrn Baron! Mein Vater hat's schon immer gesagt, es war besser unter dem seligen Herrn!

Herbert bemerkte, daß der Freiherr ihm weder streng noch hart erscheine, daß er im Gegentheil nur wohlwollende und menschenfreundliche Aeußerungen von ihm vernommen habe.

Der Amtmann machte eine zustimmende Bewegung mit dem Kopfe. Das ist's eben! meinte er. Streng und hart ist gar nicht das Schlimmste, dabei kann Alles gehen, denn der Mensch gewöhnt sich allmählich an das, was gleichmäßig geschieht, und besonders der Bauer denkt in solchem Falle: es könne denn eben nicht anders sein. Wäre der Herr Baron nur immer streng, und machte er es wie sein Vater und sein Großvater, die sich um gar nichts kümmerten, als um's Verzehren und Genießen, so ständen wir Alle uns besser. Aber er ist leider Gottes menschenfreundlich und hat ein weiches Gemüth, und dazu mag

er im Grunde seines Herzens selbst zuweilen denken, daß es wohl nicht immer so auf der Welt bleiben werde, wie bisher. Da kommt's denn, daß er heute nachgiebt, was er morgen verweigert, daß er dem Einen erlaubt, was er dem Andern verbietet. Das macht böses Blut. Die Einen denken, wenn er das zugesteht, kann er auch mehr zugestehen; die Andern sind ihm aufsässig, weil sie ihre Forderung nicht durchgesetzt haben, und zuletzt bade ich es aus, denn zuletzt muß ich vor den Riß treten, und mit mir macht er's dann auch nicht besser. Man weiß nicht, wie man mit ihm daran ist. Seit er geheirathet und die Pauline sich ertränkt hat, ist das Alles schlimmer geworden, und seit wir nun gar den — verzeihen Sie, daß ich es einmal sage — unnützen Kirchenbau hier haben, ist vollends der Teufel los!

Der Amtmann sagte das offenbar mit fester Ueberzeugung. Indeß obschon dies Herbert nahe genug anging und ihn lebhaft beschäftigte, so erregte doch die Erwähnung eines Frauenzimmers, das sich ertränkt haben sollte und das offenbar in einem nahen Zusammenhange mit dem Freiherrn gestanden haben mußte, um der Baronin willen vor allem Andern seine Neugier. Er fragte nach den näheren Umständen, erfuhr den ganzen Hergang der Sache und alle ihre Einzelheiten, wie man sie eben in der Umgebung und Dienerschaft des freiherrlichen Paares kannte und betrachtete.

Herbert war sehr von dieser Kunde betroffen und ergriffen, denn jetzt glaubte er plötzlich den Schlüssel für alles dasjenige zu haben, was ihm gestern überhaupt in dem Wesen und in dem Verhalten der Baronin auffallend erschienen war. Das arme, arme Weib! rief er unwillkürlich aus, als der Amtmann geendet hatte.

Der Amtmann stimmte ihm bei, denn er glaubte, Herbert spreche von Pauline, und er rühmte deren Schönheit und gute Eigenschaften.

Herbert aber dachte nur an die Baronin. Er bedauerte, daß er dies Alles nicht schon gestern gewußt habe, er fürchtete, der Baronin nicht verständnißvoll genug begegnet zu sein, und machte sich Vorwürfe darüber, daß er durch seine Aeußerung ihr wundes Herz getroffen oder daß sie gar in derselben eine unberechtigte Andeutung auf ihr schweres Schicksal gefunden haben könne.

Während er mit dem Amtmann den Bruchstein besah und Farbe und Gehalt desselben prüfte, während man mit dem Aufseher und dem Meister überlegte, welcher Art von Bearbeitung und Polirung der Stein fähig sei und in wie viel Zeit man die geforderten Quadern und Säulen herstellen und beschaffen könne, blieb das Bild der Baronin ihm immer gegenwärtig, und die Vorstellung, daß er mit seinem Baue ihrem innersten Herzensbedürfnisse genüge, daß er ihr dazu helfe, ein Gelübde zu erfüllen, eine Buße zu üben,

von der sie sich eine Befreiung ihrer Seele versprach, wurde ihm ganz besonders werth.

Es fiel dem Amtmann auf, daß Herbert während der Verhandlungen so dringend wurde, daß er die Termine, welche er am Anfange der Unterredung und der Besichtigung leichthin als die früheste Ablieferungszeit bezeichnet hatte, bald als die letzte angesehen haben wollte, und er erinnerte ihn also daran, daß er ja selbst sechs Jahre für den Bau beansprucht, daß man also noch eine geraume Zeit vor sich habe. Auch der Baron habe, wie der Amtmann bestimmt wisse, bei seinen Geldmitteln und Geldbewilligungen mindestens an eine sechsjährige Dauer des Baues gedacht und auf die gleichmäßige Vertheilung der für denselben bestimmten Summe während dieser sechs Jahre gerechnet. Endlich, meinte er, hätten, um die Wahrheit zu sagen, diese ersten vier Jahre die ganze ursprünglich festgesetzte Summe verschlungen, so daß ein Innehalten und Zögern sehr geboten sei. Herbert hingegen machte geltend, daß er vor dem Baue der Kirche in Rothenfeld, eben der Kosten wegen, gewarnt habe und daß man um der auswärtigen Arbeiter willen nicht innehalten und nicht feiern dürfe. Das mußte der Amtmann halbwegs zugeben, und nach mannigfachem Hin und Wider und nachdem Herbert einige Proben des Gesteins hatte abschlagen lassen, die er versuchsweise nach der Stadt mitnehmen wollte, um dort mit Sachkundigen über ihre Be-

handlung sich noch zu besprechen, trat man den Rückweg an. Indeß der Amtmann fand Herbert nicht so gesprächig als vorher. Er schob dies auf die eben gehabte Erörterung, auf die Wärme des Tages, und sie schlenderten dann, auch nur hier und da ein paar Worte mit einander wechselnd, langsam durch das Thal, bis sie zu der Stelle kamen, an welcher des Steinmetzen Bube mit den Pferden ihrer wartete. Hier mußten sie sich trennen. Der Amtmann, welcher noch vor dem Mittage in den Forst zu reiten dachte, lud den Baumeister ein, ihn zu begleiten, weil es dort im Nadelholze schattig und kühl sei; Herbert meinte jedoch, daß der Freiherr eine Auskunft von ihm erwarten könne, und wollte deßhalb bei guter Zeit wieder in Richten eintreffen.

Er stieg also auf, der Amtmann that desgleichen; als dieser jedoch den Fuß in den Bügel setzte und sich aufschwingen wollte, bemerkte er, daß sein Sattel nicht fest saß, und stieg ab, um den Sattelgurt fester zu schnallen. Und während er sich dazu bückte, sagte er, Französisch sprechend, wie er das gelegentlich gern that, um seine gute Erziehung zu beweisen: Ich darf wohl darauf rechnen, daß Alles, was wir heute durchgesprochen haben, unter uns bleibt?

Herbert versicherte, daß sich das von selbst verstände, und Jener fügte lächelnd hinzu: Es ist hier doch im Grunde immer noch so gut, wie rund herum, und wer die Herr=

schaften kennt, hängt ihnen an. Aber, lieber Gott! sie sind einmal, wie sie sind! Chien de chasse, chasse de race! Die Männer wollen leben, und die Frauen wissen sich denn auch auf eine oder die andere Art zu trösten!

Er lachte dazu, denn er kam sich offenbar mit dieser Aeußerung wie ein Weltmann vor, und mit guter Manier den kleinen dreieckigen Hut zum Abschiedsgruße bewegend, während er dem Architekten ein: à revoir, Monsieur Herbert! zurief, sprengte er davon.

Sechstes Capitel.

Langsam und zerstreut ritt Herbert die Straße zurück, welche er am Morgen in so heiterer Stimmung durchmessen hatte. Er dachte an den Bau und an gewisse Berechnungen, welche er dem Freiherrn aufzumachen hatte, aber er rechnete schwer, verrechnete sich öfter; die Zahlen, die Maße wirrten sich ihm in einander, und dann ertappte er sich bisweilen auf jener Zerstreutheit, in welcher es uns scheint, als sei in unserem Denken ein Stillstand, eine Leere eingetreten, und in der wir uns fragen: Was habe ich denn eigentlich gedacht? — weil die Reihe unserer Vorstellungen so blitzschnell an uns vorüberzieht, daß wir sie nicht festzuhalten im Stande sind und uns nur, man möchte sagen, des unwillkürlichen Erleidens einer unwillkürlichen Thätigkeit bewußt werden. Das ist ein quälender Zustand, und auch unsere Sinne werden in der Regel von demselben ergriffen, denn was wir in solchen Augenblicken sehen und vernehmen, gleitet anscheinend auch unerfaßt an uns vorbei, und doch kann es geschehen, daß man sich

nach Monaten, nach Jahren irgend eines Eindruckes bewußt wird, den man in solcher Stunde empfangen hat.

Das Pferd, welches fühlte, daß es sich selber überlassen sei, machte sich das zu Nutze. Der Tag war drückend heiß, und, den Schatten der Bäume suchend, ging das Thier in gleichmäßig ruhigem Schritte der wohlbekannten Heimath zu. Herbert hing nachlässig im Sattel. Die Sonne brannte hernieder, aber er schien sie nicht zu fühlen. Er dachte an den linden Abend und an die frische Kühle der letzten Nacht, oder vielmehr, er dachte nicht an sie, sondern er empfand sie noch erquickend. Es war ihm, als träume er, aber als träume er einen schönen, glücklichen Traum, und er wußte doch nicht, was dieser ihm bringe oder biete. Alles war nebelhaft, Alles warm und beseligend. Er hätte nur immerfort so weiter reiten mögen, immerfort, immerfort!

Da mit einem Male wehte es ihn kühler und erfrischend an. Eine Wolke war über die Sonne hingezogen, sie verhüllte ihr Licht. Der ganze Himmel hatte angefangen sich zu bedecken, ein leiser trockener Wind erhob sich. Herbert sah umher: er war nicht mehr weit von Richten, er konnte das Schloß deutlich in allen seinen Einzelheiten unterscheiden. Grade so hatte er es damals erblickt, als er vor Jahren zuerst des Weges gekommen war. Damals!

Es dünkte ihn sehr lange her zu sein, jener Tag, denn

damals war Alles anders gewesen, als jetzt, Alles anders! Noch gestern war es anders gewesen — noch heute früh!

Was hatte er denn gedacht seit gestern? Weßhalb hatte er denn die Nacht so wundersam verträumt, und was hatte ihn so umgewandelt seit einer Stunde?

Das Blut schoß ihm zu Kopfe, er fuhr auf. Das Pferd, durch einen straffen Zügelgriff aus seiner freien Lässigkeit aufgeschreckt, sprang, sich bäumend, in die Höhe. Der Widerstand kam Herbert eben recht, und mit scharfem Spornstoß das Thier zusammennehmend, trieb er es vorwärts, daß es weit ausgriff und ihn gestreckten Laufes leicht dahintrug.

Zu ihr! das war die ganze Antwort, welche er sich zu geben wußte.

Ein leidenschaftliches Verlangen brannte in seinem Blute, er mußte lachen, wenn er sich erinnerte, welche Rolle er gestern neben Angelika gespielt hatte. Er war sehr entschlossen, nicht wieder als ein blöder Schäfer vor der vornehmen Dame zu erscheinen, welche sich über das Unglück ihrer Ehe zu trösten begehrte. Er mußte darüber lachen, daß er dies nicht selbst gesehen hatte, daß ihm die Hingebung nicht auffallend gewesen war, mit welcher Angelika sich seiner Tröstung, sich seinem Schutze überlassen hatte; und, so wechselnd ist der Sinn des Menschen, so leicht bestimmbar die heiße Phantasie der Jugend, er, der gestern in reinster, verehrender Liebe sein Herz der unglücklichen Frau zugewendet

hatte, er versprach sich jetzt mit leidenschaftlichem Feuer, es der schönen Baronin zu beweisen, daß er nicht mit sich spielen lasse und daß er der Mann sei, zu begehren und zu gewinnen, was ihre Hingebung ihm zu verheißen geschienen.

Im Schlosse angelangt, konnte er die Stunde nicht erwarten, da er sie wiedersehen sollte. Der Freiherr, welcher von seiner Rückkehr unterrichtet worden war, ließ ihn rufen, um von ihm zu hören, wie er mit dem Steine und der Bearbeitung desselben durch seine Neudorfer Leute zufrieden gewesen sei. Herbert mußte Auskunft geben, aber er hatte Mühe, dies mit der nöthigen Ruhe zu thun, denn es war öfter vorgekommen, daß Angelika sich solchen Besprechungen in dem Zimmer ihres Gatten unerwartet zugesellt hatte, und er meinte von Minute zu Minute den Schritt der Baronin, das Rauschen ihrer Gewänder zu vernehmen. Indeß sie kam nicht. Das verdroß den jungen Mann. Er wünschte sie zu sehen, weßhalb gewährte sie ihm die Freude nicht?

Als er von dem Freiherrn entlassen wurde, fragte er nach dem Ergehen der gnädigen Frau Baronin und sprach die Hoffnung aus, daß der Gang nach der Höhe ihr nicht geschadet haben werde. Der Freiherr nahm die Sache leicht. Es ist glücklicher Weise nur eine kleine Uebermüdung bei dem Spiel, sonst nichts, sagte er, und ich bin

sicher, daß wir die Baronin heute wieder unter uns sehen werden, denn sie befand sich diesen Morgen wohl.

Das hatte Herbert nur hören wollen, und er fing nun an, sich auf den Mittag zu vertrösten. Aber der Mittag kam, die Hausgenossen fanden sich zusammen und die Baronin fehlte. Was soll das bedeuten? fragte er sich.

Er hatte seinen Platz, wenn sonst keine Gesellschaft vorhanden war, zwischen dem Marquis und dem Caplan. Er erkundigte sich bei diesem Letzteren nach dem Grunde, der die Baronin von der Tafel entfernt halte, und erhielt den Bescheid, daß Renatus sich nicht wohl befände und Muttersorge Angelika bei dem Kinde festhalte.

Herbert mußte seine Enttäuschung nicht gut verborgen haben, denn der Marquis sah ihn mit einem nicht mißzuverstehenden Lächeln an, von welchem Jenem das Blut in die Wangen stieg. Der Amtmann hatte sich also nicht geirrt, auch der Marquis dachte von Angelika nicht anders, als von den anderen Frauen seines Standes.

Um der Baronin willen, die sich von dem Kinde nicht trennen mochte, blieb man nach dem Mittagbrode nicht beisammen; auch der Abend und der ganze folgende Tag verstrichen, ohne daß Herbert sie sah. Er fragte im Laufe desselben den Kammerdiener nach dem Knaben; der schien aber gar nicht daran zu denken, daß dem Kleinen etwas fehle, denn er sagte gleichgültig, der junge Herr spiele und sei munter.

Herbert glaubte zu bemerken, daß der Freiherr mißmuthig sei, es kam ihm auch vor, als beobachte die Herzogin ihn mehr, als sonst; indeß er war selbst zu aufgeregt, sehr darauf zu achten, denn jetzt erfuhr er es ja selbst, auch Angelika war nur eine herzlose Coquette, die, wie diese Frauen alle, ihre Freude daran hatte, seine Sehnsucht durch ihre berechnete Entfernung anzufachen und zu steigern.

Der nächste Tag brachte den Sonntag, an welchem nach beendeter Roggenernte das kirchliche Dankfest für dieselbe gefeiert werden sollte. Da man seit der Bekehrung der Baronin auch strenger als früher auf die Kirchlichkeit der protestantischen Dienerschaft hielt, so hatte man Morgens die Dienstleute, welche man irgend entbehren konnte, in die Kirche nach Neudorf geschickt, und oben in der Schloßcapelle hielt der Caplan für die Herrschaften den gewöhnlichen Gottesdienst.

Es war dadurch sehr still im Schlosse, und Herbert fühlte sich allein und innerlich gequält. Er sehnte sich noch immer nach einem Zusammensein mit der Baronin und sann doch darüber nach, wie er ihr die Pein vergelten wolle, die er eben um sie duldete. Er wußte nicht, ob er sie liebe oder hasse, und solches inneren Zwiespaltes ungewohnt, schalt er sich unmännlich, weil er sich aus demselben nicht sogleich befreite.

Unzufrieden mit sich selbst, stand er am Fenster und

beobachtete, wie vom Hofe die Leute nach der Kirche gingen, wie sie sich in Paaren, in Gruppen zusammenfanden, Jeder mit seinem Nächsten, seinem Freunde, und er war hier allein. Sein Zimmer, die alterthümlichen Möbel, die alten Oelgemälde sahen ihn so düster an, sein Aufenthalt in dem Schlosse ward ihm zuwider. Er war hier nicht heimisch, man brauchte ihn eben nur; es kam ihm eine Sehnsucht nach Zuständen an, in die er hineingehörte, nach Menschen, mit denen er frei verkehren konnte, und schnell, wie man sich im Mißmuthe zu entschließen pflegt, setzte er sich an den Schreibtisch und bat den Freiherrn, ihn für die nächsten Tage gnädigst zu beurlauben, da er ein wenig in der Umgegend umherzustreifen und sie kennen zu lernen wünsche. Der Besuch der Steinbrüche habe ihn dazu verlockt, und er werde nicht ermangeln, sich nach ein paar Tagen wieder einzustellen.

Das Schreiben übergab er dem Kammerdiener des Barons, hing eine leichte Tasche über die Schulter, und trat mit lachendem Selbstbewußtsein den Weg nach dem Amthause an, entzückt über seinen schnellen Entschluß, erfreut über die Kränkung, welche er nun seinerseits der Baronin zuzufügen hoffte, und angenehm bewegt von der Aussicht auf den guten Empfang und die einfach frohen Stunden, die ihm im Amthause nicht fehlen konnten. Mußte er sich doch ohnehin bei den Geschwistern, die das Haus voll Gäste hatten, entschuldigen, weil er, von seiner

Aufregung hingenommen, ihrer Einladung zum Erntefeste ganz vergessen hatte.

Im Schlosse nahm man nach dem Gottesdienste das Frühstück ein, als der Kammerdiener dem Freiherrn das Schreiben des Architekten brachte. Er las es und legte es bei Seite, aber da auf dem Lande ein Brief zu unerwarteter Stunde immer ein Ereigniß ist, fragte Angelika, was es gebe.

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, sagte der Baron scherzend. Herbert hat neben manchen anderen guten und tüchtigen Eigenschaften von seinem Vater offenbar auch die Anfälle von plötzlicher Wanderlust geerbt. Erinnern Sie sich, lieber Caplan, wie sein Vater uns in Italien bisweilen plötzlich zu verschwinden pflegte?

Ist Monsieur Herbert abgereist? fragte der Marquis. Ich habe ihn in der Frühe gesprochen, und er hat an Reisen, so viel ich merken konnte, nicht gedacht.

Er schreibt mir, daß er sich in der Umgegend umsehen wolle, und bittet mich, ihn für ein paar Tage zu beurlauben.

Die Baronin schien auf den ganzen Vorgang nicht zu achten, aber sie wurde roth, als der Marquis sie ansah, und die Herzogin beobachtete, daß sie nach einiger Zeit das Billet in die Hand nahm, es las und es dann auf die Seite legte. Sie war sehr zerstreut, und der Marquis, dessen gute Laune sich daran steigerte, war eifrig um sie

bemüht. Seine feinsten Complimente und seine witzigsten Einfälle vermochten sie jedoch nicht zu fesseln, und als der Baron einen Besuch in der Nachbarschaft vorschlug, wünschte Angelika sich von demselben auszuschließen, obschon ihr Gatte ihre Sorge um den Knaben eine völlig aus der Luft gegriffene und unberechtigte nannte. Wie sie aber bei ihrem Vorsatze beharrte, ließ es sich die Herzogin nicht ausreden, ihr Gesellschaft zu leisten, und eine Meisterin in der Unterhaltung, mußte sie heute die Kosten derselben, als sie sich mit der Baronin dann allein fand, fast ausschließlich tragen, denn Angelika war und blieb zerstreut.

Die Herzogin erzählte von ihrer Heimath, von ihren Freunden, von deren Schicksalen und Herzenserfahrungen, und kam so endlich auch auf sich selbst und auf ihre Jugendzeit zu sprechen. Indeß auf diesen Punkt gelangt, hielt sie mit einem Male inne, als gewahre sie erst jetzt, daß die Baronin ihr nicht folge. Es entstand also eine Pause. Angelika, durch dieselbe auf ihre Zerstreutheit aufmerksam gemacht, rückte, um ihre Unhöflichkeit zu verbergen, ihren Sessel an den Lehnstuhl der Herzogin heran und fragte, weßhalb sie ihre Mittheilungen so plötzlich unterbreche.

Die Herzogin reichte ihr die Hand, so daß Angelika genöthigt wurde, sich ihr vollends zu nähern, schlug den Arm um den Hals der jungen Frau und sagte: Ich dachte an Sie, meine Theure, denn meine eigenen Erinnerungen

geben mir den Maßstab für das, was Sie bewegt. Armes Kind, wenn Sie Vertrauen zu mir hätten, Sie, die ich Einsame wie eine Tochter liebe! Wenn Sie das Vertrauen theilen könnten, welches der Baron mir treu erhalten hat und das ich zu verdienen weiß!

Angelika war von dieser Wendung des Gespräches überrascht. Vertrauen? rief sie; o, gewiß, meine Freundin, ich vertraue Ihnen! Aber was bestimmt Sie zu der Frage?

Sie wollte, von innerer Unruhe getrieben, sich erheben, die Herzogin hielt sie davon zurück. Der Zustand, in welchem ich Sie sehe, meine theure Angelika, die Gemüthsbewegung, in der Sie sich unverkennbar befinden; sagte sie und brach abermals in ihrer Rede ab, denn sie wollte der Aufregung, in die sie Angelika versetzt hatte, Zeit zum Wachsen lassen und abwarten, wozu diese selbst sich entschließen würde. Aber die Baronin war strenger gegen sich, als Jene es erwartet hatte. Sie schien sprechen zu wollen, schwieg dann wieder und sagte endlich mit einer Fassung, die ihr offenbar schwer wurde, ihrem edeln Wesen aber sehr wohl anstand: Ich glaube an die Freundschaft, theure Herzogin, die Sie für uns hegen; gewiß, ich glaube fest daran! Es giebt jedoch Dinge, die man nur mit sich selbst, mit sich selbst und mit seinem Gotte zu berathen und abzumachen hat, und was mich bewegt, gehört eben in den Bereich solcher Dinge. Denken Sie also nicht übel

von mir und halten Sie mich nicht für undankbar, wenn ich die Hülfe, welche Sie mir bieten, in diesem Augenblicke nicht benutze.

Sie drückte dabei der Herzogin zum Zeichen des Dankes die Hand, aber sie erhob sich. Die Herzogin, welche es Jemandem nicht leicht verzieh, wenn er ihren Voraussetzungen nicht entsprach, preßte unmerklich die schmalen, feinen Lippen zusammen, und unter den halbgeschlossenen Augenlidern schoß ein Blick hervor, der gewillt schien, nicht von dem Gegenstande abzulassen, welchen er sich zur Beute auserseheh hatte. In ihren Sessel zurückgelehnt, den Kopf gegen seine Kissen gestützt, so daß sie Gelegenheit hatte, den noch immer schönen Fuß weit von sich gestreckt unter dem Falbalas ihres Kleides hervorsehen zu lassen, nahm sie aus dem Strauße, der in der chinesischen Vase an ihrer Seite stand, eine volle Rose hervor, die sie bald gegen ihr Gesicht drückte, als kühle sie sich damit die Stirne und athme den Duft ein, und bald an der Spitze des Stengels zwischen ihren Fingern auf und nieder bewegte, wie Jemand, der an sein äußeres Thun nicht denkt.

So verging eine geraume Zeit. Angelika, die sich nicht hatte entfernen wollen, um nicht den Schein des Mißmuthes auf sich zu laden, saß wieder vor ihrem Stickrahmen; aber ihre Gedanken arbeiteten schneller, als ihre Hand, und sie mußten weitab von dieser Stelle gewesen

sein, denn sie erschrak, als die Herzogin sie sanft mit ihrem Namen anrief.

Angelika, wollen Sie mir erlauben, mich zu rechtfertigen? fragte sie. Die Baronin versicherte, daß es keiner Rechtfertigung bedürfe, aber die Herzogin beharrte bei ihrer Absicht. Denn, sagte sie, ich bin gezwungen, aus Neigung und Dankbarkeit gezwungen, meine theure Angelika, mich in das Vertrauen zu drängen, das Sie mir verweigern. Ich habe, wenn auch nicht im Auftrage, so doch in Bezug auf Ihren Gatten mit Ihnen zu sprechen. Der Baron hat mir vor längerer Zeit es einmal mitgetheilt ....

Die Baronin wollte sie unterbrechen, aber die Herzogin wiederholte schnell und bestimmt: Der Baron hat mir einmal mitgetheilt, in wie grausamer Weise der Friede und die Heiterkeit Ihrer Flitterwochen getrübt worden sind, mein liebes, armes Kind, und ich weiß Alles, was zwischen Ihnen damals vorgegangen ist ....

Ich bitte Sie, rief die Baronin, der das Roth des Zornes und der Scham die Wangen färbte, ich bitte, Frau Herzogin, schonen Sie mein Empfinden! — Sie stand abermals auf, um nun wirklich das Zimmer zu verlassen, aber auch die Herzogin hatte sich erhoben, und die junge Frau bei der Hand nehmend, sprach sie mit leisem ernstem Tone: Nicht um die Schonung eines augenblicklichen Empfindens, es handelt sich um die Zufrieden-

heit des Mannes, dessen Namen Sie tragen, um seine und Ihre Zukunft, wenn Sie es nicht lernen, sich zu fassen, sich zu beherrschen und der Welt zu verbergen, was ihr verborgen bleiben muß!

Nichts ist so leicht zu zerstören, als die Willensfreiheit eines edeln Herzens, welches sich schuldig weiß oder schuldig glaubt. Bestürzung, Schrecken, Zorn machten die Baronin stumm. Erst als ihre Gefährtin inne hielt, vermochte sie die Frage vorzubringen: Und mir dies zu sagen, Frau Herzogin, hat der Freiherr Sie ersucht?

Aber auf solche natürliche Frage war die kluge Herzogin gefaßt gewesen. Nein, versetzte sie, nein, mein Kind! er hat mich nicht dazu beauftragt, aber ich glaube, daß Gott uns immer dahin stellt, wo wir zu nützen berufen sind, und ich möchte die Freundschaft verdienen, deren Segen ich hier genieße. — Sie schwieg eine Weile und sagte darauf: Verzeihen Sie einer alten Freundin Ihres Mannes, einer Verwandten, den Muth ihrer Freundschaft. Sie sind jung, mein theures Kind! Sie sind unerfahren, das macht Sie unvorsichtig. Man vergiebt uns viel, man forscht nicht nach, wenn wir unsere Geheimnisse bewahren und ehren; man verzeiht uns nichts, man bürdet uns alles Ersinnliche auf, wenn wir sie unvorsichtig Preis geben — und dies, meine Beste, thun Sie!

Die Zuversicht der Herzogin trug den Sieg davon. Angelika ließ sich müde auf das Sopha sinken, die Herzogin

setzte sich an ihre Seite, und als stände ihr ein mütterliches Recht zu, sprach sie: Sie haben beim Beginne Ihrer Ehe eine jener schmerzlichen Erfahrungen gemacht, welche das Leben uns Frauen oftmals auferlegt; aber statt sie schweigend zu tragen, statt durch Ihre Güte und Liebenswürdigkeit den Baron vergessen zu machen, daß er eine Vergangenheit gehabt hat, die Ihnen nicht gehörte, hat Ihre Strenge seinen innern Kummer gesteigert, daß er ihm fast unterlegen wäre, und Ihr Uebertritt zu unserer Kirche und der Kirchenbau — wie sehr ich beide segne — haben die Menschen doch tiefer in das Wesen Ihrer Ehe blicken lassen, als gut gewesen ist. Es hätte ja das Alles ein wenig später, ein wenig gelegener geschehen können, und Sie hätten den Baron und sich deßhalb nicht für eine lange Zeit zur Einsamkeit verdammen dürfen!

Die Höflichkeit, die Rücksicht auf die ältere Frau, welche Angelika bewogen, schweigend auszuharren, fingen an, ihre Frucht zu tragen. Ihr Zorn legte sich, denn es war etwas in den Reden der Herzogin, dessen Wahrheit sie nicht leugnen konnte. Sie stützte den Kopf in die Hand, man sah ihr an, daß ihre ehrliche Natur mit sich zu Rathe ging.

Der Baron ist ein edler, ein großherziger, er ist noch ein schöner, ein liebenswerther Mann, nahm die Herzogin nach einer Weile wieder das Wort; aber freilich, er könnte

Ihr Vater sein, und wie willig Sie sich ihm verbanden, Sie konnten ihn nicht lieben, wie die Jugend, die Jugend liebt. Die Baronin fuhr leise zusammen. Sie konnten noch weniger für ihn die Nachsicht haben, welche wir Aelteren unsern Altersgenossen und der Jugend beweisen. Gewiß, liebe Angelika! sagte sie mit jener weichen Stimme, deren Klang, wenn sie es wollte, unwiderstehlich zum Herzen dringen konnte, Sie waren nicht gütig, nicht nachsichtig genug mit dem Baron. Sie sind auch jetzt nicht genug bemüht, ihm zu gefallen; denn wäre es möglich, daß ich die Freundschaft Ihres Gatten in solchem Grade besäße, theure Angelika, wenn Sie sich ihm so jung und liebenswürdig zeigten, als Sie sind? — Und die Hände der Baronin noch einmal in die ihren nehmend und sich mit besorgter Zärtlichkeit zu ihr neigend, sprach sie: Oder wäre es denn möglich, daß Sie Ihr Herz an einen Andern, an einen Mann ganz ohne Rang und Namen verlieren könnten, wenn Sie ....

Aber sie konnte den Satz nicht vollenden. Um aller Heiligen willen, woher wissen Sie das? rief die Baronin, während sie unter hervorbrechenden Thränen ihr Antlitz mit ihren Händen verhüllte. Die Herzogin schloß sie in ihre Arme, ohne ihr zu antworten. Sie legte das Haupt der Weinenden an ihre Brust, und sie leise küssend, bat sie: Muth, Muth, mein theures Kind! Nur ein wenig Vertrauen, und es ist nichts geschehen!

Angelika weinte still. Nach einer Weile richtete sie sich empor. Was soll ich thun? rief sie ....

Die Herzogin antwortete ihr nicht, denn sie wünschte ihr keinen unwillkommenen Rath zu geben. Was wird er von mir denken? In welchem Lichte muß ich ihm erscheinen! hub die Baronin nach kurzem Schweigen wieder an.

Sie war aufgestanden und ging nachsinnend in dem Gemache umher. Die Herzogin betrachtete sie mit einer Zufriedenheit, in die sich Mitleid und Erstaunen mischten. Aufgewachsen in einer Welt, in welcher man den Ehebruch so leicht nahm, als man sich der Gewalt der Leidenschaft überließ, glaubte sie aus dem Schmerze der Baronin auf deren thatsächliche Untreue gegen ihren Gatten und auf ein Verhältniß zu dem Architekten schließen zu dürfen, das schon lange bestanden haben mußte. Aber Angelika verlor dadurch in ihren Augen nicht, sie gewann vielmehr erst eine rechte Bedeutung für sie, denn jetzt wurde die Herzogin der Baronin unentbehrlich, jetzt hatte die Herzogin sie auf dem Punkte, auf dem sie sie einst anzutreffen gehofft, auf den sie selbst die Arglose hingeleitet hatte.

Plötzlich knieete die Baronin vor der älteren Freundin nieder, umschlang sie mit ihren Armen und bat mit gerührter Stimme: Helfen Sie mir, rathen Sie mir, Cousine! Was soll ich thun, mich aus diesem Wirrsal meines Herzens zu befreien?

Sie sollen vertrauen, sprach die Herzogin, sie sanft an ihren Busen ziehend, einem Mutterherzen sollen Sie vertrauen, das Sie warnte, Sie in der ersten Stunde warnte, da die Gefahr an Sie herantrat, und das Sie verstand und Ihnen folgte, auch ohne daß Sie sprachen, theures Kind! Oder glauben Sie, ich hätte es nie erfahren, wie gegen unsern Willen unsere Gedanken zu dem geliebten Gegenstande hingezogen werden, den Sie meiden wollen? Glauben Sie, ich hätte sie nie gekannt, die abmahnende Scheu, die wie ein trüber Morgennebel der hell aufflammenden Leidenschaft vorangeht? — O, mein theures Kind, auch mir ist es nicht erspart geblieben, das ernste Kämpfen, das lange Zagen und das Unterliegen des armen, gequälten Herzens! Und ich sollte Sie verkennen, Sie verdammen, Sie verlassen, theures, theures Kind?

Sie umarmte Angelika aufs Neue. Mit feurig beredtem Worte sprach sie aus, was Angelika sich selber keusch verschwiegen, ja, was zu denken sie sich nie gestattet haben würde. Aber es waren selige Thränen, mit welchen sie endlich, von der Herzogin weit und weiter fortgerissen, derselben rückhaltlos bekannte, was sie sich in solcher Weise nie eingestanden hatte: daß sie Herbert liebe, schon lange liebe, daß sie für ihn fühle, was sie nie für den Baron gefühlt habe, und daß um den geliebten Mann zu leiden ihr noch eine Wonne, ein Genuß sei.

Die Herzogin lächelte und tröstete wie ein Engel mild. Sie warnte und sprach ihr Muth ein, sie ermahnte zur Entsagung und gab Hoffnung auf Glück, wie Angelika's wechselnde Bewegung es begehrte. Volle Nachsicht mit ihrer Schwäche hätte die Gewissenhaftigkeit der Baronin mißtrauisch gegen die Beratherin gemacht, volle Strenge sie zu ernstem Kampfe gedrängt oder ihr wohl gar den Mund verschlossen; und nicht um den Frieden, nur um das Vertrauen Angelika's und um die Herrschaft über sie und ihre Zukunft war es der Herzogin von Anfang an zu thun gewesen.

Angelika fand sich von dem wechselnden Zuspruche ihrer einzigen Vertrauten wundersam beruhigt. Sie konnte endlich selbst die Frage aufwerfen, was sie thun solle.

Wenden Sie sich offen an den Baron! rieth ihr die Herzogin, um sich den Schein der strengen Verläßlichkeit zu geben und um in einem Nothfalle sich vor dem Freiherrn dieses Rathschlages berühmen zu können. Wenden Sie sich an den Baron, bekennen Sie ihm ....

Nein, nimmermehr! rief Angelika mit lebhafter Abwehr.

Die Herzogin schien nachzusinnen. Wie Sie auch fühlen und empfinden mögen, theure Angelika, sprach sie dann nach längerem Schweigen, Sie werden mir einräumen müssen, daß Ihnen nichts übrig bleibt, als von

dem Freiherrn die Entfernung Herbert's, die Entfernung des jungen Mannes zu begehren, der, von Ihrer Nachsicht dreist gemacht, die Achtung und Verehrung, welche er Ihnen, der Frau des Freiherrn von Arten, schuldet, so ganz und gar vergessen, der Sie hinreißen konnte ....

Die Baronin ließ sie nicht vollenden. Sie ahnte den Kunstgriff, mit welchem die Herzogin ihr zu Hülfe zu kommen und Herbert anzuklagen wünschte, und wahrhaft und offen rief sie: Herbert ist nicht schuldig, nicht schuldiger, o, lange so schuldig nicht, als ich — denn er ist frei!

Die Herzogin schloß die Augen. Ein Mann ist immer schuldig, wenn wir ihm uns und unsere Ueberzeugungen zum Opfer bringen! sprach sie. Aber gleichviel, der junge Mann muß fort!

Ja, er muß fort! wiederholte Angelika mit leiser Stimme. Denn unglücklich über die Liebe, die mich fortriß, macht die Liebe, die ich einflöße, mich nicht glücklich, und das Bewußtsein, von der reinen Höhe hinabgestiegen zu sein, auf welche seine Liebe selbst mich stellte, steigert meine Qual und meinen Schmerz. Aber wie kann ich seine Entfernung fordern, da ihn sein Beruf bei uns festhält, wie soll ich fordern, daß er vergesse, was ich nie vergessen kann?

Thörichtes Kind, lächelte die Herzogin, wer muthet Ihnen denn ein so Unmögliches, ein so Gewaltsames zu?

Wer verlangt denn, daß Sie aus Ihrem Herzen reißen, was Sie dort als schmerzliche oder als köstliche Erinnerung zu bergen wünschen? Sie sollen nur zu vergessen scheinen, was Sie vergessen zu machen wünschen!

Angelika sah sie fragend an, sie verstand sie nicht. Die Herzogin mußte sich deutlicher erklären. Wer will Sie daran erinnern, daß Ihre Liebe, Ihre Schwäche Sie einen kurzen Augenblick übermannten, wenn Sie sich daran nicht mehr zu erinnern scheinen? sprach sie. Aus Ihrer Nähe, von seinem Glauben an Ihre Liebe, nicht von seiner Arbeit muß der junge Mann entfernt werden. Ihm zu begegnen, dürfen Sie nicht einmal vermeiden. Sie müssen ihn wiedersehen, bald wiedersehen, aber im Beisein Ihres Gatten, mit freier Stirn, mit hellem Auge! — Und seien Sie sicher, er wird bald glauben, geträumt zu haben, was Sie ihn ohne sein Verdienst erleben ließen, während Ihr Schuldbewußtsein Sie hoffentlich künftig nachsichtiger und auch ein wenig gefälliger gegen den guten Freiherrn machen wird. Sind es zuletzt doch immer unsere Männer, denen die Schwächen und die Irrthümer unserer armen Herzen zu Gute kommen und die in unserer Demuth die Frucht unserer Reue genießen. Nur Muth, nur Zuversicht, mein liebes Kind!

Aber der Zuspruch der Herzogin wirkte nur langsam auf Angelika. Sie wußte sich nicht zu entschließen, so viel Verwirrendes und Verführerisches auch in den Rath-

schlägen der Herzogin verborgen lag. Angelika hatte weder den Muth, sich ihrem Gatten anzuvertrauen, noch, wie sie es eine Weile vorgehabt, sich gegen Herbert auszusprechen und von ihm selber seine Entfernung zu verlangen. Sie kannte jetzt die Schwäche ihres Herzens, und vor dem Mittel, welches die Herzogin ihr an die Hand gab, schreckten ihre Liebe und ihr grader Sinn gleichmäßig zurück. Aber auch hier kam die Herzogin ihr zu Hülfe, indem sie ihr einen Ausweg zeigte, der annähernd zu dem Ziele führen konnte, das Angelika erstrebte, und der auch den wahren Absichten der Herzogin als der gelegenste erschien.

Sprachen Sie nicht von einem Feste, welches Sie im Laufe der nächsten Wochen geben wollten, fragte sie, und für das Sie auch Monsieur Herbert's Zimmer zur Unterbringung Ihrer Gäste brauchen würden?

Die Baronin schöpfte Athem.

Mich dünkt, es war selbst in des jungen Mannes Beisein schon davon die Rede, daß er für eine Weile seine Zimmer würde räumen müssen, sagte die Herzogin, und in diesem Augenblicke fremde Menschen zu sehen, für Andere Aufmerksamkeit haben zu müssen, würde Sie von sich selber abziehen, theure Freundin, und Ihnen eine Zerstreuung von den Gedanken sein, mit denen Ihre schöne Gewissenhaftigkeit Sie peinigt!

Ja, ja, das kann geschehen! rief die Baronin und

warf sich ihrer Freundin an die Brust. O, Sie sind mein guter Engel, theure Margarethe!

So lassen Sie mich für Sie wachen, meine theure Seele, antwortete ihr die Herzogin, und gehen Sie zur Ruh', denn es ist spät, und Ihre Wangen brennen! In so heftiger Erregung soll der Freiherr Sie nicht sehen! Gehen Sie zur Ruhe, ich will ihn darauf vorbereiten, daß wir diese Woche unser Fest begehen, ich werde unseren Ungetreuen hier erwarten! Ich wache für Sie Alle, für Sie Alle!

Spät am Abende, als der Freiherr und der Marquis nach Hause kamen, fanden sie die Herzogin wider deren Gewohnheit noch im Gartensaale lesend. Der Marquis berichtete von ihrem Ausfluge, der Freiherr erkundigte sich, wie die Damen ihren Abend zugebracht hätten.

Wie können Sie das fragen? scherzte die Herzogin. Natürlich in Unterhaltung über die Abwesenden; denn es ist nicht wahr, daß die Abwesenden immer Unrecht haben, da ja Abwesenheit allein die Sehnsucht erzeugt!

Sie werden uns eitel machen, meine Freundin! entgegnete der Freiherr, welcher für jede Schmeichelei, wenn sie sich anmuthig in der Form bewies, empfänglich war.

Eitel, meinte die Herzogin, Sie eitel machen, Cousin? Aber Sie sind es ja schon jetzt, Cousin! Waren Sie denn ganz allein von Hause fort? War nicht mein Bruder, war nicht Monsieur Herbert abwesend so gut wie Sie?

Sie vermißten also den Marquis? fragte der Freiherr.

Als ob man einen Bruder vermissen könnte, wenn er über Land geht! bedeutete die Herzogin.

Also war es Monsieur Herbert, der Ihnen fehlte, dessen Abwesenheit Ihre Sehnsucht wach rief? scherzte der Freiherr.

Aber, mein theurer Baron, neckte die Herzogin, ich war ja nicht allein zu Hause, oder glauben Sie, daß die Gedanken der Baronin, unwandelbar wie die Magnetnadel, nur an Ihnen hangen? Könnte nicht unsere liebe Angelika Jemand anders als Sie vermissen? Ist der Marquis nicht liebenswürdig? Versichern und beweisen Sie uns nicht alltäglich, daß Ihr Architekt ein geistreicher, ein schöner Mann sei? Wie wäre es, wenn wir Ihnen endlich Glauben schenkten, wenn wir, nur aus Unterwürfigkeit gegen Ihre bessere Einsicht, uns endlich überzeugen ließen?

Der Freiherr küßte ihr die Hand. Sie sind aufgeräumt, sagte er, Sie haben sich also wohl unterhalten, und ich muß mir daher Ihren Scherz gefallen lassen! Doch kann ich von mir sagen, was ein junger deutscher Dichter in seinem schönen Trauerspiele den König Philipp von Spanien sagen läßt: Wo ich zu fürchten angefangen, hab' ich zu fürchten aufgehört! — Beruhigen Sie sich also, meine schöne Freundin — zur Eifersucht bin ich

nicht gemacht, sie ist die Leidenschaft der niederen Stände, der Menschen ohne Selbstgefühl, sie ist unter unserer Würde!

Und doch hatten die neckenden Aeußerungen der Herzogin ihn verletzt, und doch tadelte er sich innerlich zum ersten Male darüber, daß er den Architekten so viel und so ungehindert mit Angelika verkehren lasse, denn Herbert war in der That ein schöner Mann, und der Freiherr kannte die Beweglichkeit des Frauenherzens!

Siebentes Capitel.

Herbert hatte seinen Vorsatz, graden Weges nach dem Amthause zu gehen, nicht ausgeführt. Er war, von dem schönen Tage verlockt, eine tüchtige Strecke in der Gegend umhergerannt, und die Sonne stand beinahe schon im Mittag, als er nach dem Amthofe kam.

Dort war der Feiertag schon von Weitem zu erkennen. Die Arbeitswagen, die Eggen und Pflüge standen wohlgeordnet vor den großen Scheunen, ein paar Stadtkinder kletterten auf den Deichseln herum und genossen die Feiertagsfreiheit. Der Hof war sauber gekehrt wie eine Tenne. Langsam zogen im Teiche die Enten umher, während am grasigen Ufer der glänzend gefiederte Hahn unter seinen Hühnern umherstolzirte und selbst eifrig die Körner aufpickte, welche heute die Hand der fremden Kinder und Mädchen dem Federvieh verschwenderisch gestreut hatte.

Unten vor der Thüre saßen trotz der frühen Stunde die Männer schon beim Tarockspiel. Es waren städtische Freunde des verstorbenen Amtmanns und daneben der

Herr Oberförster und der Herr Pfarrer von Neudorf, welcher nach der Kirche zum Essen mit hinübergekommen war, weil am Nachmittage sein Neffe aus der Stadt für ihn die Predigt hielt. Sie achteten auf Herbert's Ankunft nicht. War doch so viel junges Volk über den Hof und durch das Haus gegangen, seit sie hier die Erntefeste feiern halfen! War es doch auch allmählich älter geworden, hatte seine Kinder hergeschickt und war zum Theil gestorben! Das kam und ging, und ging und kam! Wer konnte die Menschen alle kennen?

Aber die große zinnerne Kanne, in der das Bier frisch vom Fasse auf den Tisch kam, und den zinnernen Leuchter und den Fidibus-Becher von Zinn, die neben dem Tabakskasten standen, die kannten die Männer, wie sie einander kannten; die waren mit ihnen alt geworden und hatten sich nicht verändert.

Es ist auch immer noch das gute, alte Bier und der gute, gelbe Knaster, bemerkte einer der Städter; der Adam hält auf seines Vaters Art!

Ei, warum sollte er denn nicht? meinte der Förster. Er ist in der Welt herumgewesen, weiß zu leben und ist wohl auf! Er ist der Mann für den Platz!

Der Pfarrer, welcher immer erst bedächtig den Dampf aus der holländischen Kalkpfeife blies, ehe er vor einer so gemischten Gesellschaft eine Meinung abgab, nickte dem Oberförster beistimmend zu. Ja, sprach er, ja, Herr Ober-

förster, sie sind gut eingeschlagen, alle beide, unseres werthen seligen Amtmanns Kinder! Selbst meine Frau, die das nicht von einer Jeden sagt, weil sie es genau mit solchen Dingen nimmt, nennt die Eva eine Wirthin, welche es mit mancher älteren aufnehmen könne, und was man hier davon im Hause sieht und was gelegentlich von hier zum Pfarrhofe kommt, das läßt nichts zu wünschen, gar nichts zu wünschen übrig! Wir halten viel auf sie, ich und meine Frau; und auch mein Sohn hält in der Stadt, und trotz seiner Studien, die alten Spielgenossen werth! Wollte nur unser Herrgott, es wäre auch sonst hier Alles noch so bei dem guten Alten geblieben!

Er seufzte, der Oberförster schien ihn zu verstehen, aber sie mochten vor den Fremden mit der Sprache nicht weiter heraus, und hätten sie es auch gewollt, sie hätten ihre eigenen Worte kaum noch vernehmen und verstehen können vor dem Lärmen um sie her.

Denn kaum war man oben in der Giebelstube, wo Eva's Gäste, die jungen Mädchen, wohnten, des Architekten ansichtig geworden, so war auf Eva's Anschlag auch schon ein Plan gefaßt. Auf den Fußspitzen liefen sie die Treppe hinunter, damit man das Klappen der Stelzchen nicht höre, zur Hinterthüre schlichen sie hinaus ins Freie und durch das große Hofthor kamen sie wieder herein,

und ehe sich Herbert dessen versah, waren sie an seiner Seite und hatten mit ihren losgelösten bunten Bändern ihn umschlungen, und wenn er den einen Arm frei machte, sich der Einen zu erwehren, so umwand die Andere ihm den anderen Arm, und eine Dritte versuchte ihm das Band um die Augen zu winden, und ihn haschend und sich befreiend, und sich wehrend und ihn verfolgend, und lachend und schäkernd rannten sie rechts und links um den Teich und über den ganzen Hof, daß die Enten, welche sich aus dem Teiche herausgemacht hatten, sich überstürzend in das Wasser flüchteten, die Tauben sich mit klatschendem Fluge in die Höhe schwangen, die Hühner mit gespreizten Flügeln das Weite suchten und die Hunde aus allen Ecken und Enden bellend dazwischen fuhren.

Gefangen, gebunden! rief es hier und dort, um ihn dafür zu strafen, daß er nicht schon gestern gekommen war, als man den letzten Wagen in die Scheune gefahren hatte. Es war ein Lärmen und ein Lachen, ein Laufen und ein Jubeln! Und die helle Sonne funkelte auf all den blühenden Gesichtern und brannte auf die entblößten Arme und Nacken und auf die lockigen Scheitel der fröhlichen Mädchen. Gefangen, gebunden, bestraft! schallte es immer wieder, bis Adam mit seinen Freunden herbeikam, die Partei für Herbert nahmen, bis die hübschen Kinder, athemlos, sich der Verfolgung der Männer nicht mehr entziehen konnten und Herbert, nun er es nicht mehr mit

Allen auf einmal zu thun hatte, Eva's, als der Anführerin, habhaft wurde.

Gefangen, gebunden! rief jetzt auch er, und umschlang sie trotz ihres Sträubens und hielt sie fest und küßte sie nach Herzenslust auf die heißen, rothen Lippen. Das wirkte ansteckend, die Andern thaten es ihm bei den eingefangenen Mädchen nach, und sich von Herbert losmachend, rief Eva: Nun haben wir den Mosje zur Ernte doch wenigstens nachträglich gebunden, nun kommt er auch nicht fort, so lange ihr Alle bei uns seid!

Aber wer sagt denn, daß ich gehen will? Ich kam ja, um zu bleiben, Sie Gewaltthätige! versicherte Herbert, indem er sie auf's Neue in seine Arme zu schließen suchte, und es wollte ihn dünken, als widerstrebe sie ihm nicht sehr. Herbert war recht von Herzen vergnügt. Selbst die Männer am Tarocktische, wie sie auch schmählten, daß man sie aus ihrer Ruhe aufgeschreckt habe, sahen nicht böse drein. Es glitt ein helles Licht durch ihre alten Augen und es zuckte ihnen lächelnd um die Lippen. Sie hatten wohl auch an manche fröhliche Stunde zu denken, die ihnen nicht wiederkehren konnte und die Jenen noch zu kommen hatte.

Der Amtmann und Eva waren die Seele von Allem, genügten Allem, waren jung mit den Jungen und alt mit den Alten. Das ging den ganzen Tag so fort.

Wenn ich nur wüßte, meinte Herbert am Abende, warum ich nicht alle Tage hergekommen bin?

Das will ich Ihnen sagen, entgegnete Eva und flüsterte ihm etwas in das Ohr. Er wollte nicht wahr haben, was sie sagte, aber die Mädchen behaupteten, er sei roth geworden und er möge sich in Acht nehmen; sie wüßten, um was es sich handle, es sei nicht geheuer in den Schlössern.

Freilich, freilich, bekräftigte Eva, es steckt noch immer etwas von der alten Burg darin!

Die Andern fragten, was das heiße. O, rief sie, ihr wißt's ja! Da oben sind vor jenen Jahren die Herren von Arten Raubritter gewesen, und nun ist's damit wie in der verkehrten Welt! Sonst raubten die Ritter den andern Leuten ihre Frauen, jetzt halten die vornehmen Damen die Männer gefangen!

Man lachte über den Einfall; sie neckten Eva, und einer der jungen Leute meinte: Sorgen Sie nicht, Mamsell Eva! Monsieur Herbert sieht nicht aus wie einer, der so leicht zu fangen wäre!

Wer denkt denn jetzt an Mosje Herbert? warf sie schnippisch und doch verlegen hin.

Ich bin geduldig und werde warten, sagte er, sich mit scherzender Demuth vor ihr neigend.

Sie that, als höre sie seine Worte gar nicht mehr, und sie hatte ja auch alle Hände voll zu thun. Das

blankste Leinen, die besten Teller, selbst das Silberzeug mußte heute und in den folgenden Tagen auf den Tisch. Alles sollte reichlich, Alles vollauf und Jedem sollte es wohl sein in dem Hause, da man so liebe Gäste und des Jahres Erntesegen nun auch wieder einmal in den Scheunen hatte. Vom heutigen Danktage in der Kirche war freilich im Amthofe nicht viel zu merken. Aber der Pfarrer selber drückte ein Auge zu. Er hatte seine Absichten mit Eva, und sie gefiel ihm, wenn sie sich in Haus und Küche also regte und bewegte. Auch Herbert fand sie immer reizender in ihrer fröhlichen Geschäftigkeit. Er bot ihr seine Dienste an, sie wußte dieselben zu nutzen und, des Befehlens wohl gewohnt, ihn immer neben sich fest und immer in so guter Laune zu erhalten, daß er gar nichts sah und gar nichts denken konnte, als nur sie den lieben, langen Tag. Ihm war das aber recht und lieb, er verlangte es gar nicht besser.

Nur Abends, als er allein war, in der nächtlichen Stille, da kehrte es wieder, wundersam! Da sah er sie plötzlich vor sich, die schöne, hehre Gestalt, da sah er es wieder, das sanft bethränte Antlitz, und es zog ihn fort, es rief ihn von dannen, daß er nicht wußte, wie er hier verweilen könne, wie es ihm möglich gewesen sei, von dem Orte zu scheiden, an dem er ihr begegnen, sie sehen, ihr nahen konnte; wie es ihm möglich gewesen sei, ungleich und gering von ihr zu denken, von ihr!

Die Aufregung, in welche Eva's Reize und ihre natürliche Gefallsucht ihn versetzten, ließ ihn nur mit gesteigertem Verlangen an die Baronin denken, und die Feindin der Wahrheit, die Entfernung, verwirrte seine Phantasie, bis die Bilder der beiden Frauenzimmer, wie unähnlich sie einander auch waren, sich zu mischen und Einzelheiten von einander zu entlehnen begannen, daß er Mühe hatte, es aus einander zu halten, was er mit der Einen, was er mit der Andern erlebt, was er der Einen, was er der Andern von seinen Eindrücken und Empfindungen verdankte und zollte. Aber alles Gute, alles Schöne wendete sich immer auf Angelika's Seite, und wie er sie in seinem Herzen angeschuldigt hatte, so fühlte er sich jetzt wieder schuldig gegen sie, je länger, je mehr.

Als sich ihm der zweite Tag in Rothenfeld zu Ende neigte und das junge Volk, welches in der nächsten Frühe das Amthaus verlassen und in die Stadt zurückkehren sollte, in seiner Fröhlichkeit nur immer weiter ging, als müsse nun in den letzten Stunden noch der Freude ihre Krone aufgesetzt werden, als man bei der Abendtafel, trotz des warmen Wetters, die Punschterrine auftrug und Eva mit lachenden Augen und mit ihren flinken Händen die Gläser immer aufs Neue füllte, bis die Alten ihre Trinklieder anstimmten und Chorus mit den Jungen sangen, und selbst die Pfarrerin und der Pfarrer die Polonaise, welche man in Vorschlag brachte, mittanzten

durch die Stuben und den Flur bis in den Garten hinaus, wo der Amtmann endlich auf dem grünen Platze vor dem Hause die Cousine im Schleifer zu drehen begann — da bemächtigte sich Herbert's eine große Traurigkeit. Er konnte sich nicht helfen, er wußte sich nicht zu finden, nicht zu rathen.

Er hielt Eva im Arme und tanzte mit ihr, die ihm mit ehrlicher Zuversicht in das Auge blickte, und er sagte sich: Wie schlecht bin ich, dieses liebe Geschöpf nur als Zeitvertreib zu brauchen! Wie schlecht war es von mir, daß ich hieher ging, daß ich mich von ihr, von jener schönen, edeln Frau entfernte, die nicht so glücklich, ach, lange nicht so glücklich ist, als diese guten Menschen hier!

Er fühlte eine wahre Sehnsucht, wieder in Richten zu sein. Was mochte die Baronin von ihm denken, daß er sie mied, da sie sich ihm zugeneigt hatte? Was sollte er ihr sagen, wenn sie ihn deßhalb befragte? Wie es tragen, wenn sie ihm zürnte?

Seine Vorstellungen wechselten schnell, seine Zerstreutheit fiel zuletzt seiner Tänzerin auf, und es ging ihr wie Jedem, der von einem Gedanken vollständig beherrscht ist: sie setzte denselben auch bei dem Andern voraus.

Sehen Sie doch nicht traurig aus, rief sie plötzlich und arglos, wir bleiben ja hier beisammen, Sie reisen ja nicht wie die Andern fort!

Er hätte sich darüber freuen mögen, aber er konnte

es nicht. Er besorgte, weiter gegangen zu sein, als er sich dessen bewußt war, Wünsche und Hoffnungen erregt zu haben, die er in diesem Augenblicke durchaus nicht theilte. Seine Ehrenhaftigkeit schreckte davor zurück. Er sagte, daß ja auch seines Bleibens hier nicht sei und daß auch er nicht eben lange mehr in dieser Gegend verweilen werde.

Um so besser, meinte sie, so hat man sich auf das Wiedersehen zu freuen, denn Sie kommen ja doch wieder!

Ihre Heiterkeit hielt ihm das Spiegelbild dessen vor, was er noch vor wenig Tagen selbst gewesen war. So gesund, so frisch, so zuversichtlich hatte er in die Ferne geblickt; jetzt konnte er sich nicht klar machen, was er fühlte, was er wünschte und was der nächste Tag ihm bringen würde. Er wußte kaum noch, weßhalb er von Richten fort, weßhalb er hieher gegangen sei. Es war Alles verwirrt in ihm.

Er schlief schlecht in der Nacht, und als er sich mit der Sonne erhob, rief er ein Gottlob! als stehe er am Ende einer Trübsal und vor der Thüre eines Glückes, und doch war und blieb er unruhig und gequält wie nie zuvor.

Die andern Gäste brachen ebenfalls in der Frühe auf; sie wollten theils vor der Mittagshitze, theils vor Abend in ihrer Heimath sein. Ihn nöthigten die beiden Geschwister noch zum Verweilen. Der Amtmann sagte,

er müsse gegen zehn Uhr nach dem Schlosse und sie könnten mitsammen hinaufreiten. Es sei Zeit genug, da der Baron nicht früh aufstehe und vor dem Frühstücke niemals ein Geschäft abmache. Aber Herbert war nicht zu halten, und als Eva ihm dies übel nahm und mit ihm schmollte und ihn kalt entließ, war ihm das lieber als die Zuversicht, mit welcher sie sich gestern an ihn gewendet hatte.

Es war noch Alles still, da er nach Richten kam. Er ging die große Mittelallee hinauf, die durch den ganzen Park führte, und bog erst in einen Seitenweg ab, als er meinte, vom Schlosse aus gesehen werden zu können. Er hätte gern vergessen machen mögen, daß er fort gewesen sei, weil er selbst die Ursache seines Fortgehens zu vergessen wünschte. Wie er nun durch die sauber gehaltenen Wege wandelte, durch deren blühende Büsche die Sonnenstrahlen ihre schmalen, goldenen Lichtstreifen warfen, kam ihm die Stille, kam ihm die Einsamkeit so wonnig entgegen. Noch hatte er den Kopf voll von den Menuetten, den Anglaisen und den Schleifern, welche die Mädchen gestern wohl oder übel auf dem Spinett gespielt und nach denen er sich mit ihnen im Kreise herumgedreht hatte. Er freute sich, daß die Baronin dies nicht gesehen hatte, und er schämte sich dessen sogar. Es erschien ihm hier in Richten noch viel unbegreiflicher, daß er gestern tanzen — sich mit Anderen hatte vergnügen können, während Angelika's Bild in seinem Herzen wohnte und während sie — es konnte gar nicht

anders sein — an ihn gedachte, dem sie ihren Schmerz gezeigt, auf dessen Theilnahme sie vielleicht ihre Hoffnung, ihren Trost gebaut, mit dem sie selbst sich durch die Worte: Dort oben dürfen wir keine Capelle bauen! zu einem innigen Geheimnisse verbunden hatte.

Wie war es zugegangen, daß er dies Alles vergessen, wie hatte die natürliche Zurückhaltung einer reinen, schönen Seele, wie hatten die dreisten Aeußerungen des Amtmannes, der in seiner Derbheit die Worte niemals ängstlich abwog, ihn irre machen können an seinem eigenen Empfinden und irre machen können selbst an ihr, der hehrsten Frauengestalt, die ihm noch je begegnet, der er je genaht war? —

So trat er in das Schloß und in sein Zimmer. Die Dienerschaft empfing ihn wie Einen, der hier heimisch war. Herbert erkundigte sich, ob die Herrschaft etwa nach ihm gefragt habe. Man verneinte es, und er gab die Weisung, dem Herrn Baron zu sagen, daß er zurückgekehrt wäre und seine Befehle erwarte.

Das Zimmer, welches die Baronin bewohnte, lag über dem seinen. Er hörte oben die Fenster öffnen, die Sommerladen schließen, die Tische rücken. Er dachte, ob sie schon wach sein möge, und auf jedes leise Geräusch achtend, fühlte er sich ihr nahe und durch diese Nähe weich gestimmt. Sich zu beruhigen, setzte er sich vor dem Tische nieder, auf welchem seine Zeichnungen und Plane aus-

gebreitet lagen, denn für Angelika und ihre Absichten arbeiten, hieß ja auch bei ihr sein; und eben hatte er sich gelobt, daß nichts ihn so leicht wieder von ihr und ihrem Dienste abwendig machen solle, als einer der Diener ihn ersuchen kam, sich in das Frühstückszimmer hinauf zu bemühen, da die Herrschaft ihn zu sprechen wünsche.

Herbert war nicht sicher, wer ihn hatte rufen lassen, und mochte doch nicht danach fragen. Bewegt stieg er die Treppe hinauf; er wünschte und hoffte, die Baronin vielleicht allein zu treffen, aber nicht sie, sondern der Freiherr war es, der ihn erwartete. Er hieß ihn willkommen, fragte, ob er sich gehörig in der Gegend umgesehen habe, und ließ ihm dann, obschon er ihm mit gewohnter Güte begegnete, doch nicht zur Antwort Zeit, sondern ging gleich zu der Angelegenheit über, wegen welcher er ihn hatte kommen lassen.

Mit unserem Capellenbau ist es nichts, mein lieber Herbert, sagte er heiter, als habe er gar niemals irgend einen Werth auf diesen Plan gelegt und nicht von dem Architekten bereits die eingehendsten und ausführlichsten Arbeiten dafür beansprucht. Die Baronin will davon nichts hören, und da guter Rath über Nacht kommt, so habe ich den Gedanken selber aufgegeben, ohne deßhalb auf eine Verzierung der Höhe zu verzichten, die Sie mir provisorisch vielleicht noch in diesem Herbste zu Stande bringen müssen. Ich denke da oben nämlich einen Pavillon zu errichten.

Einen Pavillon? fragte Herbert überrascht.

Ja, mein Lieber, einen Pavillon, etwa in Tempelform, der eine schöne Aussicht bietet. Man könnte ihn der Flora, der Pomona, der Freundschaft weihen — das findet sich! Entwerfen Sie mir einmal eine Zeichnung dazu. Sie können die Sache so viel als möglich Ihren früheren Absichten annähern, um die Harmonie mit dem Style der Kirche aufrecht zu erhalten, die wir herzustellen wünschten; nur muß das Ganze natürlich auf den bestmöglichen Effect berechnet werden.

Herbert wagte es nicht, die Frage zu thun, welche ihm in diesem Augenblicke vor allem Anderen am Herzen lag, die Frage, ob es Angelika gewesen sei, welche den Vorschlag zu dem Pavillonbau gethan hatte. Er glaubte, nur sie allein könne seinem eigenen Gedanken in solcher Uebereinstimmung begegnet sein, und während sie so gleich mit ihm gefühlt, während sie darauf gesonnen hatte, ihn in so schöner und lieber Weise neben sich zu beschäftigen, hatte er sie gemieden, sie in seinem Herzen angeklagt und verdammt!

Beschämt und gerührt wollte Herbert fragen, ob die Frau Baronin mit der neuen Anordnung einverstanden sei, als sie selber mit der Herzogin in das Zimmer eintrat.

Der Freiherr ging den Frauen ein paar Schritte entgegen, aber Angelika, welche sonst sehr gemessen in ihrer ganzen Haltung war, eilte auf ihren Gatten zu und umarmte und küßte ihn. Dann begrüßte sie Herbert mit

dem heiteren Vorwurf, daß er so plötzlich fortgegangen sei und sie und seine Arbeit im Stiche gelassen habe, um im Amthause eine ihm zusagendere und angenehmere Geselligkeit aufzusuchen. Das war Alles völlig gegen ihre sonstige Art.

Herbert hatte das Bedürfniß gefühlt, sobald als möglich der Baronin zu gestehen, wie tolle Ungeduld und sträflicher Zweifel an ihr ihn aus ihrer ersehnten Nähe fortgetrieben hätten, wie er bereuend wiedergekehrt sei, und nun sollte er sich scherzend wegen einer kleinen Formlosigkeit entschuldigen, welche man ihm leichter verzieh, als er es wünschen konnte! Er stand vor der Baronin wie vor einem unheimlichen Räthsel. Er kannte diese Miene, diese Stimme, und kannte sie auch nicht. Es war Angelika und sie war es doch auch nicht. Daß sie ihn täuschte, eine Rolle spielte, das war seine ganze Hoffnung. Aber weßhalb that sie das? Woher ihre Heiterkeit, woher ihre auffallende Zärtlichkeit gegen ihren Gatten? Zürnte sie Herbert? Wollte sie ihn strafen, weil er ihr durch seine Entfernung wehe gethan, so mußte er das tragen, ja, er hatte sich dessen zu freuen! Wie jedoch vermochte sie es, seiner zu spotten in Gegenwart des Mannes, an dessen Seite sie nicht glücklich war, wie konnte sie es vergessen, daß sie in Herbert's Armen über diesen Mann geweint?

Ihre Worte, ihr Ton schnitten ihm in das Herz und beleidigten ihn um so tiefer, je weniger er sich in der Lage

befand, eine Erklärung ihres veränderten Betragens zu begehren. Ihr Scherzen zu erwidern, war gegen sein Gefühl, und sich mit raschem Entschlusse auf den Boden zurückziehend, auf welchem er sich mit Sicherheit behaupten konnte, sagte er, sich zur Ruhe zwingend: Ich glaubte, hier nicht vermißt zu werden, ehe die Herrschaften sich völlig über ihre Wünsche entschieden hatten, und ....

Angelika ließ ihn aber, grade wie der Freiherr, nach Art der Vornehmen, wenn sie ihren Willen durchsetzen wollen, seine Antwort gar nicht erst vollenden. So haben Sie also schon gehört, daß ich unnachgiebig auf meinem Sinne beharre? fiel sie ein.

Herbert verneigte sich. Sie sprachen es mir ja neulich, als ich die Ehre hatte, Sie, gnädige Frau, nach der Birkenhöhe hinauf zu führen, bereits aus, daß da oben keine Capelle erbaut werden dürfe! antwortete er, während sein Blick auf ihr mit so ernstem Ausdrucke ruhte, daß sie ihr Auge verwirrt zu Boden senkte vor der Erinnerung, welche er ihr damit wachrief, und Ihre Absicht, statt der Capelle einen ....

Aber er konnte den Satz abermals nicht vollenden, denn der Baron gab ihm lebhaft und heimlich ein Zeichen, zu schweigen, und er bemerkte an den Mienen Angelika's, daß sie nicht wußte, weßhalb man ihm Schweigen auferlegte. Sie also hatte den Vorschlag zu dem Tempelbau nicht gemacht! Seine Hoffnung hatte ihn getäuscht! Wie

aber war der Freiherr denn auf den Bau dieses Freundschafts-Tempels gekommen?

Es entstand eine Pause, und die Herzogin, welche bis dahin sich gar nicht in die Unterhaltung gemischt hatte, kam Allen zu Hülfe, indem sie plötzlich von dem Feste zu reden anhub, das zu veranstalten man in den letzten Tagen beschlossen habe und für welches man sich vielfach auf die Hülfe des Baumeisters angewiesen hielt. Herbert hatte bisher davon kein Wort vernommen, der Plan mußte also vermuthlich eben so wie der neue Bauplan in den beiden letzten Tagen entstanden sein, und die Verhältnisse wurden ihm immer unbegreiflicher. Man sprach von den verschiedenen Vorkehrungen für das Fest; der Marquis, welcher inzwischen auch dazu gekommen war, erkundigte sich bei Herbert um Costume und Decorationen, man sagte zuversichtlich: Herbert werde dieses schaffen, jenes thun, ein Drittes besorgen müssen, und Niemand fragte ihn, ob er geneigt sei, die Dienste zu leisten, welche man von ihm begehrte. Selbst Angelika bestimmte anscheinend ohne alles Bedenken über ihn, und wie sie bei der ganzen Begegnung auch empfinden mochte, die Gewohnheit der Vornehmen, über jede Kraft zu verfügen, die sich ihnen nicht gradezu entzieht, und der Glaube, daß sie eine Gunst gewähren, wenn sie Dienste für sich fordern, lagen auch ihr im Blute.

Aber Herbert war nicht der Mann, seine Kraft wider

seinen Willen verbrauchen zu lassen, noch eine solche Rücksichtslosigkeit geduldig hinzunehmen. Man schien offenbar geneigt, ihm plötzlich die Stellung zu bestreiten, welche man ihm bisher eingeräumt hatte und welche zu behaupten er eben deßhalb als sein Recht ansah. Man stellte an ihn bestimmte Forderungen für ein Unternehmen, über das man mit sich selbst noch nicht im Klaren war. Die Baronin sprach von Gästen, welche man laden wolle. Es war die Rede davon, daß man für den betreffenden Fall das ganze linke Erdgeschoß zum Unterbringen der Fremden brauchen würde; aber eben in dieser linken Seite des Erdgeschosses wohnte Herbert, und mit einem Male tauchte der Gedanke in ihm auf, daß die Baronin es bereue, sich ihm auch nur einen Moment mit ihrem Herzen zugeneigt zu haben, und daß sie ihn aus ihrer Nähe zu entfernen wünsche. Das wies ihn vollends auf sich selbst zurück.

Ich fürchte, daß ich mich nicht in der Lage befinden werde, sagte er höflich, aber fest, den Herrschaften, wie sie es wünschen, meine Dienste widmen zu können.

Wie, rief die Baronin, die über ihre sonstige formelle Weise hinausgetrieben wurde, da sie eine Freiheit und Heiterkeit zur Schau zu tragen hatte, die sie zu fühlen weit entfernt war — wie, mein Herr, Sie wollen sich unserem Dienste entziehen, da wir gerade jetzt uns zu einem künstlerischen Unternehmen rüsten?

Ich habe hier immer länger verweilt, entgegnete er,

von dem Tone ihrer Stimme wie von ihrem Blicke wieder schnell beherrscht, als ich es im Grunde vor meinen anderen Unternehmungen verantworten konnte, und ich ....

Und Sie bedauern das, wie es scheint, und wollen sich in Zukunft davor wahren, das ist in der Ordnung! sprach Angelika, während sie die schönen Lippen spöttisch aufwarf.

Dem Freiherrn, welcher seine Gattin mit Befremdung beobachtete, schien ihr Verhalten zu mißfallen, denn er sagte mit entschiedener Kälte: Du darfst nicht vergessen, Beste, daß unser junger Freund nicht zu seiner oder unserer Unterhaltung, sondern des Baues wegen hergekommen ist!

Das traf Herbert wie ein Schlag, obschon es wie eine Rechtfertigung für ihn gesprochen worden war, und sich verneigend, sagte er: Daran dachte ich eben, Herr Baron, und ich wollte mir um deßhalb die Erlaubniß erbitten, nach Rothenfeld hinüberzuziehen, um an Ort und Stelle die Arbeit zu überwachen, so lange ich hier verweile und so oft ich in die Gegend wiederkehre.

Das Herz schlug ihm, als er so sprach, und wider seinen Willen hegte er doch im Innersten die heimliche Hoffnung, daß man ihn nicht gehen lassen werde. Er sah, daß Angelika die Farbe wechselte, aber weit entfernt, ihn für die Kränkung zu entschädigen, welche ihre herausfordernde Weise ihm von dem Freiherrn zugezogen hatte, sagte sie: Ja, freilich, Ihr Beruf und Ihre Arbeit gehen

vor, denn es haben ja Andere an Sie die gleichen Ansprüche wie wir! — Sie gab damit ihre Zustimmung zu seinem Scheiden ebenfalls zu erkennen und erinnerte ihn, wie er glaubte, ebenfalls daran, in welchem Verhältnisse er sich neben ihr befinde. Herbert, der dies nie vergessen hatte, der sich bewußt war, eine solche Erinnerung nicht zu verdienen, empfand sie schwer und sich zusammenfassend, sagte er mit möglichster Ruhe: So gestatten Sie, gnädige Frau, daß ich diese Bemerkung als das Zeichen meiner Beurlaubung betrachte und mich jetzt gleich nach Rothenfeld begebe!

Sie entgegnete ihm nichts; nur der Baron sagte leichthin, aber mit gewohnter Freundlichkeit, während er schon der Herzogin den Arm bot und der Marquis sich der Baronin näherte, um sie zum Frühstücke zu führen: Machen Sie das, lieber Herbert, wie Sie wollen, ganz wie Sie wollen, Lieber! — aber er forderte ihn nicht wie sonst auf, ihnen wenigstens jetzt noch zum Frühstücke zu folgen, sondern schritt ohne Weiteres dem kleinen Speisezimmer zu. Alles Blut strömte Herbert nach dem Herzen zurück. Er verbeugte sich und verließ bleich vor Zorn und unterdrückter Bewegung das Gemach.

Gehen Sie nicht fort, ehe ich Sie nicht noch über die bewußte Angelegenheit gesprochen habe, lieber Herbert! hörte er den Freiherrn ihm nachrufen; aber er beachtete es nicht, obschon er die Worte vernahm.

Draußen im Vorsaale begegnete ihm der Caplan, welcher sich zum Frühstück begab. Was ist geschehen? fragte dieser, als er die Verstörung des jungen Mannes sah.

Ich habe eine Lehre erhalten, die mir nöthig war! gab Herbert ihm zur Antwort.

Der Caplan wollte ihn so nicht gehen lassen, wollte ihn zum Sprechen bringen: Herbert wies ihn zurück. Ein Diener kam nach dem Caplan sehen, den man beim Frühstück vermißte.

Gehen Sie, gehen Sie, Hochwürden, rief Herbert, Sie müssen ja gehorchen! Ich aber bin noch frei und, bei Gott, ich denke es auch zu bleiben!

Achtes Capitel.

In einer Stunde war sein Gepäck gemacht, eine halbe Stunde später war er auf dem Wege nach Rothenfeld. Als er dort ankam, war der Amtmann im Felde; Eva empfing ihn mit heller Freude. Er gab die nöthige Auskunft über den äußeren Anlaß seiner Wiederkehr und bat um Nachsicht, wenn er ihr freundliches Willkommen nicht, wie er müsse, anerkenne. Sie blickte ihn an, wurde plötzlich ernsthaft und sagte, indem sie ihm die Hände reichte: Mosje Herbert, Ihnen ist ein Unglück geschehen. Vertrauen Sie es mir, denn ich werde keine Ruhe haben, ehe ich es weiß!

Er sagte, er habe nur etwas Sammlung nöthig, um einen Brief zu schreiben, und wenn er das gethan, so werde er wieder munter sein.

Sie drang darauf nicht weiter in ihn und führte ihn in das Zimmer, welches er während der beiden letzten Tage inne gehabt hatte. Mit leiser, eilender Hand zog sie die Vorhänge auf und rückte die Möbel zurecht, wie er

es brauchte. Sie war so natürlich in dieser Dienstbarkeit, daß er dieselbe wie ein Selbstverständliches ohne Danken hinnahm. Sie half ihm den Mantelsack öffnen und legte ihm die Papiere, welche er herausnahm, behutsam an Ort und Stelle. Dann verließ sie ihn, aber man hätte in ihrer sorgenvollen Miene nicht das lachende Mädchen wiedererkannt, das es noch am verwichenen Tage allen andern an Munterkeit und Uebermuth vorausgethan hatte. Noch unter der Thüre wendete sie sich nach ihm um. Sie sah, wie er im Zimmer auf und nieder ging, und wollte zu ihm zurückkehren; da er sie jedoch gar nicht beachtete, zog sie die Thüre leise zu und ging traurig von dannen und an ihre Arbeit.

Herbert setzte sich an den Schreibtisch nieder, aber da er seinen Brief beginnen wollte, wurde er gewahr, daß er innerlich fassungslos und also nicht zu schreiben im Stande sei. Er konnte das Erlebte nicht verstehen, obschon er sich jedes gesprochenen Wortes, jeder Miene und Wendung der verschiedenen Personen deutlich erinnerte. Es kam ihm Alles unglaublich vor, weil er es mit der Vergangenheit in keinen deutlichen Zusammenhang zu bringen wußte.

Das Eine stand fest, er hatte eine schwere Beleidigung empfangen, eine Beleidigung, für welche er Rechenschaft zu fordern hatte; indeß die Art der Genugthuung, nach welcher er verlangte, konnte er, der bürgerliche Baumeister, von dem Freiherrn von Arten nicht begehren, weil er

wußte, daß man sie ihm mit Lachen verweigern würde. Herbert war von seinem Vater, der eine ansehnliche Kundschaft unter dem Adel besaß und manchen Gönner unter ihm zählte, in der Achtung vor dem Adel auferzogen worden. Aber er hatte in seiner bürgerlich gesicherten Stellung und bei seiner freien Kunstbestrebung sich eben nicht viel um die Vorrechte des Adels gekümmert oder, wenn dies doch geschehen war, bisher nicht Ursache gehabt, sie ihm zu neiden. Jetzt stand er zum ersten Male vor den Schranken, welche den Bürgerlichem in seinem öffentlichen und in seinem privaten Leben von dem Edelmanne trennen, und er fand sie hoch genug, obschon man sie ihn bis auf diesen Tag nicht fühlen lassen. Er erinnerte sich, mit welcher verehrenden, von seinem Vater ererbten Voreingenommenheit für das freiherrlich von Arten'sche Haus er nach Richten gekommen und wie gütig man ihm von Anfang begegnet war. Man hatte ihn als einen Gast des Hauses, als den Sohn eines Freundes behandelt, man hatte ihn zu fesseln gesucht, hatte seine Neigung gewonnen — und was hatte er denn gethan, jetzt plötzlich eine so schnöde Behandlung zu erleiden? Wie war es möglich geworden, daß die Baronin sich derselben nicht nur nicht widersetzt, sondern recht eigentlich die Veranlassung dazu geboten hatte?

Er hatte Angelika bewundert, ja, er hatte sie zu lieben geglaubt. Aber war das ein Verbrechen, da er auf solche

Neigung und Bewunderung keinen Anspruch gründete? Nur ihr eigenes Betragen, nur ihre eigene Hingebung hatten ihn ermuthigt, ihr sein verehrendes Gefühl kund zu geben. Nur eines Wortes, nur eines Winkes von ihr hätte es bedurft, ihn schweigen zu machen und den Ausdruck der reinen, liebevollen Theilnahme zurückzuhalten, mit der er ihr an jenem Abende genaht war. Wodurch also verdiente er ihren Zorn? Wodurch hatte er die Verhöhnung verdient, die sie, sie allein ihm bereitet? Je länger er darüber nachdachte, desto zorniger wurde er, und doch fühlte er dabei immer, wie werth diese Menschen ihm geworden waren, die ihn so absichtlich zurückgestoßen hatten, uud wie schwer es ihm fiel, Böses von ihnen zu denken, von denen er sich bisher nur des Besten versehen.

Er hegte ein widerwilliges Bestreben, sie zu rechtfertigen, weil es ihm zu schmerzlich war, von ihnen beleidigt zu sein. Er stellte sich vor, daß irgend ein Zufall, irgend ein unbemerkter Zeuge dem Freiherrn verrathen habe, was zwischen Herbert und der Baronin vorgefallen sei, und er fand eine Genugthuung darin, sich selbst eine Schuld anzudichten, an welche er im Innern seines Herzens doch wieder nicht glaubte, nur um das Verhalten des Freiherrn und Angelika's weniger hart und ungerecht nennen zu dürfen. Er hielt sich vor, daß er die Eifersucht des Freiherrn erregt, daß ein Zerwürfniß und eine Versöhnung zwischen den Eheleuten Statt gefunden haben

müsse, weil er sich daraus die Zärtlichkeit Angelika's für ihren Gatten herzuleiten wünschte. Aber wie sollte er diese wieder zusammenreimen mit der scherzend herausfordernden Weise, mit welcher sie ihm entgegengetreten war? Keine seiner Voraussetzungen bot eine völlig genügende Erklärung dar, keine seiner Empfindungen war rein, alle waren sie gebrochen, und, empört gegen den Freiherrn, gegen Angelika und gegen sich selber, rief er endlich aus: Sie haben mir sogar den Zorn genommen und den Haß!

Bald wollte er der Baronin schreiben, bald dem Baron, um von ihnen eine Aufklärung zu heischen und sich über die Herzens- und Ehrenkränkung zu beschweren, die man ihm zugefügt hatte; aber wo man sich mit den Personen, mit denen man zu thun hat, nicht auf gleichem gesellschaftlichem Boden befindet, wird selbst das Zugeständniß einer begehrten Gerechtigkeit zu einer freiwilligen Gunstbezeigung, und eine solche von dem Freiherrn anzunehmen, war ihm das Widerstrebendste. Dazu band ihn sein Contract, den er nicht ohne Wortbruch lösen konnte, an den zeitweiligen Dienst des Freiherrn; der Bau stieg edel und schön empor, und Herbert war Künstler genug, ein begonnenes und so bedeutendes Werk nur mit höchstem Widerstreben zu verlassen; indeß die Aussicht, eben um dieses Baues willen mit der freiherrlichen Familie nach den heutigen Vorgängen doch in fortgesetzter Berührung

bleiben zu sollen, war ihm so quälend, daß sich von dieser Abhängigkeit zu befreien ihm für den Augenblick als das Nothwendigste erschien. In dieser Stimmung ergriff er die Feder auf das Neue.

„Hochgeborener Herr Baron!“ — schrieb er — „Eure Gnaden haben mich heute mit Recht und sehr zur Zeit daran erinnert, daß ich nur um einer Arbeit willen und als Künstler nach Richten gekommen bin. Diese Arbeit zu vollenden, mit ihr den gerechten Ansprüchen und Erwartungen Eurer Gnaden nach besten Kräften zu entsprechen, ist mir eine Ehren- und Gewissenssache gewesen, und die huldvolle Güte wie die Zufriedenheit Eurer Gnaden haben mir bisher guten Muth und Aufmunterung gegeben. Zu meinem großen Bedauern habe ich aber die Bemerkung machen müssen, daß Sie mir Ihre Zufriedenheit entzogen haben, und ich möchte Ihnen weder mit meinen Diensten noch mit meiner Person beschwerlich fallen, wenn beide aufgehört haben, Ihnen genehm zu sein. Erlauben Eure Gnaden mir also die Versicherung, daß ich bereit bin, Ihnen alle von mir gemachten Pläne und Detailzeichnungen zur Verfügung zu stellen, falls es Ihnen aus irgend einem Grunde wünschenswerth sein sollte, den Bau durch einen anderen Baumeister fortführen und vollenden zu lassen. Ich wage wohl keine vergebene Bitte, wenn ich Eure Gnaden ersuche, mich Ihre Entscheidung nicht lange erwarten zu lassen.“

Er siegelte den Brief und bat Eva, ihm einen Boten zu schaffen, der denselben nach dem Schlosse trage. Als er das Schreiben unterwegs wußte, wurde ihm leichter um das Herz. Weil er den ersten Schritt zu seiner Befreiung gethan hatte, glaubte er schon frei zu sein, und nun erst loderte sein Zorn gegen Angelika und den Freiherrn rein und hell empor. Jetzt, da er sich nicht mehr um das Weßhalb der erlittenen Beleidigung kümmerte, sondern sich nur der Thatsache gegenüberstellte, erwachte in ihm das Selbstgefühl, welches überall verloren geht, wo man sich mit den Andern mehr, als sie verdienen, zu schaffen macht.

Er verließ sein Zimmer und ging, ohne bestimmte Absicht, hinunter in das Haus. Der Amtmann war zurückgekehrt; Eva rüstete in dem kühlen Hausflur den Mittagstisch. Sie hatte den Bruder von Herbert's Ankunft schon in Kenntniß gesetzt, und dieser trat ihm mit der Frage entgegen, was es gegeben habe.

Herbert fühlte keinen Beruf, ihm die ganze Wahrheit mitzutheilen. Es widerstrebte ihm, dem Amtmann die Schwere des ihm geschehenen Unrechtes einzugestehen, da er es ohne Vergeltung hinzunehmen hatte, und eben so wenig konnte und durfte er seine Gastfreunde ahnen lassen, wie es um ihn und um sein neuliches Erlebniß mit der Baronin stand. Er berichtigte also nur, daß man ihn, gegen die frühere Weise, kalt, ja daß man ihn un-

gebührlich behandelt habe, und daß und was er dem Baron geschrieben.

Der Amtmann hörte ihm ruhig zu und sagte dann mit einem Lächeln, das seinem gescheiten Gesichte einen noch größeren Ausdruck von Klugheit gab: Ich hätte es Ihnen voraussagen können, wie es mit Ihnen kommen würde, Herr Baumeister. Es ist ein ordinäres Sprüchwort, aber wahr ist's darum nicht minder: „Es ist nicht gut mit den großen Herren Kirschen essen!“ Und, fügte er hinzu, um wieder einmal vor dem Studirten seine eigene Bildung leuchten zu lassen, ich hab's oft zur Eva gesagt, es ist wie mit den Granatäpfeln in der Mythologie; man muß nichts von den Herrschaften geschenkt nehmen, wenn man mit ihnen durchkommen und frei bleiben will.

Das sagen Sie, dessen Familie dem freiherrlichen Hause seit Menschenaltern dient? wendete Herbert ein.

Das sage ich Ihnen eben deßhalb; denn wir haben unsere Manier probat gefunden von Vater auf Sohn. Seine Schuldigkeit thun, seinen Lohn empfangen, nichts darunter, nichts darüber, und Herr und Diener sein, rein weg!

Herbert fragte, ob denn der Freiherr oder die Baronin dem Amtmann ebenfalls Gelegenheit zur Unzufriedenheit gegeben hätten.

Nicht daß ich's sagen könnte, meinte dieser. Aber das hat sich bei uns so fortgeerbt von Einem auf den Andern,

es ist unsere Bauernweisheit! Wir kennen hierlandes den Grund und Boden und die Leute, und wir kennen auch unsere Herrschaft und den Adel rund herum! Sie sind Einer wie der Andere!

Eva meinte, die Herrschaften könnten aber doch sehr freundlich sein und hätten sich ja auch gegen den Bruder und gegen sie stets so gezeigt.

O ja, rief der Amtmann, aber es würde bald damit aus gewesen sein, hätte ich mich darauf eingelassen, wie sie's mit Dir und mir versuchten! Heute hieß es, weil ich denn doch dies oder jenes mehr gelernt hätte, als es sonst hier im Amte zu geschehen pflegte, so könnte ich dem Herrn Baron wohl bei der oder jener Arbeit helfen, nicht als Diener, Gott bewahre! nur weil er mich leiden und mich um sich haben möchte! Und morgen meinten sie, die Eva sähe gut aus und hätte recht anständige Manieren; sie könnte also, wenn sie wollte, bisweilen auf das Schloß kommen und der Frau Baronin etwas vorlesen und mancherlei im Schlosse annehmen und lernen. Aber wir kennen das! Für einen Finger, den sie uns reichen, wenn sie Lust und Langeweile haben, verlangen sie gelegentlich die ganze Hand von uns, und will man sich dann dafür auch einmal an ihrer Hand halten, so wird's ihnen gleich zu viel, und sie ziehen die Hand zurück und nehmen's uns noch übel, daß wir ihnen die Mühe machen, uns abzustoßen! — Er lachte dabei und sagte zuversichtlich: Nichts

da! Die vornehmen Rücken kennen wir! Sie dort und wir hier! Guter Dienst und gutes Recht! Wir sind uns hier selber genug!

Herbert hörte ihm mit einer heimlichen Beschämung zu. Es war, als sprächen sein eingeschläfertes Gewissen, seine heimliche Einsicht selbst zu ihm, und zu seiner eigenen Beruhigung sagte er: Ich sehne mich auch danach, dieses Contractes und des ganzen Verhältnisses, an das ich mit so gutem Glauben gegangen bin, erst wieder ledig zu werden.

Der Amtmann schüttelte mit verneinendem Lächeln den Kopf. Herbert fragte, ob er an der Wahrheit dieser Worte zweifle. Nein, versetzte Jener, das nicht, aber Sie kommen nicht los. Der Freiherr ist ein Mann von Wort, das muß man ihm lassen, und wie er selbst sein Wort hält, so besteht er darauf, daß ihm Wort gehalten werde. Freiwillig entläßt er Sie Ihres Contractes nicht, und contractbrüchig werden Sie doch auch nicht heißen und nicht werden wollen!

Sie sprachen hin und her; der Baumeister verrieth nichts von dem, was ihm widerfahren war, aber der Amtmann, welcher gut zu fragen und zu hören wußte, kam durch einzelne Aeußerungen Herbert's ziemlich auf die rechte Spur, und was er von dem Freiherrn auch Gutes sagen mochte, seine Worte trugen doch alle das Gepräge der Ab-

neigung, welche er gegen die Herrschaften hier in der Gegend, wie er den Adel nannte, in sich hegte. Selbst in Eva sprach sich die gleiche Gesinnung aus, und wenn der Amtmann sich mehr an das Allgemeine hielt, so wußte Eva so viel kleine Züge von der Selbstsucht und dem Stolze, den Galanterieen und den Liebesabenteuern der adeligen Damen zu erzählen, wie sie als Gerüchte von einem Amthause in das andere getragen wurden, so daß Herbert den letzten Rest des sanften Zaubers schwinden fühlte, in welchem sein Verhältniß zu dem freiherrlichen Hause und zu Angelika ihm erschienen war. Er begann sich in seinem Innern einen eiteln Thoren, einen schwachherzigen Neuling zu schelten. Er malte es sich aus, wie man ihn im Schlosse jetzt geringschätzig verlachen möge, und während der Amtmann und seine Schwester mit Vergnügen davon sprachen, daß sie Herbert nun bei sich behalten würden, während sie ihm vorschlugen, wie er es sich bei ihnen bequem machen könne, dachte er nur daran, überhaupt aus der Gegend fortzukommen. Eva's zuversichtliche Betheuerung, daß er bleiben werde, weil ihr Bruder gesagt habe, daß er bleiben müsse, steigerte seine Sehnsucht, sich loszureißen. Er konnte den Augenblick bis zur Rückkehr des Boten kaum erwarten, und mitten in dem Plaudern von Eva und trotz der Unterhaltung mit dem Amtmanne war er innerlich nur damit beschäftigt, sich die Art und Weise vorzustellen, in welcher der Freiherr in die

Aufhebung des Contractes willigen und ihm seine Entlassung zugestehen werde.

Es fiel ihm schwer, bei Eva vor der Thüre sitzen zu bleiben, als er den Knecht am Nachmittag über den Hof kommen sah; selbst Eva wurde unruhig über die Langsamkeit, mit welcher derselbe die Weste aufknöpfte, unter der er das Schreiben des Barons, welches er der Vorsicht wegen noch mit seinem Tuche umwickelt hatte, hervorzog. Aber schon der Anblick dieses Schreibens machte Herbert betroffen. Es war ein kleines Blättchen, leicht zusammengelegt, wie man es einem Untergebenen als Anweis oder mit einem Befehle wohl einmal sendet; und wie sein Aeußeres war auch der Ton, in dem es gehalten.

„Machen Sie sich keine Sorge“, schrieb der Baron. „Ich bin durchaus nicht unzufrieden mit Ihnen und Ihren Leistungen, im Gegentheil! Ich pflege auch nicht aufzugeben, was ich unternehme, und erwarte das Gleiche von jedem Manne, der sich zu respectiren weiß. Bleiben Sie also ruhig in Rothenfeld, das ist Ihrem Werke sicher förderlich, besonders da Sie Steinert zur Hand haben. Wegen meines anderen Vorhabens sprechen wir bald das Nähere. Ich werde Sie in den nächsten Tagen benachrichtigen und Zeit und Stunde bestimmen.“

Das war Alles. Der Brief trug keine Anrede und keine Unterschrift, als das mit langem Zuge versehene A., mit welchem der Freiherr wie ein König die Erlasse

an den Amtmann zu unterzeichnen pflegte. Er behandelte Herbert, als sei gar nichts vorgegangen, als habe nie eine andere als die geschäftliche Beziehung zwischen diesem und dem freiherrlichen Hause Statt gefunden, als könne des jungen Mannes Wunsch, sich von der ihm aufgetragenen Arbeit zurückzuziehen, gar keine andere Ursache haben, als seine Besorgniß, daß der Freiherr mit seinen Leistungen nicht zufrieden sei. Eine Zurechtweisung, eine Anmahnung zur Pflichterfüllung enthielt das Schreiben, kein Wort der Begütigung, wie die Einleitung von Herbert's Brief sie forderte, wenn man ihn festzuhalten wünschte und ihn nicht hatte kränken wollen. Er las den Brief noch einmal und noch einmal. Es war die schwerste Demüthigung, welche er empfangen hatte! Eva, die ihn während des Lesens genau beobachtete, hatte bemerkt, daß er blaß geworden war. Ihre großen Augen hingen ernst an seinen Mienen.

Nun? fragte sie, da er das Schreiben schweigend in die Tasche steckte.

Ich bleibe hier! gab er ihr zur Antwort.

Ihr Gesicht erhellte sich, sie hob die Hände empor, um sie vor Vergnügen zusammen zu schlagen, ließ sie aber, als sie in sein verstörtes Antlitz blickte, eben so schnell wieder sinken und meinte kleinlaut: Das thut mir leid, wenn es Ihnen so hart ankommt!

Die Worte mehr noch der Ausdruck, mit welchem

sie dieselben sprach, bewegten ihn. Er wollte sie um Vergebung bitten, ihr eine Freundlichkeit erwidern, indeß er konnte es in diesem Augenblicke nicht. Sie sind recht gut, Eva! sagte er, indem er ihr die Hand gab.

Was nützt das, wenn ich Ihnen nicht helfen kann? entgegnete sie, indem sie sich von ihm losmachte und sich entfernte. Es war bei ihr immer, in Fröhlichkeit und Betrübniß, derselbe gute und werkthätige Sinn; aber es war Herbert doch erwünscht, allein zu sein. Er konnte eben jetzt keine Hülfe und keine Gesellschaft brauchen.

Er ging auf sein Zimmer und an seine Arbeit, denn arbeiten, vorwärts kommen, hieß jetzt für ihn, seiner Freiheit näher rücken. Aber wie er den Sinn auch auf die Verknüpfung der Linien und Zahlen richtete, es brannte immer in seinem Innern: Sie haben dich, weil sie dich nicht für ihres Gleichen halten, nicht nach deiner Ehre, sie haben dich wie eine Sache behandelt, die man aufnimmt oder liegen läßt, je nach Belieben! — Und je länger er das dachte, um so öfter richtete sein Blick sich nach Frankreich hinüber, und er fragte sich: Wann wird denn die Stunde schlagen, die auch hier den Hochmüthigen den Nacken beugt? —

Sie standen ihm dabei immer vor Augen, die kleine, vornehm lächelnde Herzogin und der in Selbstgefälligkeit strahlende Marquis: beide flüchtig, beide das Gnadenbrod der Fremde essend und beide so ungebeugt, so sicher

in dem Glauben an die unvergängliche Ueberlegenheit ihres Wesens und ihres Blutes, daß der Haß gegen dieses alte Blut in Herbert entbrannte und es ihm vorkam, als könne er dieses Blut kalten Auges vergießen sehen, als könne er sie sterben sehen, sie Alle mit einander: den hochgemutheten Freiherrn, die zarte Herzogin, den fröhlichen Marquis, und auch sie, die schöne, lächelnde Baronin, wenn er ihnen damit nur die Erinnerung zu nehmen vermochte, wie sie ihn geflissentlich beleidigt, wie gedemüthigt er von ihnen gegangen war. Er haßte sie nicht nur für dasjenige, was sie ihm zugefügt, sondern mehr noch deßhalb, weil er's ertragen hatte und weil er in ihrem Dienste fortarbeiten mußte, um seiner Pflicht nachzukommen, welche jenen gegenüber seine einzige Ehre war. Er haßte sie!

Neuntes Capitel.

Der Feldzug, zu welchem die Regimenter so fröhlich aus der Hauptstadt ausmarschirt waren, hatte nicht lange gewährt und war ein fruchtloses, ja, ein unheilvolles Unternehmen gewesen sowohl für diejenigen, denen er helfen und dienen, als auch für jene Anderen, welche die Hülfe hatten bringen sollen. Die Revolution war in Frankreich immer energischer und siegreich vorwärts geschritten, und kleinlaut waren die Truppen der Coalition in ihre Standquartiere und Garnisonen zurückgekehrt.

Graf Gerhard, dem es an persönlichem Muthe nicht gebrach und dem seine kräftige Gesundheit zu Statten gekommen, wo viele seiner Cameraden Krankheit und Tod gefunden, war als Rittmeister aus dem Feldzuge nach der Champagne heimgekehrt. Sein Regiment hatte seiner Zeit auch wieder mehrere Tage in der Hauptstadt der Provinz verweilt, aber der Graf hatte gleich nach dem Einrücken Urlaub genommen und sich zu seinen Eltern nach Berka begeben. Er hatte die Familie Flies nicht

aufgesucht, auch zu der Kriegsräthin war er nicht gegangen. Seba erfuhr das gleich, obschon sie ihren Verkehr mit derselben bedeutend eingeschränkt hatte und obschon auch der Vater noch weniger als sonst Behagen an der Freundschaft zu finden schien, welche die Mutter noch immer mit der Frau seines Miethers unterhielt.

Gott soll mich bewahren, daß ich Sie anklage, theuerste Frau Kriegsräthin, sagte Madame Flies eines Nachmittags, als diese auf eine Tasse Kaffee zu ihrer Wirthin gekommen war — Gott soll mich bewahren, daß ich Sie verkenne; Sie haben es sehr gut mit uns gemeint, aber der Mensch denkt und Gott lenkt!

Es ist mir freilich immer derselbe Kummer, meinte Laura, indem sie wohlgefällig den silbernen Kaffeelöffel ihrer Wirthin in der Hand wog, der doppelt so schwer war, als die ihrigen, daß ich die unschuldige Veranlassung zu Seba's Liebe für den Grafen gewesen bin, aber es geht ja wieder besser mit ihr. Sie ist wirklich schöner als je, und sie schlägt es sich ja endlich auch wieder aus dem Sinne.

Die Mutter zuckte die Schultern. Glauben Sie das nicht, liebe Frau Kriegsräthin, Seba hat des Vaters Kopf! Die vergißt nicht, was sie einmal gewollt hat; und wenn sie auch wieder munter ist vor den Leuten und wenn sie auch schön ist wie sonst, — Sie sollten sie nur sehen,

wenn sie sich unbeachtet glaubt! Seba hat ihre Taubenaugen, ihre sanften Kinderaugen nicht mehr!

Wie traurig ist das! rief die Andere mit jenem kühlen Bedauern der Gleichgültigkeit, das der Leidende als eine schwere Beleidigung empfinden würde, wäre er nicht in der Regel zu sehr in sich versunken, um darauf zu achten. Die Kriegsräthin aber glaubte der Theilnahme, die man von ihr fordern konnte, mit jenem Ausruf vollauf genügt zu haben, und da man der fremden Klage am leichtesten ledig wird, wenn man selbst zu klagen beginnt, wiederholte sie mit einem Seufzer ihr: Wie traurig! und fügte dann eilig und lebhaft hinzu: Aber es trägt ja Jedermann von uns sein Theil, liebste Flies, und was Sie leiden, leiden Sie mit Ihrem eigenen Kinde, das ja jung und schön ist, und da Sie reich sind und ihm Alles gewähren können, auch früher oder später glücklich werden wird. Nehmen Sie dagegen mich und unsern Paul! Was habe ich nicht Alles für den Knaben schon gethan, und Alles das umsonst! Nur an Seba hängt er und an meinem Manne, als wäre ich gar nicht da — und im Grunde ist das noch das Wenigste!

Sie machte eine Pause, wollte verschweigen, was sie drückte, konnte dann aber doch nach Frauenart der Lust nicht widerstehen, einmal ihr Herz recht gründlich auszuschütten. Es trifft Alles so schlimm zusammen, — sagte sie fast gegen ihren Willen, — so schlimm, als sollte mir grade

jetzt von allen Seiten Verdruß und Sorge bereitet werden. Nicht genug, daß der Knabe immer verschlossener wird, daß ich mir Seba's Kummer zu Herzen nehme, habe ich mich eben in diesen Tagen auch mit unserem alten, guten Freunde und Gönner, dem Präsidenten, erzürnen müssen.

Mit dem Herrn Präsidenten? fragte näherrückend Madame Flies, die seit der ganzen Reihe von Jahren gewohnt war, den alten Herrn täglich zu seiner Freundin gehen zu sehen. Wie ist das denn zugegangen?

Weiß ich's? rief die Kriegsräthin und knüpfte, weil ihr warm wurde, das Band auf, mit welchem ihre Flatteuse unter dem Kinn zugebunden und das mit einem Liebesknoten an dem Brustlatze befestigt war. Elf runde Jahre ist er bei uns ein und aus gegangen; wir waren so an einander gewöhnt, er, mein Mann und ich; wir wußten, wie wir einander zu nehmen und wie weit wir auf einander zu rechnen hatten; da bringt ein unglücklicher Zufall dem guten Präsidenten ein Billet in die Hände ....

Ein Billet — ja, was denn für ein Billet? forschte die Andere, deren Augen vor Ungeduld und Neugier zu funkeln begannen.

Ach, ein Billet des Hauptmannes — ein Billet, das er mir am Tage nach der Rückkehr schrieb — die Kriegsräthin lächelte und wendete den Kopf nach dem Spiegel,

der zwischen den beiden Fenstern hing — ein Billet, wie jede halbwegs angenehme Frau deren unzählige erhält! Ein paar Verse, wie er sie mir, seit er damals hier war, bisweilen schickte, reine Poesie. Ich hatte sie nicht beachtet, sie vergessen, sie lagen in meinem Nähtischchen, da fand sie der Präsident....

Da fand sie der Herr Präsident? wiederholte Madame Flies.

Ja, rief Laura, die in ihrem Verdrusse die verwunderte Frage der Anderen gar nicht beachtete; und stellen Sie sich vor, aus diesem ganz gleichgültigen Briefe macht er mir ein Verbrechen. Er erlaubte sich, mich zu beschuldigen, verlangte Erklärungen, als wäre ich ein Kind und nicht eine Frau, die weiß, was sie zu thun hat.

Madame Flies wurde stutzig. In Bezug auf die eheliche Treue verstand sie keinen Spaß. Aber wie kamen denn der Herr Präsident darauf und was sagen der Herr Kriegsrath dazu? fragte sie bedenklich.

O, der ahnt davon noch gar nichts, der würde mir es nicht vergeben!

Hören Sie, brach nun Madame Flies plötzlich aus, hören Sie, liebe, gute Frau, das kann ich ihm auch nicht verdenken! Sie wissen, wie viel ich von Ihnen halte, liebe Frau Kriegsräthin, aber Verse, heimliche, jahrelange Verse an eine verheirathete Frau.... Sie brach ab,

schüttelte das Haupt, daß die echten Kanten von ihrem Kopfzeuge ihr tief auf die Stirn niederfielen, und reichte, als wolle sie gut machen, was sie nothgedrungen hatte sagen müssen, ihrer Freundin, obschon dieselbe sich eben erst bedient, noch einmal die silberne Zuckerschale mit einem freundlichen: Ist's gefällig? hin.

Die schöne Laura lachte plötzlich ganz hell auf, und sie sah wirklich noch sehr hübsch aus, wenn sie lachend die weißen Zähne und die tiefen Grübchen in den vollen Wangen sichtbar werden ließ. Sie meinen, um die Verse kümmere sich mein Mann? Gott bewahre, das hat ja gar nichts auf sich! Verse an seine Frau, die werden doch einen verständigen Mann nicht in Harnisch bringen, auf die muß jeder Mann gefaßt sein, der sich eine junge und passabel hübsche Frau genommen hat. Aber daß ich unsern Präsidenten nicht zu menagiren, nicht nach seiner Weise zu behandeln wußte, das wird mein Mann mir nicht vergeben — und ich vergebe mir es selber nicht!

Der Herr Präsident sind des Herrn Kriegsrathes Chef! bemerkte Madame Flies, um doch etwas zu sagen, da die Heiterkeit der Anderen ihr noch weniger gefiel.

Ja, freilich, das ist's ja eben, bekräftigte Laura, sich besinnend, mit ganz verändertem Tone, da sie die zweifelhafte Miene ihrer Hauswirthin bemerkte. Das ist es eben, wir sind abhängig von ihm! Sie machte eine

Pause, als sinne sie über diese ihre bedenkliche Lage nach, bis sie seufzend ausrief: Und wir haben kein Vermögen! — Sie hielt abermals inne, sah ihre Freundin prüfend an und sagte dann ernst und niedergeschlagen: Sie, die Sie reich sind, die Sie freie Hand in Ihres Mannes Casse haben, Sie können gar nicht wissen, wie schwer in diesen Zeiten das Auskommen für den Beamten ist. Jedes zu Ende gehende Quartal hat seine Nothwendigkeiten, jedes beginnende macht seine Ansprüche; die Rechnungen kommen, die täglichen Ausgaben laufen fort, man muß nach außen anständig auftreten, wie man sich in seinem Hause auch beschränkt, die Miethe ist zu zahlen — Sie glauben nicht, welche Verlegenheiten das bereitet!

Madame Flies versicherte und erinnerte sie, daß es mit der letzteren nicht eile, daß ihr Mann ja immer gern gewartet habe.

Gewiß, gewiß, rief Laura, der Kriegsrath besitzt ja einen wahren Schatz an Ihres Mannes Freundschaft! Aber was hilft mir das? Sie wissen gar nicht, wie ängstlich, wie genau der Kriegsrath ist. Jede Cocarde, jede Falbala, jedes Theaterbillet und jedes Biscuit muß verzeichnet werden und wird bekrittelt, wenn es verzeichnet ist. Da half denn des Präsidenten Galanterie gelegentlich ein wenig aus — versteht sich, nur leihweise — für Tage nur — nur um den lieben Hausfrieden nicht zu stören! Und da muß mir nun nach elf Jahren der Präsi-

dent die gute Laune ohne allen Grund verlieren. Ich habe schon gedacht, ob Sie, liebe Madame Flies ....

Sie brach plötzlich ab und sagte nicht, was sie gedacht hatte; denn das Gesicht ihrer Wirthin verrieth ihr, daß sie sich wahrscheinlich eine unnütze Blöße gegeben hatte. Das Kaffeezeug war fortgeräumt, die Hausfrau erhob sich, um den süßen Wein und den Confect zu holen, die den Imbiß vervollständigen sollten, aber wie mild und glatt der alte Malaga die Kehle auch hinabglitt, die Unterhaltung wollte nicht wieder in Fluß gerathen.

Die gute Meinung, welche Madame Flies von ihrer Freundin gehegt, hatte einen schweren Stoß erlitten, und die Kriegsräthin hatte auch besser von ihrer Wirthin gedacht. Nach der sorglosen Weise, in welcher sie Seba früher ihren Weg gehen lassen, hatte sie die Mutter nicht für so spießbürgerlich und namentlich nicht für so sittlich engherzig gehalten. Sie waren beide verstimmt und beide begannen wieder von Seba zu sprechen, über deren Seelenzustand sich freilich beide eine falsche Vorstellung machten.

Seba's erstes Empfinden nach jenem unheilvollen Morgen und nach den Tagen, welche ihr die Ueberzeugung aufgedrängt, daß sie gewissenlos von einem Elenden verrathen und verlassen sei, war der Drang gewesen, sich Vater und Mutter zu Füßen zu werfen und ihnen Alles zu gestehen. Aber es war genug, daß ihr

eigenes Herz gefoltert ward, daß sie sich selbst verloren hatte, daß sie elend geworden war, daß sie sich verachtete und nicht mehr vorwärts, nicht mehr rückwärts zu blicken wagte. Ihr war Alles entrissen, was bis dahin ihr Leben ausgemacht: nur Eine Gewißheit und nur Ein Gefühl waren unverändert in ihr geblieben: sie wußte, daß sie das Glück ihrer Eltern war, und sie liebte ihre Eltern. Daran mußte sie sich halten!

Es wäre ihr eine Befreiung gewesen, sich anzuschuldigen, ein Trost, sich zu demüthigen; denn es ist für ein rechtschaffenes Herz leichter, verdienten Tadel, als unverdientes Lob zu ertragen und eine Liebe über sich walten zu fühlen, deren es sich nicht mehr würdig glaubt. Aber was sie selber auch empfand, wie hart ihr Verstand und ihr Ehrgefühl sie verurtheilten, wie tief sie sich erniedrigt fühlte, den Eltern mußte und wollte sie zu bleiben suchen, was sie ihnen gewesen war: ihr Stolz und ihre Freude. Sie mußte schweigen, sie mußte die Wiederkehr einer Ruhe heucheln, nach der sie vergebens rang, mit der sie die Eltern doch nicht völlig täuschte, und Heucheln fiel ihr schwer. Sie sah es, daß die feinen Furchen um ihres Vaters Mund und auf seiner Stirn tiefer geworden waren, seit seine Tochter ihm nicht mehr fröhlich wie in vergangenen Tagen entgegen kam. Es entging ihr nicht, wie sorglich die Blicke der Mutter auf ihr ruhten, wie ängstlich die Eltern danach spähten, einen Strahl der alten Lebenslust

in der Seele ihres Kindes zu entdecken; sie hätte sie selber suchen, finden mögen, neuen Muth und neues Wollen und Streben; aber woher sollten sie ihr kommen in dem Gefühle ihrer Erniedrigung und Herzgebrochenheit?

Traurig, den Kopf auf die schmale, weiße Hand gestützt, saß sie eines Abends an dem Fenster ihrer Stube. Draußen war das Wetter schlecht. Es war noch früh im Jahre, ein kalter Wind jagte den Regen schräg durch die Luft und warf ihn klatschend zur Erde. In den großen Lachen spiegelten sich die Lichter der Laternen, welche die Leute, die unter ihren Regenschirmen in das Theater gingen, sich vortragen ließen. Es war eine Schauspieler-Gesellschaft angekommen, welche für einige Monate Vorstellungen geben sollte und dieselben gestern mit der Aufführung von Schiller's „Fiesco“ begonnen hatte. Kein Gebildeter hatte bei diesem Anlaß fehlen dürfen, auch Seba hatte der Darstellung beigewohnt, und Verrina's: „Was that jener eisgraue Römer, als man seine Tochter auch so — wie nenn' ich's nun — auch so artig fand?“ lag noch schwer auf ihrer Seele.

Sie war von Herzen traurig, sie konnte nicht deutlich denken, nur daß sie müde, bis zum Tode leidensmüde sei, das fühlte sie mit dumpfer Schwere. Sie hatte keinen religiösen Glauben, an dem sie sich erheben, keine Kirche, in der sie beten konnte, denn der Cultus, dem sie durch ihre Geburt angehörte, war ihr fremd geblieben; sie hatte

keinen verschwiegenen Beichtvater, dem sie sich anvertrauen konnte, sie hatte keinen Erlöser, an den sie sich wenden konnte. Sie war ganz allein, ohne eine Stütze, ohne einen anderen Halt, allein mit der unverbrüchlichen Wahrhaftigkeit des eigenen Gewissens, die ihr sagte, daß sie gefehlt, daß sie sich entehrt habe vor den Menschen und mehr noch vor sich selber, und daß kein fremder Trost und keine fremde Hülfe von ihr nehmen könne, was sie selber auf sich geladen hatte.

Paul, der auch an diesem Abende wie gewöhnlich herunter gekommen war, um seine Freundin zu besuchen, hatte sich allmählich daran gewöhnt, ihr schweigend Gesellschaft zu leisten. Eine geraume Zeit sah der große, schlanke Knabe geduldig zu, wie auf der Straße die Lichter flackerten und wie die Leute mit dem Winde kämpften. Endlich mochte er dessen überdrüssig sein, denn sich zu Seba wendend, bat er: Sprich doch mit mir!

Sie überhörte es. Er wartete wieder eine Weile, ob sie sich nicht mit ihm beschäftigen würde, dann sagte er ganz plötzlich: Seba, Du wirst Dich gewiß auch noch einmal ins Wasser stürzen!

Sie fuhr entsetzt empor. Wer hat Dir das gesagt? rief sie, indem sie ihn bei den Händen erfaßte.

Ihre Stimme klang ihm fremd, und so gewaltsam hatte sie ihn niemals angefaßt. Er fürchtete sich vor ihr. Laß mich los, bat er, laß mich los!

Sie beachtete es nicht. Wer hat Dir das gesagt? wiederholte sie.

Ich sehe es ja! gab er ihr zur Antwort.

Was denn? Was siehst Du denn? drängte ihn Seba, der das Herz fast hörbar klopfte; denn das schweigende Leiden unter lächelnder Miene hatte sie erschöpft, und schwarze, unklare Gedanken waren in ihr aufgetaucht, als unten in der Straße das Wasser in den Lachen so gezittert und geglänzt. Eine schmerzliche Sehnsucht hatte sie ergriffen und an ihrem Herzen gezogen. Sie hätte fortgehen mögen, fort von Vater und Mutter, weit fort, um einmal in einsamer Ferne ihre bitteren Thränen laut zu weinen und dann endlich nichts mehr denken, nichts mehr fühlen zu dürfen und all des Elendes ledig zu werden, mit Einem Male für immerdar.

Was siehst Du? wiederholte Seba noch einmal, und ihre milder gewordene Stimme löste des erschreckten Knaben Lippen.

Du sitzest immer grade so still wie meine Mutter, sagte er, und weinst immer wie sie, Du wirst Dich auch noch wie sie ins Wasser stürzen!

Seba schlug die Hände vor dem Gesichte zusammen, sie erschrak vor sich und ihren eigenen Gedanken; des Knaben Worte hatten sie zur Besinnung gebracht. Ein heißes Mitleid für die Todte mischte sich in Seba's

Schmerz um das eigene Geschick, und Mitleid ist Befreiung; denn wer Theilnahme für einen Andern zu empfinden vermag, reicht wenigstens in dem Momente über die eigene Noth hinaus. Die Thränen schossen ihr in die Augen, indeß diese Thränen thaten ihr nicht so wehe, als die unzähligen andern, welche sie seit der Unglücksstunde bis auf diesen Tag vergossen. Und mitten in ihrer Hülfslosigkeit zuckte zum ersten Male der Gedanke in ihr auf, daß sie sich erlösen müsse, wenn sie nicht ihr Leben enden wolle; daß sie wählen müsse zwischen Selbstvernichtung und Selbsterhaltung durch ein klar bewußtes Thun, durch Selbsterhebung und durch Selbsterlösung.

Sie konnte Geschehenes nicht ungeschehen machen, sie konnte ihre reine, schuldlose Vergangenheit nicht wieder erwecken, sie konnte Paulinen nicht mehr helfen; aber sich selber konnte sie helfen, und Paulinens Sohn war da! Sie und dieser Knabe, Seba und Paul, sie gehörten zu einander, das war die Vorstellung, die ihr wie ein neues Licht entgegenstrahlte. Er war ein Verstoßener, einer Verstoßenen und Verlassenen Sohn, und war sie doch auch entehrt und verrathen und wie seine Mutter verlassen worden.

Sie hatte es bisher stets vermieden, mit ihm von seiner Mutter und von seinen Erinnerungen zu sprechen. Heute fragte sie ihn, was er von seiner Mutter wisse.

— Er hatte ein klares Gedächtniß von dem letzten Gange mit ihr bewahrt; er erinnerte sich ihres Hauses, seiner Heimath, des Wagens, in welchem der Baron zu kommen gewohnt war, und er wußte, daß der Baron von Arten sein Vater sei. Aber mit der Festigkeit, welche frühreife Kinder oftmals auszeichnet, hatte er, seit der Zufall ihm einmal einen Theil seines Wissens entlockt, wieder geschwiegen bis auf diese Stunde. Auch des Augenblickes entsann er sich, da er die Kunde von dem Tode seiner Mutter erhalten hatte.

Ich weiß es noch sehr gut, sagte er, wie ich aufwachte und die Stube voller Menschen war. Sie schrieen alle, die Mutter sei ins Wasser gestürzt, und die Magd, welche bei uns diente, hielt meiner Mutter Tuch und meiner Mutter Schuhe in der Hand und weinte.

Seba schauerte zusammen. Was sollte aus ihr werden, wenn sie es nicht vermochte, mit sich selber fertig zu werden, mit ihrer Schuld, mit ihrem Unglücke? Wenn sie sich in grübelnder Verzweiflung auf dem Wege gehen ließ, auf welchem sie sich eben angetroffen? Was sollte aus ihren Eltern werden, wenn die Leute einmal in ihr Zimmer träten, ihnen des einzigen Kindes Tuch und Schuhe vorzuzeigen?

Nein, nein, niemals! rief sie voll Entsetzen aus und umschlang den Knaben, als müsse sie sich an sein blühendes Leben halten, um sicher vor dem Tode zu sein. Ich

will nicht untergehen, ich will und werde nicht zu Grunde gehen! Ich will leben bleiben, Paul! Ich bleibe bei Dir und bei meinen Eltern, bei meinen guten, armen Eltern, lieber Paul! — Sie weinte bitterlich und weinte lange. Paul, wie alle Kinder von der Rührung eines Erwachsenen leicht überwältigt, weinte mit ihr. Er hielt sie mit seinen Armen umfaßt, und es war ihr als löse sich das pressende Band von ihrer Stirn, als schmelze das starre Eis in ihrem Herzen und als durchziehe eine milde Wärme ihre Brust. Ihre Thränen hörten zu fließen auf, auch sie umfaßte den Knaben zärtlich, und ihn an sich drückend, sagte sie: Paul, habe mich doch lieb!

Ja, antwortete er ihr ernsthaft.

Und wir wollen recht gut sein, Paul!

Ja, entgegnete er ihr wieder.

Und meinen Eltern wollen wir rechte Freude machen! Hörst Du, rechte Freude, Paul! Und hier in meiner Stube wollen wir uns immer von Deiner Mutter erzählen, und Du mußt recht brav werden, Paul! Ich will Dich auch so lieb haben, wie Deine Mutter, ich will Deine Mutter sein, Paul! rief sie, und es kamen Kraft und Freude in ihre Stimme bei den Worten. Ich will Deine Mutter sein, Paul, und Du sollst mein Sohn sein, das heilige Vermächtniß Deiner armen Mutter! wiederholte sie.

Seba, kommen wir dann auch in das Schloß und in den Park? fiel ihr der Knabe in die Rede, der sich nach

Kinderweise schnell erheiterte und dadurch auf die angenehmen Vorstellungen verfiel, welche ihn im Stillen oftmals beschäftigt haben mochten.

Nein, entgegnete sie, indem sie traurig auf ihn niederblickte, nie! Wir kommen beide nicht hinein, nicht Du, nicht ich! Aber leben wollen wir bleiben, leben will ich bleiben für die Eltern und für Dich! — Leben! rief sie noch einmal, tief Athem schöpfend, indem sie sich emporrichtete; leben und lieben, helfen und retten, und auch mich selbst erretten will ich!

Zehntes Capitel.

Das Zerwürfniß zwischen dem Präsidenten und seiner Freundin war ein unheilbares geblieben, aber die Kriegsräthin hörte, als eine kluge Frau, bald auf, dies zu beklagen. Sie behauptete, in ihres Mannes Freundschaft Ersatz zu finden, und die Leute waren geneigt, ihr dies zu glauben. Sie erschien nicht mehr so oft allein in der Gesellschaft und an öffentlichen Orten, Herr Weißenbach verlegte sein Arbeitszimmer neben ihre Wohnstube, und wenn er sich gegen Herrn Flies auch häufig darüber beschwerte, daß es ihm gar zu viel Zeit und Geld koste, beständig den Begleiter seiner Frau zu machen, so mußte er doch seine Gründe haben, sie nicht mehr wie früher sich selber zu überlassen.

Im Uebrigen änderte das Fortbleiben des Präsidenten in der Lebensweise der Familie nichts, bis kurz vor dem Herannahen eines neuen Jahres der Kriegsrath einmal eine lange und geheime Unterredung mit seinem Hausherrn gepflogen hatte. Was dabei verhandelt worden war,

darüber sprachen beide nicht; es fiel aber den Freunden der Kriegsräthin auf, daß sie von Neujahr ab ein paar Zimmer ihrer Wohnung an den Architekten überließ, den sie in der Familie ihres Wirthes kennen gelernt hatte.

Jeder, der es von ihr hören wollte, konnte jetzt von der Kriegsräthin vernehmen, wie erwünscht die Gesellschaft eines Mannes von Herbert's Namen und Bildung ihr für ihre stille Häuslichkeit dünke; aber sie war jetzt eben so wenig als früher in der Lage, sich den Anforderungen ihrer weit verbreiteten Geselligkeit zu entziehen, und Herbert hatte es auch nicht auf den Umgang mit der schönen Laura abgesehen, als er sich für die Wohnung entschied, welche sie zu vermiethen wünschte.

Seit er, bei seinem ersten Verweilen in der Familie Flies, Seba's Zusammenbrechen bei der Erwähnung der sündhaften Wette des Grafen Berka erlebt, hatte sich Herbert überzeugt gehalten, daß sie selbst der unglückliche Gegenstand jener Wette gewesen sei. Er war bald wieder in das Haus gekommen, sich, wie die Höflichkeit es forderte, nach ihrem Ergehen zu erkundigen, und ihr tiefes, stilles Seelenleid hatte ihr sein männliches Mitleid gewonnen. Fern von jener Neugier, die für den Leidenden so quälend ist, weil sie für ihn die Nothwendigkeit der Selbstbeherrschung steigert, behandelte er sie mit der Voraussetzung, daß sie unglücklich sei, und die vorsichtige Weise, mit der er ihrem trüben Sinne hier und da eine freund-

liche Vorstellung unterzuschieben wußte, bot ihr durch eine lange Zeit das einzige Labsal, für das sie empfänglich war. Er muthete ihr nicht zu, sich des eigenen Daseins zu erfreuen, er verlangte niemals, daß sie von sich spreche; aber er erzählte ihr von seinen Reisen, von seinen Erlebnissen, von seinem Aufenthalte auf Schloß Richten und in Rothenfeld; und, herzenskundig durch den eigenen Schmerz, errieth sie, was er ihr nur zögernd anvertraute: den Zwiespalt, unter dem er sich zwischen der Gräfin und Eva bewegt, die Kränkung, welche er erfahren hatte, und die Ueberwindung, die es ihn jetzt kostete, so oft er nach Richten gehen mußte. Daß er nicht völlig mit sich einig, daß auch er noch ein in seiner Entwicklung Begriffener war, machte ihn Seba nur noch werther. Wenn sie ihn ermuthigte, sprach sie sich selber damit Muth ein; wenn sie ihn gelegentlich zu erheitern strebte, erheiterte dieses Bestreben sie selbst, und wenn sie, erhoben von dem Gedanken, daß sie einem Andern, einem edlen jungen Manne doch noch etwas zu leisten und zu sein vermöge, sich einmal freier gehen ließ, so ward er für seinen selbstlosen Antheil an ihr durch den Einblick in ein liebevolles, reiches Herz belohnt, das glücklich zu sein verdiente und sich doch des Rechtes, es jemals zu werden, für verlustig hielt.

Wie man nach langer, schwerer Krankheit mit Rührung aufs Neue ins Leben tritt und mit zagendem Erstaunen wieder die ersten Schritte wagt, so bewegt fühlte

sich Seba, nachdem sie zu dem Entschlusse gelangt war, sich aufzurichten, um ihrer Eltern, um des fremden Knaben willen. Alles erschien ihr neu. Die Zärtlichkeit ihrer Eltern dünkte ihr größer, als je zuvor, denn sie nannte sie ein unverdientes Glück, dessen sie sich würdig machen müsse. Sie erschrak vor der langen Reihe von Tagen, die sie in ihrem dumpfen Schmerze verloren; sie hatte sie den Eltern entzogen und mußte diese dafür entschädigen. Jede Stunde wurde ihr werth, jeder Tag kostbar, denn es galt, eine Schuld der Dankbarkeit zu zahlen, Liebespflichten zu erfüllen und dem Lebenszwecke zu genügen, den sie sich in der Erziehung Paul's gestellt hatte.

Wenn die Mutter ihre Freude darüber aussprach, daß der Blick der Tochter sich erhelle, wenn der Vater es mit Genugthuung bemerkte, daß sie sich wieder mit erhöhtem Eifer ihren früheren Beschäftigungen und Studien überließ, und wenn beide geneigt waren, diese glückliche Wandlung auf Herbert's Einfluß zu schieben, so pflegte Seba Paul an sich heranzuziehen und mit ihrem schwermüthigen Lächeln freundlich zu sagen: Ich weiß wohl, wie viel Ermunterung ich Herbert schulde, aber daß ich für dieselbe empfänglich geworden bin, das danke ich dem Paul. Ich habe ihn an Kindesstatt angenommen und er muß doch ein gutes Beispiel an mir haben! Man nahm das für einen Scherz, freute sich, daß Seba wieder scherzen mochte, und hinderte sie nicht, den Knaben so viel als möglich in

ihrer Nähe zu haben, der still und ernsthaft, wie er sich von Anfang an erwiesen, zwischen seiner Beschützerin und ihrem Freunde Herbert heranwuchs.

Er war keines der Kinder, die durch geistreiche Einfälle überraschen, durch lebhafte Gefühlsäußerungen für sich einnehmen, aber er beobachtete scharf, und weil er in dem Hause seiner Pflegeeltern niemals eine besondere Anregung zum Aussprechen seiner Gedanken erhalten, hatte er schweigen, sich beherrschen und seine Eindrücke in sich festhalten gelernt. Ohne ein Wort davon kund zu geben, ohne danach zu fragen, hatte er sich auf seine Art eine eigene Vorstellung davon gebildet, daß eine Aehnlichkeit zwischen dem Schicksale seiner Mutter und dem Schicksale Seba's obwalte, daß Graf Berka Seba eben so unglücklich gemacht habe, als der Freiherr von Arten seine Mutter, und wenn er auch nicht völlig verstand, was seine Beschützerin damit meinte, daß sie ihm ihre Wiederherstellung verdanke, so wußte er doch, daß seine Liebe ihr wohlthue, daß er die Macht habe, ihr Freude zu bereiten, und daß er Niemanden lieber habe, als sie.

Er war fleißig, weil Seba ihn dann belobte; er lernte die lebenden Sprachen gern und schnell, weil sie ihn darin unterrichtete, und unmerklich, wie unser ganzes Denken und Thun auf die Kinderseelen einwirkt, prägten sich ihm die Vorstellungen und die Anschauungsweise der Personen ein, denen er seine Liebe zugewendet hatte.

Er hörte in der jüdischen Familie über die Vorurtheile klagen, welche die Menschen von einander halten, er hörte den Hochmuth und die Anmaßungen des Adels, die hohlen Ansprüche der Beamtenwelt, die Unduldsamkeit der verschiedenen Culte gegen einander bald bedauern, bald tadeln und verspotten, und seine eigenen kleinen Erlebnisse boten ihm Beweise und Erklärungen für die Grundsätze, welche er ohne das vielleicht nicht verstanden haben würde. Der Kriegsrath und seine Frau, wie freundlich sie der Flies'schen Familie begegneten, sprachen doch immer mit einer gewissen Geringschätzung von ihrem Wirthe, weil er ein Jude und nur ein Kaufmann war; aber was der Knabe sah und hörte, fiel Alles zu Gunsten dieses Juden und seiner Familie aus. Oben bei seinen Pflegeeltern hatte Alles ein doppeltes Gesicht, unten bei den Juden blieben die Dinge sich immer gleich. Der Kriegsrath und Laura waren im Beisein dritter Personen lauter Güte und Freundlichkeit mit einander; befanden sie sich allein, so sprach Herr Weißenbach nur selten mit seiner Frau, und es gab Mißhelligkeiten und Verdruß von allen Arten. Weil man vor den Leuten den Aufwand zeigen wollte, der einer angesehenen Beamtenfamilie zukam, sparte und geizte man, wo Andere es nicht sahen, und während man überall von Menschenpflichten und christlicher Liebe sprach, war man für die Aufrechthaltung des äußeren Anstandes jeden Thalers und Groschens so benöthigt, daß man dem Noth-

leidenden beizuspringen sich versagen mußte. Der Kriegsrath litt von diesen Zuständen ganz unverkennbar. Er klagte, daß Alles theurer werde, ohne daß die Einnahmen des Beamten sich vergrößerten; er wollte, daß sich Laura die gewohnten Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten versagte, und doch sah er selber es nicht gern, wenn sie weniger wohl gekleidet, weniger heiter schien, wenn den Standesgenossen und Collegen nicht die frühere Gastfreiheit bewiesen wurde. Was sollten sie von seiner Lage denken, wenn er bei gleichen äußeren Umständen nicht die gleichen Lebensgewohnheiten aufrecht erhielt? Paul hörte ihn oftmals sagen, daß derjenige glücklich sei, welcher nur nach seinem eigenen Ermessen leben könne, der nicht zu überlegen brauche, wie Vorgesetzte und Collegen sein Thun und Treiben ansähen, und unwillkürlich, wenn der Kriegsrath dem Knaben Mitleid mit seinen Sorgen einflößte, dachte der Knabe, daß er niemals ein Beamter werden wolle, um thun und lassen zu können, was er wolle, und sich um Niemanden kehren zu dürfen, wie Herr Flies.

Unfähig, in seinem Urtheile das Besondere von dem Allgemeinen verständig zu sondern, faßte er doch seine Meinung über die üble Lage der Beamten und über das beneidenswerthe Loos des Kaufmanns; denn in gleichem Grade, wie bei seinen Pflegeeltern die heimlichen Verlegenheiten und Entbehrungen wuchsen, gedieh durch die Handelsspeculationen des Vaters Alles in dem Flies'schen Hause.

Das Nothwendige war im Ueberfluß vorhanden, alles Erwünschte konnte man sich bereiten und schaffen. Die liebevolle Sorgfalt, mit welcher die Eheleute einander begegneten, wurde nur von der Hingebung der Tochter für die Eltern übertroffen. Die alten Dienstboten, die Comptoir-Gehülfen waren wohl gehalten, kein Armer, kein Hülfsbedürftiger ging ungetröstet von dannen, und doch waren diese Menschen, die das Gute thaten, wo sie irgend konnten, keine guten Protestanten, keine Christen, wie seine Pflegeeltern; doch hatten sie kein Amt, kein Ansehen vor der Welt, trotzdem die Personen, welche als Freunde ihr Haus besuchten, sie achteten und liebten, und Viele, die er in herablassender Vornehmheit von Herr Flies sprechen hören, sich heimlich Rath und Hülfe suchend an denselben wendeten.

Bei seinen Pflegeeltern urtheilte man wegwerfend über die Juden, mißtrauisch und widerwillig über die Katholiken, und bei seinen Freunden lächelte man über die Wunder, welche der Knabe in der Schule als Glaubenssätze hinzunehmen hatte. Niemand ließ es sich besonders angelegen sein, in ihm die dem Menschengeiste innewohnende Folgerichtigkeit des Denkens und Schließens zu Gunsten der uralten Mythen und der phantastischen Ueberlieferungen zu beschränken oder zu verwirren, aus denen sich das äußere Gewand aller positiven Religionen zusammensetzt. Er hörte, daß sein Vater katholisch sei,

auch der Herr Caplan, der sich im Verlaufe der Jahre ein paar Mal nach ihm erkundigen gekommen, war ein Katholik, seine Pflegeeltern waren Protestanten, die ihm liebsten Menschen, Seba und ihre Eltern, waren Juden, und Einer wie der Andere sprach geringschätzend von dem Glauben, zu dem er sich nicht selbst bekannte. Das zerstörte in dem Knaben unmerklich aber sicher das eigentliche Glaubensvermögen, und die hingeworfene Aeußerung der Kriegsräthin: daß der Herr Caplan wohl daran denken möge, Paul einmal katholisch zu machen, da er ja auch die Frau Baronin bekehrt habe, brachte diesem frühzeitig den Begriff bei, daß die Religion dem Menschen nicht angeboren, nicht unzertrennlich Eins mit ihm sei, sondern daß man sie wählen oder wechseln könne. Sie däuchte ihm wie ein Stand, wie ein Beruf zu sein, den man sich erwähle, und da Kinder leicht von den Zufälligkeiten des einzelnen Falles allgemeine Folgerungen ziehen, überraschte Paul eines Tages Seba und ihren Freund mit der plötzlich ausgesprochenen Erklärung, daß er nicht katholisch, sondern ein Jude werden wolle.

Man sah ihn verwundert an und lachte über ihn, wie man über Kinder zu lachen pflegt, wenn man sich nicht die Mühe nehmen will, ihren Aeußerungen nachzudenken; aber Paul wiederholte seine Erklärung so bestimmt, daß Herbert, der um Seba's willen sich ihm zugewendet hatte, die Frage an ihn richtete, wie er darauf komme.

Sie sagen ja, daß Sie wieder nach Richten fahren werden, da sollen Sie es dem Herrn Caplan bestellen, daß ich nicht katholisch werden will! erklärte der Knabe.

Aber weßhalb denn nicht? fragte Herbert scherzend.

Paul besann sich. Weil — hob er an, brach dann ab und sagte, als finde er nicht für gut, seine Gründe anzugeben, kurz und trocken: Ich will ein Kaufmann werden wie Dein Vater, Seba. Der ist gut zu Deiner Mutter und behält Dich bei sich!

Herbert und Seba verstanden beide die lange Gedankenreihe, welche sich hinter den Worten des Knaben verbarg und in der sich Richtiges und Falsches, scharfe Schlüsse und auffallende Begriffsverwechslungen mit einander nach Kinderart vermischten, aber Herbert meinte, es sei nicht der übelste Gedanke, auf welchen der Knabe verfalle, wenn er Kaufmann werden wolle. Seba wendete ein, daß der Herr Caplan einmal geäußert, Paul solle, wenn er erwachsen sei, die Rechte studiren, da man ihn für den Staatsdienst bestimme; Herbert jedoch legte darauf kein Gewicht.

Der Herr Caplan wird nicht ewig leben, sagte er; und was dann?

Seba antwortete ihm leise; auch Herbert's Gegenrede wurde so leise gegeben, daß der Knabe fühlte, man wolle sie ihm entziehen; indeß er hatte doch einzelne Worte vernommen, und diese reichten hin, ihn in der Voraussetzung

zu bestärken, daß sein Vater nicht eben um ihn sorge, da in Schloß Richten Jedermann vollauf mit sich selbst zu thun habe.

Am nämlichen Abende, als Seba sich mit dem Knaben allein befand, fragte er sie, was sie wohl thun würde, wenn ihr Vater sie nicht mehr liebte.

Ich würde mich bemühen, seine Liebe zu verdienen! gab sie ihm zur Antwort.

Ja, wenn Du bei ihm wärest! meinte er; aber wenn man nicht bei seinem Vater ist?

Dann würde ich suchen, mich so tüchtig und so brav zu machen, daß er stolz auf mich werden und mich zu sich rufen müßte!

Der Knabe hatte jedoch offenbar einen anderen Bescheid erwartet, denn er blickte sie unbefriedigt an, als wisse er sich nicht zu helfen, bis er nach einer Weile, sichtlich beruhigt durch die Lösung, welche er in sich gefunden hatte, achselzuckend sagte: Freilich, Du bist auch nur ein Mädchen, Du kannst nicht in die weite Welt gehen!

Sie mochte das absichtlich gar nicht weiter berühren, denn je mehr Paul heranwuchs, um so lebhafter entwickelte sich seine Phantasie, und was diese erschaffen hatte, dessen bemächtigte sich die schweigende Beharrlichkeit des Knaben und spann es aus und hielt es fest, bis man bei irgend einem zufälligen Anlasse es gewahrte, daß er wieder eine neue und feste Vorstellung gewonnen, einen eigenen Ge-

danken gefaßt habe. Jeder selbstgewonnene Gedanke ist aber eine Stufe zu der Selbständigkeit, durch welche das Kind sich von seinem Ursprunge ablöst, um sich als gesonderte Persönlichkeit in die Gesammtheit einzureihen und in derselben zu behaupten.

Es ist schwer zu bemerken, dieses allmähliche Aufsteigen zur Selbständigkeit, schwerer noch, anzugeben, durch welche unscheinbaren Mittel und Anstöße es gefördert und geleitet wird. Es waltet auch hier, wie über allem Werden ein Geheimniß, das sich in dem Einen langsam, in dem Anderen plötzlich enthüllt, so daß wir bisweilen staunend da stehen und uns fragen: Ist dies dasselbe Wesen, das wir kannten? Ist dies der Knabe, der Jüngling, der noch gestern vor uns stand? Wir glauben ein Wunder zu sehen, weil wir nicht beobachtet, nicht verstanden haben, was geschah; und nicht nur an Anderen, auch an sich selber glaubt man solche Räthsel, solche Wunder zu erleben, wenn man aus irgend einem Grunde sein Herz nicht prüfen, wenn man nicht untersuchen mag, was man fühlt und denkt.

Elftes Capitel.

In der Lage, eine ernste Selbstprüfung zu scheuen, befand die Baronin von Arten sich seit langer Zeit. Sie war nicht wieder Herr über sich selbst geworden, seit sie es sich und der Herzogin eingestanden, daß sie Herbert liebe, und seit dieser vollends durch ihre Schuld das Schloß verlassen hatte, konnte sie nicht mehr zur Ruhe kommen.

Getheilt zwischen ihrem Pflichtgefühl und zwischen der Leidenschaft einer ersten Liebe, die um so stärker in ihr brannte, als sie nicht in dem blöden Herzen eines Mädchens, sondern in der vollbewußten Seele einer reifen Frau entstanden war, eben so bange vor der Hoffnung, geliebt zu werden, als vor der Besorgniß, ihre Liebe nicht erwiedert zu finden, suchte sie Anfangs Trost in dem Rathe des bewährten Freundes, des Caplans; aber ihr eigener, aufgeregter Sinn und der Einfluß der Herzogin hatten auch Angelika's Verhältniß zu ihrem Beichtiger angetastet und getrübt.

Wenn der Caplan ihr bewies, daß die Entfernung

Herbert's nothwendig gewesen sei, sofern sie nicht habe eidbrüchig werden wollen, so konnte er bemerken, wie sich statt der Reue über ihre Liebe eine Empörung gegen ihre Ehe in ihr erhob und wie sie sich jetzt mit einer gewissen Befriedigung der Vergangenheit und der Abenteuer ihres Gatten erinnerte, um in ihnen eine Beschönigung für ihr eigenes schwankendes Herz zu finden. Alles, was der Geistliche ihr zu bedenken gab, wurde mit der Herzogin durchgesprochen, und da die Frauen trotz der großen Verschwiegenheit, deren sie fähig sind, in ihrem Vertrauen keine Grenze kennen, wenn sie den ersten Verrath an ihrem eigenen Geheimniß begangen, so erfuhr die Herzogin nicht nur Alles, was Angelika wollte und wünschte, hoffte und fürchtete, sondern auch Alles, was zwischen ihr und ihrem Beichtiger geschehen war und geschah. Selbst das stille, heilige Geheimniß seines Herzens, welches er der Baronin einst als Zeichen seines Glaubens an sie enthüllt, wurde der Herzogin Preis gegeben und von ihr gegen den Caplan benutzt.

Sie tadelte ihn nicht, im Gegentheil, sie lobte, sie bewunderte seine Entsagung, aber sie beklagte es, daß sein Leben nicht reicher, seine Erfahrung nicht ausgebreiteter gewesen, daß er immer in den engen Kreis der freiherrlichen Familie gebannt geblieben sei. Sie nannte es ein Unglück, daß er auf diese Weise nicht habe begreifen lernen, wie es nicht Jedem gegeben sei, seinen Frieden auf die

gleiche Weise zu finden, auf die gleiche Weise zum Abschlusse zu kommen, und sie erinnerte daran, daß es leichter sei, sich von einer sterbenden Heiligen loszureißen, deren achtender Liebe man sich sicher fühle, als von einem Manne, dem man in der Absicht, sich selbst zu erretten, eine Beleidigung zugefügt habe.

Für einen irregeleiteten Sinn giebt es aber nichts Gefährlicheres, als einen falschen Freund, der ausspricht, was man sich nicht einzugestehen wagt, der vorschlägt, was man heimlich ersehnt, und der dadurch in demselben Grade an Herrschaft über den verblendeten Menschen gewinnt, wie dieser sie über sich verliert. Der Einfluß der Herzogin gründete sich auf Angelika's Liebe, an deren Entstehung jene weit mehr Antheil hatte, als die Baronin es für möglich erachtet haben würde. Diese Liebe und das aus ihr entspringende Schuldbewußtsein mußten also erhalten, mußten gesteigert werden, wollte die Herzogin ihre Herrschaft bewahren. Sie wurde überflüssig, wenn Angelika zum Frieden mit sich selbst gelangte; ihre Macht in der freiherrlichen Familie wurde größer, wenn es ihr gelang, Angelika und Herbert einander näher zu bringen und dem Freiherrn auch nur den leisesten Zweifel an der unverbrüchlichen Tugend seiner Gattin einzuflößen.

Die Herzogin hatte es daher seiner Zeit kaum bemerkt, daß Angelika die Härte bedauerte, mit welcher sie Herbert von sich aus und aus ihrer Gesellschaft entfernt, und daß

sie ihn wiederzusehen, ihm die Kränkung zu vergüten wünschte, die sie ihm zugefügt, so war sie auch schnell bereit, den Fehler ungeschehen zu machen, den sie mit ihrem ersten Rathschlusse begangen zu haben fühlte. Sie gestand der Baronin, daß sie sich über die Stärke ihrer Leidenschaft getäuscht, daß sie gehofft habe, eine kurze Entfernung werde genügen, das Bild des jungen Mannes in der Phantasie der Baronin erbleichen zu lassen, und wie sie derselben jetzt keinen anderen Weg zu rathen wisse, als sich nun durch ein völliges und rückhaltloses Aussprechen mit Herbert, wozu ihr bei der nächsten Anwesenheit des jungen Mannes die Gelegenheit nicht fehlen könne, die nothwendige Befreiung ihres Herzens zu bereiten.

Diese Vorstellung schmeichelte dem verschwiegenen Wunsche der liebenden Frau, und die Aussicht, Herbert wiederzusehen, nahm ihre ganze Seele gefangen. Indeß Angelika war es noch nicht gewohnt, sich in Zwiespalt mit sich und ihrem Gewissen zu finden, und wenn sie es sich eben mit aller Kraft ihres Herzens ausgemalt hatte, was sie alles Herbert sagen, was sie dabei empfinden, was er ihr antworten werde, so warf ein Blick auf ihren Sohn sie in die lebhafteste Reue zurück und sie fühlte sich unfähig, ihrem Gatten zu begegnen oder ihre Stirne vor dem sanften sorgenvollen Auge ihres geistlichen Berathers zu erheben.

Ihre Liebe steigerte sich an ihrem innern Kampfe, und

Herbert zögerte, zu kommen. In jeder Woche, an jedem Tage durfte man auf seine Ankunft rechnen, denn die Zeit der Arbeitseinstellung nahte für dieses Jahr heran, und auch der Amtmann hatte Gründe, dieselbe lebhaft zu ersehnen.

Endlich, gegen das Ende des October, traf Herbert an einem Morgen im Amthause ein, und ritt am Nachmittage, als er den Bau in allen seinen Theilen besichtigt, nach Richten hinüber. Es war eine sehr quälende Empfindung, mit welcher er das Schloß betrat. Man sagte ihm, daß Besuch im Hause sei; er ließ sich melden, wurde angenommen, und heiter und zutraulich wie in den besten Tagen kam der Freiherr ihm entgegen. Er hatte ein paar Edelleute bei sich, denen er Herbert als einen sehr verdienten jungen Künstler vorstellte, als den Sohn eines Freundes, an dem er also doppelt Theil nehme.

Der Freiherr legte dabei jene bequemen weltmännischen Manieren an den Tag, die ihn so vortrefflich kleideten, aber sie machten auf Herbert nicht mehr den wohlthuenden Eindruck wie sonst, sie beleidigten ihn vielmehr. Er fühlte, daß diese liebenswürdige Herablassung nur eine Schaustellung sei, in welcher der Freiherr sich vor seinen Gästen gefiel, und er sagte sich, daß er ihn selbst mit seiner Freundlichkeit beleidige, da er, indem er sich es erlaube, ihn nach seiner jedesmaligen Neigung zu behandeln, das Rechtsverhältniß zwischen ihnen aufhebe, nach welchem

jeder rechtschaffene Mensch von den Personen, mit denen er verkehrt, vor allen Dingen die ihm gebührende gleichmäßige Behandlung zu verlangen habe.

Der Freiherr führte Herbert darauf in sein Arbeits-Cabinet, das Geschäftliche wurde mit gewohnter Leichtigkeit behandelt, es war auch gelegentlich von dem Baue des Pavillons oder Tempels wieder die Rede, und Herbert, der jetzt eben so viel Scheu davor trug, der Baronin zu begegnen, als er in früheren Tagen Verlangen gehegt, sie in dieses Zimmer treten zu sehen, wußte den Gang der Verhandlungen noch zu beschleunigen. Mehrmals glaubte er jenes Rauschen eines seidenen Kleides zu vernehmen, welches ihm sonst das Herz bewegt hatte. Aber Niemand erschien; und als er auf des Freiherrn Worte, daß er ihn morgen wiederzusehen hoffe, daß er ihn morgen zur Mittagstafel erwarte, nothwendige Geschäfte vorgab, die ihn in der nächsten Frühe abzureisen nöthigten, nahm jener das an, ohne ihm für den gegenwärtigen Tag eine Einladung zu machen, und entließ ihn freundlich, aber eilig. Es ward Herbert erst wieder frei ums Herz, als er das Portal des Schlosses hinter sich hatte und als er, durch den kalten, windigen Nachmittag den wohlbekannten Weg nach Rothenfeld zurückreitend, die Rauchsäule aus dem breiten Schornstein des Amthauses über die dasselbe umgebenden Bäume emporwirbeln sah.

Die Sonne war im Untergehen, als er den Hof er-

reichte. Einer der Knechte nahm ihm das Pferd ab. Als er zu ebener Erde in die bereits geheizte Stube trat, fand er sie leer. Er setzte sich an das Fenster, in welches die helle Gluth des Abendrothes hineinstrahlte. Draußen fuhr ein vierspänniger Wagen, mit einem gewaltigen Eichenstamme beladen, langsam in den Hof, während die letzten Schläge der Dreschenden auf der Tenne verklangen, und die Krähen in wählerisch kreisendem Fluge ihr Nachtquartier auf den Dächern der Scheunen und Ställe aufsuchten. Er sah, wie man die Pferde von dem Wagen abspannte, wie man sie in die Ställe führte, wie die Thüren der Scheunen geschlossen wurden, wie die Arbeiter einer nach dem andern sich entfernten und wie die Gluth und Farbenpracht des Himmels erloschen, und in die Dämmerung versanken. Das milde Zwielicht, die Wärme des Zimmers, das bekannte Ticken der alten Uhr, das vom Flur hereintönte, waren ihm äußerst angenehm. Er wußte, daß seines Bleibens auch hier nicht sei, aber er fühlte seinen aufgeregten Sinn von dieser Umgebung, in welcher Alles von der ruhigen Dauer eingewohnter Zustände Kunde gab, angenehm besänftigt.

Was denken Sie? fragte ihn Eva, als sie, das große Schlüsselbund am Gürtel, in das Zimmer trat und in der Nähe des Ofens die Hände gegen einander rieb, die ihr beim Schaffen in Küche und Kammer kalt geworden waren.

Ich denke, wie heimisch ich hier bin!

Heimisch? wiederholte sie; und das fällt Ihnen heute ein, da Sie eben so lange von uns fortgewesen sind?

Ja, eben deßhalb, denn es ist mir, als sei ich endlich wieder nach Hause gekommen! Ich bin so gern hier!

Er sagte das ohne jede Galanterie, und sie nahm es eben so einfach auf, ohne sich in ihrer häuslichen Thätigkeit stören zu lassen. Sie langte einen Fruchtkorb aus dem großen Glasschranke herunter, füllte ihn mit den frischduftenden Aepfeln und Pflaumen, welche eine Magd ihr zutrug, zündete darauf die Lichter an und setzte sich Herbert gegenüber an das Fenster.

Sind Sie mit meinem Bruder zufrieden? fragte sie nach einer Weile. Er hat arbeiten lassen, so viel er irgend konnte, und mir scheint auch, als wäre man im Innern mit dem Baue tüchtig vorwärts gekommen.

Waren Sie dort, liebe Eva?

Ja, alle Tage, versetzte sie, und ich habe den Bruder recht darum gequält, daß er hübsch viel Leute anstellen sollte, fügte sie hinzu; aber Sie glauben gar nicht, wie er von allen Ecken und Enden geplagt wird. Sie gönnen ihm jetzt keine Stunde Ruhe, und es wäre bald nöthig, daß er und ich Alles mit eigenen Händen thäten. Denn wo ein Knecht oder eine Magd nur irgend anstellig ist, da werden sie jetzt zur Aushülfe aufs Schloß und zu den neuen Anlagen in den Treibhäusern befohlen, und alles Andere mag sehen, wie es fertig wird. Auch nach Ihnen

haben sie in den letzten Wochen schon einige Male gefragt!

Der Freiherr wußte ja, bedeutete der Architekt, daß ich vor Ende dieses Monates nicht zu kommen brauchte.

Das hatte er längst vergessen, meinte Eva, denn er hat jetzt an ganz andere Leute und an ganz andere Dinge zu denken, als an Sie und Ihren Bau. Meine Mutter pflegte schon immer zu sagen: Die Herrschaften haben ein gehorsames Gedächtniß! Was sie nicht eben selbst angeht, was ihnen nicht nöthig oder unterhaltend ist, das vergessen sie.

Eva hob dabei den Kopf mit einer kleinen wegwerfenden Miene in die Höhe, und Herbert schwieg. Er hatte Gelegenheit gehabt, ähnliche Erfahrungen zu machen, aber er mochte nicht davon sprechen, sondern verlangte zu hören, wie es Eva während seiner Abwesenheit ergangen sei.

O, meinte sie, davon ist mancherlei zu erzählen. Ich habe hier zuweilen sehr vornehmen Besuch gehabt. Die Frau Baronin ist selbst mehrmals bei uns gewesen, und hat bei mir nachgefragt, ob wir die Herbstlieferungen auch zur rechten Zeit und gehörig besorgen würden.

Sie sprach das mit unverkennbarem Spotte, und Herbert fragte über die Thatsache erstaunt, ob denn die Baronin eine Landwirthin sei.

O nein, rief Eva; sie wußte auch eigentlich gar nicht, was sie sagen oder wonach sie fragen sollte.

War sie denn nie zuvor im Amte?

Ja, einmal vor Jahren, als sie mit dem gnädigen Herrn in Richten eingetroffen war, und damit half sie sich auch, als sie jetzt zum ersten Male hieher kam. Sie sagte, sie wolle das Haus sehen, ich sollte es ihr zeigen, aber das ganze Haus. Ich mußte also auch Ihr Zimmer aufschließen, Mosje Herbert, denn sie verlangte ausdrücklich zu wissen, wo Sie hier untergebracht wären; und als ich dann die Laden oben bei Ihnen aufgemacht hatte, setzte sie sich eine Weile auf Ihren Stuhl an das alte Bureau, an dem Sie schreiben, sah da zum Fenster hinaus und rief immer: Welch' schöne Aussicht! Welch' liebliche Aussicht! Aber von hier sieht man ja das Schloß nicht! Hat Sie denn kein Zimmer, Mamsell Eva, das nach dem Schlosse hinaussieht? Das hätten Sie dem Herrn Architekten geben sollen! — Ich mußte ihr darauf auch die Hinterstuben öffnen, denn sie wollte nicht glauben, daß man hier vom Amte das Schloß gar nicht sehen könne.

War der Baron mit ihr? fragte Herbert, und es fiel ihm auf, wie gleichgültig er sich nach der Frau erkundigen konnte, an die er einst mit so leidenschaftlicher Verehrung und Hingebung gedacht hatte.

Nein, sie kam ganz allein, entgegnete ihm Eva. Sonst freilich, als sie noch öfter nach den Leuten, nach den Armen und Kranken sehen fuhr, da pflegte der Herr Caplan sie bei ihren Ausfahrten zu begleiten. Seit aber die Frau Herzogin immer mit ihr ist, haben die Krankenbesuche fast

ganz aufgehört, und hieher — nun, hier wollte sie wohl die Herzogin nicht bei sich haben!

Herbert meinte, das sei also der eine Besuch gewesen, was die Baronin denn bei den anderen Besuchen gewollt habe?

O, gar nichts, entgegnete Eva. Die anderen Male ließ sie nur hier halten und erkundigte sich, wann Sie kämen, weil sie gern ein paar Zeichnungen für die Betschemel in ihrer Kirche von Ihnen gemacht haben wollte. Vorgestern aber stieg sie aus; das Wetter war sehr schön, und weil sie Durst hatte, befahl sie, daß ich ihr ein Glas frische Milch in den Garten bringen sollte. Als ich sie dorthin geführt hatte und rasch nach dem Milchkeller laufen wollte, rief sie mich zurück und sagte, sie hätte damals oben in Ihrer Stube ihr Notizbuch liegen lassen, wegen dessen sei sie eigentlich gekommen, und ich sollte ihr das holen.

Hatten Sie es denn nicht gefunden? fragte Herbert, dem die Erzählung immer auffallender wurde.

Gott bewahre! Ich sagte das auch gleich, aber die Frau Baronin meinte, es müsse da sein, und als ich wiederholte, daß ich selbst eben erst das Zimmer in Ordnung gebracht, weil wir Sie jetzt alle Tage erwarteten, bestand sie darauf, selbst nachzusehen, weil ihr an dem Notizbuche, in das sie sich nothwendige Sachen eingeschrieben, gar zu viel gelegen sei. Es müsse auf dem Bureau liegen geblieben sein,

behauptete sie. Sie ging denn auch gleich gerades Weges an das Bureau, schob die paar Bücher, welche Sie zurückgelassen hatten, hin und her — als ob ich das nicht selbst beim Abstäuben gethan hätte —, zog die große Schieblade auf, was nun erst ganz überflüssig war, und ....

Und? fragte Herbert lebhaft gespannt.

Und als sie dann natürlich nichts gefunden hatte, da ging sie gerade so fort, wie sie gekommen war, und ich mußte sie noch daran erinnern, daß sie so starken Durst gehabt und Milch befohlen hatte.

Sie brach damit ihren Bericht in derselben spottenden Weise ab, in welcher sie ihn begonnen hatte, und Herbert ließ es auch dabei bewenden. Das war Eva aber offenbar nicht recht. Sie sah ihn an, als wolle sie in seinen Mienen lesen, ihn zum Sprechen auffordern, und da er dies nicht zu bemerken schien, rief sie plötzlich: Daß Ihnen all diese Besuche nicht einmal auffallen, Mosje Herbert, und daß Sie sie ganz natürlich finden würden, das hätte ich nicht gedacht! — Nein, das hätte ich wirklich nicht gedacht — von Ihnen nicht gedacht! wiederholte sie mit einer Stimme, der man den unterdrückten Zorn anhörte, und ging hastig von dannen, ohne darauf zu achten, daß Herbert ihr folgte und sie zu bleiben bat.

Da sie sich in die Mägdestube zu den Spinnenden begab, in deren Gegenwart er sie doch nicht sprechen konnte,

nahm er sein Licht und ging auf sein Zimmer. Hier also war Angelika gewesen!

Herbert blickte umher, als suche er eine Spur von Angelika's Anwesenheit, aber er fühlte kein Vergnügen dabei. Ihn überkam ein Mißtrauen und eine Unruhe, die er nicht mehr empfunden, seit er sich von Richten entfernt hatte, und vor Allem verdroß es ihn, daß er Eva unzufrieden wußte, denn er hatte sie lieb und war sicher, daß auch er ihr theuer sei. Es lagen so viel Unschuld und Wahrhaftigkeit in der Weise, in welcher sie ihm ihre Neigung kund gab, und die ganzen Verhältnisse waren auch so natürlich zwischen ihm und ihr, daß er fühlte, wie es für ihn im Grunde nur seiner einfachen Anfrage bedürfe, damit er in Eva eine Frau gewinne, wie sein Vater sie ihm schon lange zu geben gewünscht und wie er sie zuweilen auch ersehnt hatte, wenn er, von seinen Geschäftsreisen heimkehrend, sich einsam in sein einsames Zimmer begeben müssen. War es ihm doch gerade heute bei seiner Ankunft in Rothenfeld so erquicklich gewesen, von Eva's freundlichem Blicke, von ihrem herzlichen Willkomm empfangen zu werden, so erquicklich, daß er sich kaum enthalten können, sie in seiner Freude, als gehöre sie schon lange zu ihm, an das Herz zu drücken.

Er setzte sich an das Bureau nieder. Das Zimmer war auf das vorsorglichste für ihn bereitet; trotz der späten Jahreszeit stand noch ein frischer Strauß auf der Com-

mode unter dem Spiegel, und ein zweiter, wie er es liebte, auf seinem Bureau. Er wußte Eva für dieses Eingehen auf seine kleine Neigungen von Herzen Dank, und er hatte sie dafür noch lieber. Indem zog er die große Schieblade auf, um etwas aus seinen Papieren herauszusuchen. Als er die oberen Lagen derselben aufgehoben hatte, hielt er plötzlich betroffen inne. Zwischen den Papieren, welche er dort aufbewahrt, weil sie sich auf den Bau bezogen, lag ein versiegelter Brief ohne Adresse und ohne Zeichen im Petschaft: aber er zweifelte nicht, vom wem er käme, und ihn hastig eröffnend, las er die Herder'schen Worte:

Leichter ist es der Seele, die schwersten Schmerzen zu dulden,
Als dem Auge, sich selbst einem Geliebten entziehn!

Eine wunderbare Empfindung durchzuckte ihn. Er konnte seine Augen nicht von dem Blatte und von den Worten abwenden. Wenn es wahr wäre? Wenn sie dich dennoch liebte und hätte nur ihr eigenes Herz verkannt? Und hätte dich nur von sich gewiesen, um den Argwohn ihres Gatten zu beschwichtigen? dachte er.

Er fühlte sich aufgeregt, er fühlte eine freudige Genugthuung, aber das währte nur einen kurzen Augenblick und machte bald einer entgegengesetzten Empfindung Platz. Sein Ehrgefühl schreckte vor einem solchen Liebeshandel zurück, und die Frau, welche daran denken konnte, ihn einzugehen, war nicht mehr jene reine, schuldlose und unglückliche Seele, zu der er einst mit so verehrender Liebe emporge-

sehen hatte. Er wollte nicht wieder der Spielball seiner eigenen Empfindungen oder gar das Spielzeug in den Händen einer Frau werden, die sich, gerade wie ihr Gatte, das Recht zuzuerkennen schien, ihn nach ihrem Belieben wider seinen Willen anzuziehen und abzustoßen, und der Gedanke, was Eva empfunden haben würde, hätte ein Zufall oder ihre eigene zärtliche Neugier ihr dieses Papier in die Hände gespielt, nahm ihn noch entschiedener gegen die Baronin ein.

Er dachte daran, ihr dieses Blättchen zurückzusenden, aber er war Mannes genug, eine Frau unter keinen Verhältnissen bloßzustellen, und mit raschem Entschlusse zerriß er das Papier, um der Baronin in der Weise zu antworten, die seiner Neigung für Eva entsprach und die ihn für immer des Schwankens entheben mußte, in welchem er sich sonst zwischen diesen beiden Frauen bewegt.

Auf dem Punkte, sein Zimmer zu verlassen und die bindende Entscheidung zu treffen, mit welcher er ein für alle Mal seiner Freiheit entsagte, überkam ihn jedoch jene Unsicherheit, welche fast jeder Mann in solcher Lage fühlen muß. Er war entschlossen, Angelika's nicht mehr zu gedenken; indeß noch war er Herr, es zu thun, und er sah sie eben jetzt so deutlich vor Augen. Sie erschien ihm nur schöner, nur reizender, wenn er sie sich hier in diesem schlichten Raume vorstellte, wenn er es sich ausmalte, wie eine Frau gleich ihr am Heerde eines geliebten Mannes

walten möge, und ohne daß er es beabsichtigte, versank er in Träume eines Glückes, das ihn schwindeln machte und das weit ablag von dem Vorsatze, den er eben noch gehegt.

Der Hufschlag eines Pferdes riß ihn in die Wirklichkeit zurück. Der Amtmann kehrte heim. Herbert fuhr sich mit der Hand über die Stirne; es war ihm erwünscht, daß man ihn weckte, daß er mit seinen thörichten Phantasieen nicht länger allein blieb. Er versprach sich, daß sie ihm nicht wiederkommen sollten.

Als er die Wohnstube betrat, sah er beim ersten Blicke, daß der Amtmann nicht gut aufgelegt war; auch Eva zeigte sich mißmuthig und ging ihm aus dem Wege. Man setzte sich zum Essen nieder, aber es wollte mit der Unterhaltung nicht gehen. Der Amtmann that einige kurze Fragen an seine Wirthschafter, die mit zu Tische saßen, Eva gab die Speise umher, man sättigte sich, aber es ward kein gemeinsames Mahl, und nach jedem Versuche, die obwaltende Verstimmung zu verbergen oder zu besiegen, fühlte man sie nur schwerer auf sich lasten.

Als die Wirthschafter sich erhoben, erkundigte sich der Amtmann, wie ein Befehlender sich das angewöhnt, ob in seiner Abwesenheit etwas vorgefallen sei, das des Berichtens bedürfe.

Nein, versetzte der älteste der jungen Männer, nichts! Denn daß der Herr Marquis hier war, wissen ja der Herr Amtmann wohl!

Ja, entgegnete dieser; aber Herbert sah, daß die Stirne des Amtmanns sich röthete, daß Eva's Wangen ebenfalls erglühten, und auch ihm stieg es heiß vom Herzen in die Höhe. Indeß keiner von ihnen sprach ein Wort. Erst als die Wirthschafter hinaus gegangen waren, fragte der Amtmann, als könne er es nun nicht länger zurückhalten: Warum habe ich das nicht erfahren, Eva?

Weil ich Dir ansah, daß Du selbst Verdruß gehabt hast! gab sie ihm zur Antwort, und auf ihren beiden Gesichtern sprach sich eine Bitterkeit aus, welche Herbert früher nie in ihnen wahrgenommen hatte. Eva räumte, wie immer, die Geräthschaften fort, der Amtmann ging in seine Schreibstube, die Schwester folgte ihm bald nach. Er hörte den Amtmann mit ihr sprechen; der Ton verrieth, daß es keine ruhige Unterhaltung sei, und er setzte sich wieder an der entgegengesetzten Seite des Zimmers in die Fensterbrüstung, um nicht zu vernehmen, was vielleicht nicht für ihn bestimmt sein mochte. Noch vor wenig Stunden hatte er sich hier so zufrieden, so heimisch gefühlt, jetzt empfand er mit mannigfach erregtem Sinne, daß er doch noch als ein Fremder zwischen diesen ihm so lieb gewordenen Menschen betrachtet werde.

Indem kam Eva heraus und gesellte sich zu ihm. Sie sahen beide schweigend zum Fenster hinaus. Der Mond war emporgestiegen, man konnte den Hof mit allen seinen Einzelheiten unterscheiden, auch auf Eva's Stirne fiel ein

heller Schein. Sie pflegte sonst gern ihr Haupt auf die Hand zu stützen, wenn sie einmal müßig war — heute hatte sie, obschon die Wärme des Zimmers es nicht nöthig machte, ihre Arme fest in ihre Schürze gewickelt und über einander geschlagen. Sie war noch immer verstimmt, und Herbert, der sich und ihr darüber forthelfen wollte, sagte scherzend: Weßhalb machen Sie sich so unnahbar, liebe Eva?

Sie antwortete ihm nicht. Er kam auf die Vermuthung, daß sie mit ihm um der Baronin willen schmolle, und da er eben aus einer Stimmung in die andere geworfen, also selbst nicht ruhig war, sagte er mit jenem gebieterischen Tone, den fast jeder Mann sich gegen das Mädchen erlaubt, von dem er sich geliebt weiß und das er sich zum Weibe ausersehen hat: Ich hasse das stumme Schmollen, Eva!

Als ob ich daran dächte und als ob ich es liebte! entgegnete sie, und er hörte, wie das unterdrückte Weinen ihr die Stimme zusammenpreßte. Indeß ehe er sie noch fragen konnte, was geschehen sei, hatte eine der Mägde sie abgerufen, und rasch entschlossen stand er auf und begab sich nach des Amtmanns Stube. Er mußte wissen, was hier vorging.

Adam stand am Pulte bei seinen Rechnungsbüchern, und Herbert äußerte, um die Unterhaltung anzufangen, sein Befremden darüber, daß jener sich noch so spät an die Arbeit gemacht habe und sich nicht Ruhe gönne; aber

der Amtmann sagte achselzuckend: Arbeit ist ein Sorgenbrecher, und billiger als Wein, den man sonst den Sorgenbrecher nennt. Ich weiß mir nichts besseres, als Arbeit, wenn mir der Kopf recht voll ist, und wenn ich auf die Weise an den eigentlichen Gegenstand meiner Sorge gar nicht denke, kommt mir in der Regel der beste Rath.

Der Amtmann hatte damit seinen Platz am Pulte verlassen und angefangen, im Zimmer auf und nieder zu gehen. Da legte Herbert seine Hand auf Adam's Arm und fragte: Sollte sich denn guter Rath nicht auch im Aussprechen mit einem Freunde finden lassen? Ich sehe, daß hier nicht mehr Alles bei dem Alten steht, und ich mochte nicht fragen, was geschehen sei, weil ich es allmählich zu erfahren hoffte. Nun aber mag ich nicht auf meine eigene Einsicht warten, und bitte Sie, lieber Freund, sagen Sie mir, was Sie und Ihre Schwester drückt, und ob ich es Ihnen nicht tragen helfen, nicht erleichtern kann!

Er hatte das mit so herzlicher Wahrhaftigkeit gesprochen, daß Adam ihm dankbar die Hand dafür drückte. Aber, meinte er, Hülfe und Beistand kann man nur für ein bestimmtes Vorhaben benutzen, und ich weiß noch nicht, was ich thun soll und kann, sondern nur, was ich nicht mag und was ich möchte! — Er hielt ein wenig inne und sagte darauf: Ich mag nicht verwirthschaften sehen, was wir hier seit Menschenaltern schaffen halfen, ich mag nicht in Unfrieden leben, wo wir mit Herrschaft und In=

fassen stets in gutem Einvernehmen gestanden haben, ich mag auch die Eva hier nicht länger lassen, und darum möchte ich selber fort von hier!

Sie, Steinert? Sie möchten fort von hier?

Der Amtmann fuhr sich mit der Hand ein paar Mal durch das krause Haar, wie er es zu thun pflegte, wenn ihm etwas nicht nach seinem Sinne ging. Hart ankommen würde es mir, entgegnete er, aber es wird doch das Ende vom Liede sein. Es ist, als ob sie gar kein Einsehen mehr hätten; als ob sie es noch nie bemerkt hätten, daß Roggen, Weizen, Kartoffeln und Rüben hierlands nicht wie im Paradiese bloß auf Gottes Machtspruch aus der Erde wachsen, daß die Bäume sich nicht von selber pflanzen und fällen, daß man nicht erntet, wo man nicht gesäet hat, und daß man kein Geld schaffen kann, wenn man nicht zur rechten Zeit zu verkaufen im Stande ist! Man hat kaum Hände genug, jetzt, wo die Kälte und das schlechte Wetter vor der Thüre stehen, an jedem Tage das Nöthigste zu leisten, und muß Menschen und Pferde nach allen Ecken und Enden herumsprengen, als ob man die Jahreszeit aufschieben könnte wie eine zu gebende Gesellschaft!

Was haben sie denn eben jetzt auf dem Schlosse vor? fragte Herbert, dem des Amtmanns Aeußerung über Eva im Sinne lag und der ihn gern von den Beschwerden über die allgemeinen Uebelstände zu bestimmten Mittheilungen bringen wollte.

Weiß ich's! rief Steinert in ärgerlicher Achtlosigkeit; sie haben ja alle Tage etwas Anderes! Bald ist's ein Maskenfest, bald ein Schäferspiel, wie sie es in Trianon gefeiert, ehe die Hirtentänze in den Tanz übergingen, den sie ihnen dort mit der Carmagnole aufspielten! Dann wieder sind's die Jagden, zu denen Gesellschaft geladen wird! Sie können ja nicht ruhen! — Und sich dann besinnend, fügte er hinzu: Jetzt nun ist's, wie alljährlich, der Hochzeitstag! Und Gott weiß, ob ein Mensch lebt, der sich über diese Hochzeit aufrichtig zu freuen hat!

Er ging unruhig auf und nieder. Aber was hat Eva mit dem Allem zu thun? fragte der Architekt, weil ihm das am meisten am Herzen lag.

Indeß der Amtmann war zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, um sich durch eine Zwischenfrage von ihnen abbringen zu lassen. Mir ist manchmal zu Muthe, sagte er, als stände ich vor einem Kleefelde, in das der Teufelszwirn sich eingenistet hat. Man sieht, wie das Unwesen um sich greift, man legt auch wohl die Hand an, es an einer Stelle zu bewältigen, aber ehe man sich's versieht, ist's an zehn anderen Stellen da, und die ganze Aussaat und Arbeit ist verloren. Das Geld fliegt ihnen jetzt nur so durch die Hände. Heute, wie ich nach Hause komme, finde ich eine Anweisung des gnädigen Herrn, in der nächsten Woche viertausend Thaler auf einen Wechsel an Flies zu zahlen, als ob ich hier die Gelder der könig-

lichen Bank im Vorrath liegen hätte, und wer diese angenehme Anweisung gebracht hat, ist nicht, wie sich's gebührt, der Secretair oder der Diener einer, sondern wieder einmal der Herr Marquis, welcher immer verdammt dienstfertig ist und immer gerade vorbeireitet, wenn es hier herum etwas zu bestellen giebt!

Es fuhr Herbert wie ein Schnitt durch die Brust, das Blut stieg ihm bis zum Halse empor. So muß Eva gleich morgen mit mir gehen! rief er lebhaft aus.

Mit Ihnen gehen? fragte der Amtmann. Was soll das heißen?

In dem Augenblicke trat Eva ein, und ohne die Frage ihres Bruders zu beachten, nahm der Baumeister sie bei der Hand. Sie haben vorhin mit mir geschmollt, Eva, sprach er, und sind so rasch davongegangen, daß ich Ihnen gar nicht sagen konnte, was mir heute, seit ich Sie wiedergesehen, immer auf dem Herzen gelegen hat! Wissen Sie, was es ist?

Sie lächelte und sah ihm treuherzig in das Auge, während die helle Röthe mädchenhafter Scheu sie überflog. Liebe Eva, und was antworten Sie mir? fragte er, indem er auch ihre andere Hand ergriff.

Das würden Sie mich nicht fragen, wenn Sie es nicht wüßten! entgegnete sie ihm. Und noch ehe sie das freudestrahlende Auge zu ihm erhob, hatte Herbert den bräutlichen Kuß auf ihren Mund gedrückt und ihre Arme seinen Nacken umschlungen. So hielt er sie eine kurze Weile umfangen.

Es war still im Zimmer; die alte Uhr, welche in diesem Hause zu so manchem Ereignisse die Stunde geschlagen, schickte als Zeichen ihrer Gegenwart ihren klaren Pendelschlag zu ihnen hinein, der Bruder blickte bewegt und schweigend auf die Liebenden. Und wie lebhaft Herbert's Herz auch klopfte, fühlte er doch eine ihm fremde, ernste Ruhe über sich gekommen, seit des lieben Mädchens Kopf vertrauensvoll an seinem Herzen lag, denn in seiner Seele regte sich mit der Liebe für das erwählte gute und schöne Weib auch jene vorsorgende Zärtlichkeit, welche sich für die Zukunft der Geliebten verantwortlich fühlt und ein Vorbild der Vaterliebe und Vatersorge in sich schließt.

Aber Eva hatte sich zu lange als ihres Bruders Hälfte gefühlt, um dies schnell vergessen zu können. Sie machte sich aus des Geliebten Umarmung los, warf sich an des Bruders Hals und rief, in Thränen ausbrechend: Adam, sei nicht böse, ich konnte aber doch nicht anders!

Nein, Du solltest auch nicht anders! entgegnete er heiter, indem er Herbert die dargebotene Rechte schüttelte; aber die Augen waren ihm doch feucht geworden, denn er wußte, daß er diese Schwester, daß er dieses selbstgewisse, thätige und frohe Wesen schwer vermissen werde. Gleich in der Frühe reite ich aufs Schloß!

Herbert wollte wissen, was dieses Vorhaben, dieser Ritt nach dem Schlosse mit seiner Liebe und mit seiner Verlobung zu schaffen habe, und der Amtmann sagte ihm,

daß der Freiherr Eva's Vormund sei, und daß man also dessen Einwilligung begehren müsse. Herbert nahm das leicht hin, aber Eva wurde nachdenklich. Es machte sie besorgt, daß ihr Bruder heute von dem Freiherrn nicht in gewohnter Weise entlassen worden war, daß es eben heute Verdrießlichkeiten gegeben habe, und da sie sich immer gern an die Aussprüche ihrer verstorbenen Mutter hielt, meinte sie, von einem Unmuthigen müsse man nichts begehren, denn der suche gern seinen Unmuth auf Andere zu wälzen. Zudem konnte von dem ersten Einfalle Herbert's, Eva gleich von Rothenfeld zu entfernen, in keinem Falle die Rede sein, und er sagte sich dies selbst, nun die Aufwallung seines eifersüchtigen Ehrgefühls besänftigt war.

Der Amtmann konnte bei der vielverzweigten Wirthschaft die Hausfrau nicht entbehren; ein Ersatz für Eva war nicht leicht, nicht gleich zu finden, und wie lästig ihr die gelegentlichen Besuche des Marquis auch sein mochten, fand Eva selbst in ihnen jetzt, da sie verlobt war, noch weniger als früher irgend eine Gefahr oder auch nur ein Bedenken. Aber die Anfrage bei dem Freiherrn beunruhigte sie, ohne daß sie Gründe dafür angab, und da Herbert sie ohnehin am nächsten Tage verlassen mußte, wünschte sie, daß dieser selbst in einem Briefe die Werbung bei ihrem Vormunde machen und seine Einwilligung zu ihrer Heirath fordern möge.

Zwölftes Capitel.

Die Gäste des Schlosses verabschiedeten sich eben von der Baronin, als man am nächsten Tage dem Freiherrn den Brief des Architekten überbrachte. Er kannte die Handschrift, steckte das Schreiben in die Brusttasche und befahl, da er eine Geschäftsanfrage vermuthen mochte, den Boten anzuweisen, daß er die Antwort erwarten solle.

Wohl aufgelegt durch die letzte Unterhaltung mit seinen Gästen, erheitert von dem glücklichen Witzworte, welches einer derselben gesprochen, kehrte er in das Zimmer der Baronin zurück, in welches die Hausgenossenschaft sich nach dem Frühstücke begeben hatte und in dem sie noch beisammen geblieben war. Die Herzogin und Angelika saßen am Kamine einander gegenüber, der Marquis und Renatus ließen das Hündchen der Baronin auf den Hinterfüßen tanzen oder warfen einen Ball durch das Zimmer, dem das kleine, schnellfüßige Thier dann mit großen Sätzen eifrig folgte, und der Caplan hörte, den Rücken gegen das Fenster gelehnt, mit jenem Wohlge=

fallen, das gute Menschen an der Fröhlichkeit der Kinder finden, dem hellen Lachen und dem Jubel zu, mit welchem der hübsche Knabe jeden Scherz des Marquis und jeden Sprung des Hündchens begleitete.

Auch der Freiherr vergnügte sich an der Lust seines Sohnes, aber er hatte nicht mehr Jugend genug, sie durch persönliche Theilnahme an dem Spiele zu erhöhen, und nachdem er dem Knaben den feinen Mund und das blonde Gelock geküßt, setzte er sich nieder und nahm mit dem Bemerken, daß er Herbert's Brief beinahe vergessen hätte, das Schreiben zur Hand, welches er mit einem Lächeln zusammenfaltete, nachdem er es gelesen.

Angelika's Auge hing mit Spannung an den Mienen ihres Gatten. Die Herzogin, wie immer bereit, den Wünschen der Baronin zuvorzukommen, übernahm es, mit ihrer gewohnten Gelassenheit die Frage zu thun, was das Lächeln des Barons bedeute.

Wenn Sie sich herbeigelassen hätten, unsere Sprache zu lernen, liebe Freundin, antwortete der Freiherr, so würde ich sagen: lesen und entscheiden Sie! Denn die Sache gehört im Grunde vor Ihr Gericht, vor das Gericht der Damen! Es sind Herzensbekenntnisse, ein kleiner Roman!

Er reichte damit den Brief seiner Gattin hin und es fiel ihm auf, daß sie die Farbe plötzlich wechselte. Er fragte, ob sie sich nicht wohl befände, sie versicherte das

Gegentheil; aber während er der Herzogin erzählte, daß der Baumeister um des Amtmanns Schwester, um die hübsche Eva werbe, die sein Mündel sei, erhob sich die Baronin von ihrem Sessel und blieb, wie von einem Schwindel erfaßt, plötzlich stehen, sich mit geschlossenen Augen an dem weit vorspringenden Simse des Kamins haltend.

Der Freiherr, die Herzogin, der Geistliche eilten herbei, auch der Knabe drängte sich an das Knie der Mutter, da er die Erwachsenen um sie besorgt sah. Die Baronin nahm sich jedoch schnell zusammen. Es ist mein altes Herzweh, weiter nichts, sagte sie; ich bitte, achtet nicht darauf!

Sie trat an das Fenster, welches man für sie öffnete, schöpfte mehrmals tief Athem und kehrte dann, den Knaben an der Hand haltend, zu den Uebrigen zurück, obschon die Blässe von ihren Wangen nicht weichen wollte und sie offenbar Mühe hatte, ihre Fassung zu behaupten.

Es war dadurch eine ängstliche Unterbrechung in die bis dahin so heitere Stimmung der Anwesenden gekommen. Der Freiherr wußte, daß seine Gattin vor Paulinens Leiche zum ersten Male von diesem Herzkrampfe befallen worden, welcher seitdem bei heftigen Gemüthsbewegungen mehrmals wiedergekehrt war, und das machte ihm diese Zufälle doppelt peinlich. Was der Baronin in diesem Augenblicke einen Anfall zugezogen haben konnte, war

ihm unbegreiflich; indeß er mochte in Gegenwart dritter Personen nicht darum fragen, und bemüht, den Vorgang vergessen zu machen, sagte er, auf den letzten Gegenstand der Unterhaltung eingehend: Herbert drückt sich sehr gut aus, man sieht, daß er seine Dichter nicht umsonst gelesen hat. Er ist für Eva eine sehr schickliche Partie. Er ist tüchtig in seinem Fache, und da er das Mädchen, wie er sagt, seit lange im Herzen trägt und....

Um Gottes willen, sehen Sie die Baronin! rief der Marquis, und mit einem leisen Aechzen, die Hände auf das Herz gepreßt, sank Angelika ohnmächtig zurück.

Man rief ihrer Kammerfrau, sie wurde aus dem Zimmer entfernt, die Herzogin folgte ihr. Herbert's Brief blieb an der Erde liegen, Niemand dachte jetzt an seine Angelegenheiten.

Erst am Nachmittage, als man wegen Angelika's nicht mehr in augenblicklicher Sorge zu schweben brauchte und der Baron seine Freundin in ihrem Zimmer aufgesucht hatte, kam sein Kammerdiener fragen, ob der Bote aus Rothenfeld noch länger warten solle. Berechtigt, wie sie war, verdroß die Mahnung den Baron.

Nein, schicke Er ihn fort. Ich würde die Antwort senden! sagte er. Der Kammerdiener verließ mit dem Bescheide das Zimmer. Der Freiherr setzte seine Unterhaltung mit der Herzogin fort, indeß er war zerstreut, es

lag ihm Etwas im Sinne, dem er nicht Gehör geben wollte, aber er konnte den Blick, den flüchtigen, lächelnden Blick nicht vergessen, den der Marquis der Herzogin zugeworfen hatte, als Angelika zusammengebrochen war. Und was hatte es bedeutet, daß die Herzogin mit zärtlicher Stimme der Leidenden zugeflüstert, sich zu fassen, sich um Gottes willen zu beherrschen?

Er wollte die Empfindung, die Aufregung, welche ihn peinigten, in sich zum Schweigen bringen, aber sie ließen ihm keine Ruhe. Er hörte, was die Herzogin sprach, indeß er konnte dem Sinne ihrer Erzählungen nicht folgen. Ihre Worte berührten zum ersten Male nur sein Ohr. Sie bemerkte das auch bald, denn leise ihre Hand auf die seinige legend, sagte sie im Tone sanftester Begütigung:

Sie sind wirklich zu ängstlich um den Anfall unserer theuren Angelika, Sie machen sich überhaupt unnöthig Sorge und begehen in der That ein Unrecht, mein theurer Cousin!

Der Baron fuhr jäh empor. Was soll das heißen? fragte er, und seine Stirne erglühte in stolzem Zorn. Von wem sprechen Sie?

Weßhalb zögern Sie, fuhr sie einlenkend und bittend fort, dem Architekten die Zustimmung zu geben, der er sicherlich voll Ungeduld entgegen sieht?

Der Freiherr athmete auf; aber damit war der Herzogin nicht gedient, darauf hatte sie es nicht abgesehen,

und ihm keine Zeit zu neuer Frage oder zu einer Entgegnung gönnend, sprach sie:

Was hat er denn verbrochen, dieser arme Herbert? Hat er denn nicht schnell begriffen, was ihm ziemte? Hat er, da er das Unglück hatte, Ihnen zu mißfallen, sich nicht selber die verdiente Strafe und Buße auferlegt, indem er sich freiwillig aus Ihrer Nähe und aus Ihrem Hause verbannte?

Die Vorbitte der Herzogin mußte dem Freiherrn auffallen. Es lag daneben in ihrem Tone, in ihren Worten etwas, das ihn in seiner Unruhe nur noch bestärkte, obschon er sich bemühte, es nicht zu hören. Selbst der freundliche Blick der Herzogin peinigte ihn, und sich erhebend, um nur der Nähe dieses eindringlichen Blickes zu entgehen, sprach er:

Ich wußte nicht, daß Sie so viel Antheil an meinem Architekten nehmen, meine Freundin, und Herbert selber war sich dessen sicher nicht vermuthend.

Die Herzogin lächelte. Antheil an Ihrem Architekten? wiederholte sie. Was ist mir dieser Herbert? Was kann ein Mensch wie er uns sein? Aber ich kann es nicht verstehen, mein Freund, weßhalb Sie, eben Sie, Baron, ihn hindern wollen, sich seiner Freiheit ein für alle Mal zu entäußern, weßhalb Sie ihn hindern wollen, sein zärtliches Herz für die Zukunft der Schwester Ihres Amtmannes zu überantworten! Mich dünkt, dazu hätten

Sie, mein Freund, doch wirklich keinen Grund, und es ist ja so süß, ein paar Glückliche zu schaffen, wenn die Gelegenheit sich wie hier dazu so günstig zeigt!

Sie sprach dies mit der völligsten Heiterkeit und Freiheit, mit gänzlicher Gelassenheit, aber sie folterte den Freiherrn mit ihrer Ruhe. Er hörte, er fühlte, daß sie ihm etwas hinterhielt, daß sie ihn etwas errathen lassen, ihm eine Mittheilung machen möchte, deren Inhalt er zu kennen glaubte und die von irgend einem Menschen aussprechen zu hören er doch um jeden Preis vermeiden wollte. Zwei Wege lagen vor ihm offen, seine Aufregung drängte ihn zu dem einen hin — aber er zauderte, ihn zu betreten. Nur eines Augenblickes Ueberlegung bedurfte er, dann war sein Entschluß gefaßt. Er mußte der Herr bleiben auf jedem Wege, den er gehen sollte, und heiter und frei, wie die Herzogin selbst, reichte er ihr die Hand.

Ich danke Ihnen, rief er; Sie sind immer besser, immer gütiger als wir Anderen, meine Freundin! Sie haben mich zur rechten Zeit daran erinnert, daß meine selbstsüchtige Sorge um die Baronin mich grausam gegen ein junges Pärchen machte, grausam gegen einen Mann, mit dem ich in jedem Betrachte wohl zufrieden bin. Erlauben Sie, daß ich mich entferne, um mein Unrecht zu vergüten!

Ja, gehen Sie, gehen Sie! rief die Herzogin, als freue sie sich, ihn umgestimmt zu haben; aber sie

kannte ihren Freund, sie errieth seine Absicht und sie hatte sich auch dieses Mal nicht geirrt.

Nicht in sein Zimmer begab sich der Baron, er wandte sich geraden Weges nach dem Zimmer seiner Frau. Er mußte wissen, ein für alle Mal wissen, woran er mit ihr war.

Angelika sah müde und niedergeschlagen aus, als er bei ihr eintrat. Die Erscheinung des Freiherrn, der sie nicht lange erst verlassen hatte, kam ihr unerwartet, seine Haltung, seine Mienen fielen ihr auf und machten sie verwirrt. Er hatte sich ihr immer mit jener rücksichtsvollen Ergebenheit genaht, welche die ritterliche Sitte dem vornehmen Manne selbst da als Pflicht gegen eine Frau auferlegt, wo er zu gebieten hat. So schmerzlich manche Verhandlungen zwischen ihm und seiner Gattin, so schwer und quälend sie namentlich in früheren Zeiten oft gewesen waren, nie hatte er den Gebieter, nie den Herrn gegen sie herausgekehrt, und niemals hatte sein Ton sie streng erfaßt.

Ohne ein Wort zu sprechen, sah er, ob die Thüren, welche in die Nebenzimmer gingen, geschlossen waren. Dann ließ er die Portièren nieder und nahm auf einem Sessel der Baronin gegenüber Platz. Sein Schweigen, seine Ruhe steigerten ihre Besorgniß; es fröstelte sie, und auch der Freiherr sah bleich und kalt aus.

Ich frage Dich nicht, wie Du Dich befindest, Angelika,

und Du fragst mich nicht, weßhalb ich wiederkomme, hob er, nachdem er tief Athem geschöpft hatte, mit fester Stimme an, das beweist für uns beide, was uns zu wissen Noth thut.

Da er sah, daß sie ihm antworten wollte, legte er seine Hand auf ihren Arm und hielt sie davon zurück. Nur eine kleine Geduld, bat er, was ich Dir zu sagen habe, wird kurz sein! Er schwieg einen Augenblick, dann fuhr er fort: Ich habe Dir keine Vorwürfe zn machen, im Gegentheil, Du wirst Dich immer in der Lage befinden, mir sagen zu können, daß Du mit mir das Glück nicht gefunden hast, welches Du Dir mit Recht von der Ehe erhoffen durftest.

Höre mich! fiel die Baronin, welche den Worten ihres Mannes mit wachsender Bewegung folgte und auf diese Art der Unterredung in keiner Weise vorbereitet gewesen war, ihm angstvoll in die Rede.

Nein, laß mich vollenden! entgegnete er. Erinnere Dich, wie ich Dir einmal sagte: hätte ich die abmahnende Stimme gekannt, die Dich bei unserer ersten Begegnung von mir zurückhielt, so würde ich nie um Dich geworben haben! Denn es ist wahr, unsere Neigungen, unsere Ansichten gehen vielfach aus einander, Du bist nicht glücklich mit mir geworden. Du hast mir auch viel verzeihen, viel mit mir ertragen müssen in den ersten Jahren unserer Ehe, aber was Du mir nach Deiner Meinung zu verzeihen

hattest — dieses Eine gestehe mir wenigstens zu —, das lag Alles hinter der Zeit, in welcher Du Dich mir verbunden. Oder welcher Untreue könntest Du mich zeihen, seit ich Dir mein Wort verpfändet?

Angelika war wie gelähmt vor Schrecken und vor Schmerz. Was sie innerlich auch empfunden hatte, diesen Ton, diese Sprache verdiente sie nicht. Sie war gewissenhaft und demüthig bereit gewesen, sich eines Unrechtes anzuklagen, sich einer Gedankensünde zu zeihen, aber gegenüber den Vorwürfen, welche ihr Gatte ihr machen zu wollen schien, empörte sich ihr gerechtes Bewußtsein, verstockte sich ihr Herz.

Da Angelika auf ihres Gatten Frage nichts entgegnete, wiederholte er sie mit dem Zusatze, daß er eine einfache Antwort erwarte. Das steigerte in ihr das Gefühl der Kränkung, und kalt, wie der Freiherr zu ihr sprach, sagte sie: Ich habe mich über gar nichts zu beklagen, im Gegentheil!

Was soll das heißen? fragte der Baron.

Da bemächtigte seiner Gattin sich eine jener wilden Anwandlungen des Schmerzes, denen die sanfteste Natur nur schwer widersteht. War es doch genug, was sie leiden mußte, war es doch genug, was sie an innerer, selbstanklagender Pein, an Herzenskränkung zu ertragen hatte! Sie wollte nicht allein unglücklich sein, nicht allein die Schmerzen der verschmähten Liebe fühlen. Es sollten

Andere unglücklich sein wie sie, und vor Allem sollte der Mann sich nicht ungestraft als ihr Richter vor sie stellen, um den sie ihre Jugend, ihren Frieden, ihr Vaterhaus, ihre Eltern und Alles aufgegeben und verloren hatte!

Mit jener Wollust des Rachegefühls, die dem Beleidigten ein wilder, berauschender Genuß ist, sagte sie: Du hattest sicherlich kein Recht zu dem Tone dieser Unterredung, wenn Du mit Deinen Voraussetzungen Unrecht hattest. Aber Du hast Dich nicht geirrt! — Sie zögerte, es stieg noch einmal, wie in solchen Augenblicken immer, ein Abmahnen in ihrem Herzen, ein letztes Besinnen in ihr auf; indeß ihr Zorn wollte sich genugthun, und fest und bestimmt sagte sie: Ich liebe Herbert! Das war es, was mir heute das Herz zu brechen drohte!

Angelika! rief der Baron und schloß die Augen, während seine Hand krampfhaft die Lehne seines Sessels ergriff.

Es war still im Zimmer. Beide Eheleute vermochten nicht zu fassen, nicht zu glauben, was geschehen war. Beide litten, beide kämpften schweigend in ihren Herzen. Jedem von ihnen mochte die Ahnung kommen, daß es jetzt vielleicht noch Zeit sei, jedem von ihnen mochte die heiße Aufwallung durch die Seele gehen, jetzt schnell noch die Hand zu bieten, um die Wunde zu heilen, die sie einander geschlagen hatten und die unheilbar werden mußte, wenn man sie nicht augenblicklich schloß. Aber wie ein Dämon stand zwischen ihnen jene Selbstsucht, die man als ge-

rechten Stolz, als Ehrgefühl bezeichnet, und statt einander helfend zu befreien, dachten beide nur daran, sich würdig gegen einander zu behaupten.

Des Freiherrn Züge waren völlig ruhig, als Angelika endlich ihren Blick zu ihm erhob. Weiß Herbert, daß Du ihn liebst? fragte er bestimmt.

Ja! entgegnete sie eben so, und es freute sie, zu sehen, wie schwer es ihrem Gatten wurde, seine Ruhe aufrecht zu erhalten.

Weiß er es durch Dich?

Ja! wiederholte sie.

Und die Herzogin — sie weiß es auch?

Aber als Angelika auf diese Frage die Antwort geben sollte, kam wie mit Einem Schlage das Bewußtsein der Herzensverblendung über sie, die sie fortgerissen und in der die Herzogin sie gehen lassen, sie bestärkt und weiter geführt hatte. Sie sprang auf, warf sich ihrem Gatten zu Füßen und flehte: Franz, Franz, rette mich vor mir selber! Es war ein Wahnsinn, der mich ergriffen hatte! Ich bin nicht schuldig, nicht so schuldig, als Du wähnst! Glaube mir selber nicht, den Worten nicht, die ich vorhin gesprochen, die der Zorn mir entrissen, Deine Strenge, Deine Kälte brachten mich außer mir. Nur mein Herz war Dir nicht treu, nur meine Phantasie konnte sich vergessen. Ich bin ja Dein, Dein allein, wie ich es stets gewesen! Komm' mir zu Hülfe, Franz! Komm' der Mutter

Deines Sohnes zu Hülfe — daß sie sich wiederfinde in der Liebe zu Dir und ihm! Komm' mir zu Hülfe, Franz, durch Deine Liebe, Deine Nachsicht, wie — ich Dir einst durch meine Liebe und Geduld zu Hülfe gekommen bin!

Der Freiherr hatte sie gleich Anfangs erhoben. Jetzt, da sie sich in seine Arme werfen wollte, nahm er sie bei der Hand und nöthigte sie, sich niederzusetzen. Sein Herz, seine Ehre, seine Eitelkeit hatten eine Kränkung erfahren, die er nie vergessen konnte. Er hatte Angelika niemals leidenschaftlich geliebt, aber er hatte sie hochgehalten wie keine andere Frau. Jetzt, da er zu erkennen glaubte, daß er sie überschätzt, jetzt, da sie sich selber eines Treubruches anzuklagen hatte, auf dessen Möglichkeit manche Aeußerungen der Herzogin, wie er jetzt nachträglich begriff, ihn schon öfter behutsam hingewiesen hatten, jetzt erinnerte Angelika ihn daran, wie er sich vor ihr gedemüthigt, wie sie sich in ihrem Selbstgefühle hoch über ihn erhoben, und zu unglücklicher Stunde fiel es ihm ein, daß es einst einen Tag gegeben, an dem er diese Frau und ihre strenge, makellose Reinheit beinahe gefürchtet hatte.

Was er in diesem Augenblicke verlor, konnte keine Zukunft ihm wiederbringen, aber Eines konnte er erretten — Eines konnte er gewinnen, und er war entschlossen, diesen Vortheil nicht aufzugeben. Er konnte seine Ehre wahren und seine Gewalt und Herrschaft über die Baronin neu und ein für alle Mal begründen.

Fasse Dich, Angelika, sagte er mit anscheinender Ruhe, und sei unbesorgt, Du hast es mit mir, mit einem Edelmanne — er betonte das Wort sehr scharf, und sie verstand seine Meinung — mit einem Edelmanne zu thun, der nie vergessen kann, was er Dir und was er sich selber schuldet. Was ich Dir zu sagen hätte, das wird Dein eigenes Gewissen Dir nicht ersparen, denn ich wiederhole Dir: ich habe das Wort als Mann gehalten, das ich Dir einst verpfändet. Du hingegen ....

Franz, fiel die Baronin ihm in die Rede, indem die Thränen ihr aus den Augen stürzten, muß ich Dir es wiederholen, muß ich es noch einmal aussprechen, das Bekenntniß, daß nur mein Herz, nur meine Phantasie Dir untreu waren!

Der Baron preßte in heftigem Schmerze seine Lippen zusammen. Dafür habe ich sicherlich nicht Dir allein zu danken! entgegnete er, und es that ihm wohl, wie seine Gattin unter diesem Worte händeringend ihr Gesicht verbarg. Bald aber erhob sie wieder ihr Haupt:

Ich verlangte mich zu rechtfertigen, ich wünschte, ich konnte es; jetzt, nach diesem Worte, vermag ich es nicht mehr! rief sie, und die Klage rang sich wie ein Schrei aus ihrer Brust.

Still, Angelika, still! sprach der Freiherr, indem er ihre Hand fest drückte. Oder willst Du uns zum Gespötte

unserer Leute machen? — Er schwieg, sie weinte mit unterdrückter Stimme.

Bist Du gefaßt genug, mich jetzt zu hören? fragte er nach einer Pause, in welcher er langsam auf dem weichen Teppiche umhergegangen war. Sie bejahte es.

Nun denn, ich wiederhole Dir, ich mache Dir keinen Vorwurf! Es ist schwer, der Stimme des Herzens zu gebieten — ich habe sie auch einst gehört und bin ihr gefolgt, wie Du! Vielleicht irrte ich, als ich Dich, die Du meine Tochter sein konntest, zur Gattin wählte; vielleicht irrte ich, als ich Dich zu sehr Dir selber überließ, aber für beides wirst Du mich nicht tadeln! Ich irrte im Vertrauen, im festen, höchsten Vertrauen auf Dich und Deinen Adel! Ich verlange kein Geständniß von Dir, ich will nicht wissen, was zwischen Dir und jenem Manne vorgegangen ist, der sein Auge nicht zu der Gemahlin des Freiherrn von Arten erheben konnte, wenn sie selbst ihm nicht dazu ein Recht gab —

Er brach mitten in seiner Rede ab und sagte dann, von seiner Aufwallung zurückkommend: Ich will auch nicht erfahren, ob und was Deine rücksichtslose Verblendung der Herzogin etwa verrathen, oder was des Architekten allerdings nur zu berechtigte Eitelkeit dem Marquis Preis gegeben haben mag, denn man kennt die Indiscretion der Leute seines Standes; — Alles, was ich verlange, ist, daß ein Schleier gebreitet werde über das Ge-

schehene, dicht genug, auch dem schärfsten Auge zu verbergen, daß mit dem Augenblicke, in welchem ich den Glauben an mein Weib verlor, das Band für immerdar zerrissen ist, das mich ihm verbunden.

Die Lippe bebte ihm, als er die Worte sprach, aber er stand hoch aufgerichtet und gebieterisch vor ihr, und sie fühlte, daß es ihm eine grausame Lust war, sie zu demüthigen. Da begann aufs Neue in ihr jener unheilvolle Kampf zwischen ihrem besseren Selbst und ihrem Stolze, aber der grausam triumphirende Blick des Freiherrn fachte auch in ihrer Seele die gleiche Empfindung an, und bleich und kalt, wie er, versetzte sie: Du hast zu befehlen, ich gehorche!

Die Herzogin hat mir heute angedeutet, sagte er, daß ich, eben ich, keinen Grund hätte, mich der Heirath Herbert's zu widersetzen und ihn zu hindern, seine Freiheit aufzugeben. — Er hielt inne. Ich muß ihr zeigen, daß ich keinen Grund habe, Herbert's Gebundenheit zu wünschen. Ich werde die Einwilligung zu Eva's Verheirathung nicht geben, Bedenkzeit fordern, und wenn Herbert wieder hieher zurückkehrt, wird er unser Gast im Schlosse sein, und Du wirst ihn sehen und empfangen wie zuvor!

Unmöglich, rief Angelika, die Herzogin weiß Alles!

Der Baron verstummte. Er schien unentschlossen, was er thun solle. Mit Einem Male besann er sich: So soll sie die Versöhnungsrolle spielen! sagte er. Höre es

wohl, Angelika, ich sage, spielen! Denn Du und ich, wir sind für immerdar getrennt!

Da warf Angelika sich ihm noch einmal zu Füßen. Um Renatus willen höre mich! Gehe nicht zur Herzogin, sprich nicht mit ihr! Sprich mit dem Caplan! Er soll Dir Alles, Alles offenbaren, Wort für Wort, was ich ihm anvertraut im heiligen Vertrauen. Er wird Dir sagen, daß ich Deiner nicht unwerth bin, Dir sagen, daß Du mir verzeihen kannst. Sprich mit ihm, ach, sprich mit ihm! Ihm wirst Du glauben, wenn Du mir nicht glaubst!

Sie konnte nicht weiter sprechen. Das ganze Gewicht des Unheils, welches sie auf sich und ihr Haus herabgezogen, indem sie der Aufwallung ihres gekränkten Stolzes nachgegeben, lastete auf ihr. Sie erkannte mit Schrecken, was sie gethan, aber sie hielt es für unmöglich, daß sie ihren Gatten nicht überzeugen, mit ihren Thränen, ihrer Reue nicht überzeugen können sollte, wie sie seiner Achtung, seiner Verzeihung, seiner Neigung nicht unwerth sei.

Indeß des Freiherrn frühere Erfahrungen standen mit seinem gegenwärtigen Schmerze und Zorne im Bunde. Weit entfernt, ihn zu besänftigen, beleidigte ihn der Gedanke, daß auch der Geistliche um ein Geheimniß wisse, welches der Freiherr um jeden Preis verborgen haben wollte, und mit einem Ausdrucke des Widerwillens rief

er: Es fehlte nur noch, daß Du Deine Leute zu Zeugen für Dich aufrufst!

Die Baronin zuckte zusammen, dann erhob sie sich. Ich wollte, Du hättest das nicht gesagt! sprach sie mit einer Ruhe, die beängstigend gegen ihre bisherige Aufregung abstach, und sich von ihm wendend, schritt sie der Thüre des Nebenzimmers zu. Der Freiherr stand mitten im Gemach. Als sie die Portière aufhob, hinter der sie seinem Blicke entschwinden mußte, fühlte er eine Anwandlung von Mitleid mit seiner Frau, und fast unwillkürlich rief er: Angelika, wir sind allein ....

Nein, unterbrach sie ihn, nein! Was ich gefürchtet und geahnt, noch ehe sie kam, was ich mir zu meinem und Deinem Unheile weggeleugnet habe, wie mein Herz mich auch lange davor gewarnt, — wir sind nicht allein, — die Herzogin steht zwischen uns!

Der Freiherr lachte hell und höhnisch auf. Er hörte einen Vorwurf, wo er die Hand zu großmüthiger Hülfe und Erhebung zu bieten sich nicht abgeneigt gefühlt hatte. Das hatte er am wenigsten erwartet, und mit dem Ausrufe: Die alte Taktik! verließ er zornig das Gemach.

Dreizehntes Capitel.

Im Amthause unterhielt man sich mit jenen Gesprächen und Erwägungen, welche überall dieselben bleiben, wo ein Menschenpaar daran geht, einen neuen Hausstand, eine Familie zu begründen. Herbert hatte an Eva, da er sie jetzt als sein künftiges Eigenthum betrachtete, ein ganz neues und höheres Gefallen. Er fand sie klug und verständig in allem Praktischen, warmherzig ihm gegenüber und anmuthig wie ein Kind, wenn sie sich ihrem angeborenen Frohsinne überließ. Sie schalt Herbert einen Leichtsinnigen, einen Unbesonnenen, daß er nur daran habe denken können, sie ihrem Bruder gleich frischweg fortzunehmen, und wenn sie ernsthaft erwogen hatte, wo Adam einen Ersatz für sie finden werde, falls er sich nicht selbst zur Ehe entschließe, so ging sie scherzend die ganze Reihe ihrer weiblichen Bekannten durch, pries deren Eigenschaften, um die eigenen noch höher zu stellen, und versicherte Herbert, daß es doch von den allen keine so gut habe und

haben werde, als sie, der Herbert gleich gefallen habe, als er ihr bei der ersten Fahrt durch das Dorf die ganz unverantwortliche Kußhand zugeworfen.

Indeß trotz all ihrer Munterkeit konnte man ihr doch anmerken, daß sich ihrer allmählich eine heimliche Sorge zu bemeistern begann, weil die Antwort des Freiherrn sich so lange erwarten ließ. Sie sah verstohlen immer öfter nach der Uhr, je länger der Bote ausblieb, und als der Mittag da war, bemächtigte sich die Ungeduld allmählich auch der Männer. Man überlegte, ob man einen zweiten Boten nachsenden sollte, um zu hören, was aus dem ersten geworden sei. Herbert war unruhig, weil die Stunde, in der er abreisen mußte, um einer Geschäftsbesprechung nachzukommen, längst vorüber war; Eva nannte es unverantwortlich, daß man ihr den schönen ersten Tag ihres Brautstandes so unnöthig verbittere, und Adam, der sich am wenigsten vernehmen ließ, war im Innern der Gereizteste.

Es war vier Uhr Nachmittags, als der Bote endlich wiederkehrte. Nun? rief ihm Eva entgegen, welche, ihn zu empfangen, die Thür geöffnet hatte und die Hand ausstreckte, ihm das Schreiben abzunehmen.

Der Knecht zog den Hut vom Kopfe, drehte ihn in den beiden Händen herum und sagte: Herr Amtmann, ich kann nichts dafür, ich habe gewartet und gewartet die ganze, ausgeschlagene Zeit ....

Schon gut! rief Eva, aber den Brief?

Der Knecht sah sie an; 'nen Brief? Ich hab' keinen Brief, Mamsell! sagte er.

Inzwischen waren auch die Männer hinzugekommen, und der Amtmann fragte, den Knecht scharf betrachtend: Du bringst keinen Brief?

Nein, Herr Amtmann! Der gnädige Herr wird Antwort schicken.

Wann? herrschte der Amtmann, dem das Blut zu Kopfe stieg.

Wann? das ist mir nicht bestellt, Herr Amtmann!

Der Amtmann sagte, er könne gehen, und rief ihn dann doch noch einmal zurück, um sich zu erkundigen, ob der Herr Baron vielleicht ausgefahren sei. Der Knecht verneinte das auf das bestimmteste, und sichtlich betroffen standen das Brautpaar und Adam nach des Knechtes Entfernung einander gegenüber.

Was bedeutet das? fragte Herbert.

Der Amtmann lachte bitter. Was es bedeutet? Man hat Sie früher auf dem Schlosse verwöhnt, Herr Schwager, weil man es so für gut fand, und beweist Ihnen jetzt, daß man es nicht nöthig gehabt hätte, Sie also zu verwöhnen!

Eva's Antlitz hatte sich verdüstert. Du irrst, entgegnete sie, das ist keine bloße Laune!

Keine Laune? wiederholte der Amtmann; nun, wenn's keine Laune ist, dann ist's, was sie sich am wenigsten ver-

sagen und was eigentlich ihr Hauptvergnügen ist, dann ist's reine Willkür! Seit sie das vertriebene Franzosenpack im Schlosse haben, sind sie wie darauf versessen, es in jedem Augenblicke zu beweisen, daß sie hier noch nach Belieben schalten und walten können! Aber man bekommt das endlich satt!

Antwort schicken! Was das heißen soll? Antwort kann man heute schicken oder morgen oder über's Jahr! fiel ihm Herbert verdrießlich in das Wort, — und nun weinen Sie vollends darüber, liebe Eva!

Der Bruder schalt sie dafür. O, rief sie, wenn es nichts als des Freiherrn Willkür wäre, wollte ich ja nicht weinen, aber dahinter steckt die gnädige Frau! Sie gönnt ihn mir nicht; das weiß ja Herbert auch!

Der Amtmann traute seinen Ohren nicht. Er fragte; Eva erzählte, was sie mit der gnädigen Frau erlebt und was sie selbst dem Bruder bis dahin mit eifersüchtiger Verschwiegenheit vorenthalten, und da dieser in Herbert drang, gestand der letztere es endlich ein, daß er allerdings oben in seinem Schreibtische ein paar Zeilen gefunden, die — wenn Eva sie nicht hineingelegt — ihm wohl von der Baronin gekommen sein konnten. Er versicherte, jene Zeilen hätten ihn auf das höchste überrascht, obschon er Angelika früher bewundert und, weil er sie nicht für glücklich gehalten, sie auch beklagt und ihr dies einmal ausgesprochen habe. Indeß sei eben seine Werbung um

die geliebte Eva die Antwort gewesen, welche er der Baronin auf die von ihr geschriebenen Verse gegeben habe, und ....

Geben Sie mir Ihr Wort darauf, rief Eva, ihn unterbrechend, Ihr Ehrenwort, daß Sie diese arglistige Frau nicht wiedersehen wollen!

Er konnte ihr dieses Versprechen nicht leisten, denn er war nicht sicher, es halten zu können, und da er nicht umhin gekonnt, das Geheimniß der Baronin theilweise Preis zu geben, bemühte er sich doppelt, es den Anderen darzuthun, wie nach seiner Kenntniß ihrer Natur Angelika an einer kleinlichen Rache kein Gefallen und in derselben keine Befriedigung finden könne.

Der Amtmann lächelte. Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, meinte er, daß Sie die vornehmen Herrschaften nicht kennen, und wenn Sie wahrscheinlich besser von der Baronin denken, als solche Damen es zu verdienen pflegen, so kann ich Sie auch nicht darum schelten. Gegen den Windstoß, der Einem eine reife Frucht in den Schooß wirft, hat im Grunde Niemand etwas einzuwenden, auch wenn er sie nicht genießt —

Das Wort verrieth die ganze Erbitterung des Amtmanns und verletzte Herbert, aber er vermochte die Baronin eben so wenig zu vertheidigen als zu verdammen. Geschmeichelte Eitelkeit, getäuschte Erwartungen, unbestimmte Besorgnisse und das unangenehme Bewußtsein,

seine Braut verstimmt und in einer ihr peinlichen Lage zurückzulassen, bedrängten ihn gleichzeitig und erschwerten ihm das Scheiden, das doch endlich nicht weiter hinausgeschoben werden durfte.

Herbert mußte die Nacht zu Hülfe nehmen, um am nächsten Morgen rechtzeitig an Ort und Stelle zu sein, und wie ihn die Bilder einer beglückenden Zukunft, wie ihn die lieblichen Erinnerungen der beiden letzten Tage und unruhige Gedanken mancher Art nicht zum Schlafe kommen ließen, so fanden auch Eva und der Amtmann keine Rast.

Man war übereingekommen, des Freiherrn Bestimmung bis gegen den nächsten Mittag hin gelassen zu erwarten. Hatte man sie dann noch nicht erhalten, so wollte Adam auf das Schloß gehen und selber darum bitten. Am Morgen machte er sich früher noch, als er sonst pflegte, an seine Arbeit. Er verwies Eva zur Ruhe, da ihre aufgeregte Empfindung sich in lebhaften Aeußerungen erging, und vermied es danach geflissentlich, mit ihr zusammen zu sein.

Als er um die Frühstückszeit vom Felde nach Hause kam, fragte er: Ist etwas vom Schlosse da? — Eva, die still war, wie nur große Unruhe sie es werden ließ, verneinte es. So soll der Kutscher anspannen!

Du willst fahren, lieber Bruder?

Ja! Das Reiten macht mich warm! entgegnete er

und verließ sie, ohne weiter mit ihr zu sprechen. Als er wiederkehrte, hatte er sich gekleidet, wie ein Mann seines Standes es für eine feierliche Handlung zu thun pflegte; auch seine ernste, zusammengefaßte Haltung war einer solchen entsprechend. Während er den Wagen erwartete, trat Eva an ihn heran, und ihre Hand auf seine Schulter legend, sagte sie: Es thut mir recht leid, Bruder, daß ich Dir Ungelegenheiten veranlasse!

Mach' Dir keine Sorgen darum; wer weiß, wozu es gut ist! versetzte er.

Eva rückte ihm die Schleife am Halstuche zurecht, bürstete ihm den sauberen Tuchrock noch einmal ab und machte sich immer wieder etwas mit ihm zu schaffen, aber sie sprachen nicht mit einander.

Der Amtman hielt sich innerlich vor, was er dem Freiherrn vorzustellen gedachte; Eva hätte dem Bruder gern sagen mögen, was sie vor dem Freiherrn gesagt zu haben wünschte, aber sie traute sich nicht, dem Bruder vorzuschreiben, und so begleitete sie ihn vor die Thüre hinaus, wo der Einspänner ihn erwartete. Du kommst doch geraden Weges nach Hause? fragte sie.

Geraden Wegs! versetzte er und befahl dem Kutscher, zuzufahren.

Wer den Freiherrn sprechen wollte, mußte gegen zwölf Uhr kommen. Das war nun freilich für seine Leute, besonders für diejenigen, welche nicht in Richten, sondern

in Neudorf oder, wie der Amtmann, gar in Rothenfeld wohnten, nicht die bequemste Stunde, denn es war ihre Mittagszeit; aber gerade deßhalb hatte der Großvater des Barons es also eingeführt, und man hatte es beibehalten von Vater auf Sohn, damit man nicht ohne gewichtigen Grund in Anspruch genommen und nicht unnöthig von den Leuten aufgehalten werden konnte.

Der Freiherr, welcher auf seine Wohlgestalt immer großen Werth gelegt, neigte seit einiger Zeit zum Fettwerden und hatte deßhalb angefangen, sich viel Bewegung zu machen. Als man ihm den Amtmann meldete, ging er eben in Gesellschaft des Marquis in dem großen Saale des Erdgeschosses auf und nieder, in welchem man zur Winterzeit einen Theil der immergrünen Gewächse aufzustellen pflegte, und da die Sonne warm und hell durch die geöffneten Thüren hineinschien, so daß es dem Freiherrn in der Luft behagte, befahl er, den Amtmann hieher zu senden.

Vermuthlich ein Liebesbote, aber freilich ein etwas robuster, bemerkte lächelnd der Marquis, nachdem der Kammerdiener sich entfernt hatte. Ich hoffe, Herr Baron, die Fürbitte Ihrer Frau Gemahlin wird Sie erweicht haben. Und sich auf ein damals übliches Madrigal beziehend, sang er mit seiner schönen Stimme: Es ist so süß, so süß, zu beglücken!

Der Freiherr, welcher den ganzen Morgen, obschon er

sich sehr gleichmüthig zeigte, doch nicht gut aufgelegt gewesen war, lächelte flüchtig und bemerkte: Sie werden es trotzdem bei Zeiten lernen müssen, sich den Wünschen der Damen zu widersetzen!

So wollen Sie wirklich die kleine Eva dem Architekten noch nicht bewilligen? fragte der Marquis, während ein kaum merkliches Lächeln um seine feinen, sarkastischen Lippen spielte.

Ich pflege von meinen wohl begründeten Absichten nicht zurückzukommen, mein lieber Marquis.

Der Marquis verneigte sich leicht. Gewiß nicht! rief er, und als komme ihm eben erst der Gedanke, fügte er hinzu: Uebrigens haben Sie, glaube ich, durchaus Recht, mein verehrter Freund, wenn Sie diesem Herrn Herbert in einem gewissen Punkte, den man freilich nicht zu schwer nehmen darf, nicht so unbedingt vertrauen, als die Frau Baronin und der würdige Caplan, denn im Uebrigen mag sicherlich nichts gegen Ihren Architekten einzuwenden sein!

Der Freiherr antwortete darauf nicht sogleich. Es lag im Allgemeinen nicht in seiner Art, solche Einflüsterungen zu beachten. Indeß gegen seine Gewohnheit fragte er nach einer Weile: Marquis, was wissen Sie von dem Architekten?

Nur Gerüchte, wenn ich's recht bedenke, versetzte dieser zurückhaltend, nachdem die Frage an ihn gethan worden.

Und welche, wenn ich bitten darf?

Ich hörte sie neulich, als ich in der Stadt war. Man nannte ihn den Liebhaber von Mademoiselle Flies, von der Tochter Ihres Juweliers, die er freilich nicht heirathen kann....

Und weßhalb nicht?

Ach, eine Jüdin! meinte der Marquis.

Mich dünkt, entgegnete der Freiherr, es haben in der Hauptstadt jetzt ganz andere Leute als mein Architekt die Töchter reicher Juden zu Frauen genommen, und es ist seit Jahren in der Welt mehr Auffallendes geschehen, als das. Reich genug ist Flies, und Sie sagen ja, schön sei das Mädchen auch geworden!

Sich verdammen zu lassen um sie! rief der Marquis und erging sich in der Beschreibung von Seba's Reizen. Der Freiherr hörte nicht darauf. Es ist mir lieb, dies zu wissen! war Alles, was er sagte, als eben der Diener anzeigte, daß der Amtmann warte.

Als Adam in die Gallerie trat, war er unangenehm durch die Gegenwart des Marquis überrascht, obschon dieser sich zurückgezogen hatte und, anscheinend mit einem Buche beschäftigt, an dem Postamente einer der Statuen lehnte, deren sich mehrere zu beiden Seiten aufgestellt befanden. Der Freiherr blieb mitten im Saale stehen, und ohne dem Amtmanne Zeit zu dem Wunsche eines guten Morgens zu lassen, sagte er! Es ist mir lieb, Steinert, daß Er kommt,

ich hätte Ihn sonst heute oder morgen rufen lassen. Mit der Eva und dem Baumeister ist es nichts; die Eva muß sich's aus dem Sinne schlagen!

Die kurze, rasche Weise, in welcher der Baron von einer Angelegenheit sprach, die für Adam's Schwester und durch diese für ihn selbst von der größten Wichtigkeit war, und daß er ihn in der Anwesenheit des Marquis in solcher Weise abzufertigen meinte, verdrossen den Amtmann auf das höchste. Er war gekommen, eine Familiensache ernsthaft mit dem Vormunde seiner Schwester zu berathen, und wurde wie ein Lakai, dem man einen Urlaub abschlägt, stehenden Fußes abgefertigt und abgewiesen. Obschon er gewohnt war, als Untergebener vor eines Herrn Willkür Stand zu halten, hatte er doch Mühe, ruhig zu bleiben, denn hier handelte es sich nicht um seinen Dienst und um kein Amtsverhältniß. Er trat einen Schritt näher an den Baron heran und sagte, die Stimme senkend: Ich würde es dem Herrn Baron sehr danken, wenn er die Gnade haben wollte, mich in seinem Cabinette anzuhören. Er blickte dabei nach dem Marquis hinüber; der Freiherr verstand ihn auch.

Der Herr Marquis versteht das Deutsche nicht! entgegnete er.

Ich habe Beweise vom Gegentheile, gnädiger Herr! bemerkte Adam bittend.

Die Einrede machte den Freiherrn ärgerlich, dessen seit

der gestrigen Unterredung mit der Baronin schmerzlich aufgeregter Sinn sich nur schwer beherrschen lassen und nur auf einen Anlaß gewartet hatte, um sich in einem Ausbruche heftiger Leidenschaft genug zu thun. Gleichviel, rief der Freiherr, die Sache ist ja kein Geheimniß; sag' Er, was Er will!

Der Amtmann, welcher nicht ahnen konnte, was im Schlosse vorgegangen, und der, wie selbstherrisch der Baron auch immer war, doch eine so grundlos herrische Behandlung sonst von ihm nicht erfahren hatte, wollte das Anliegen seiner Schwester nicht unnöthig einer übeln Stimmung ihres Vormundes zum Opfer werden lassen, und mit mehr Ergebenheit, als in seinem Innern war, sagte er: Wenn ich vielleicht jetzt ungelegen komme, Herr Baron, so will ich warten — oder wiederkehren!

Der Baron sah aber in dem bescheiden gethanen Vorschlage nichts als eine Widersetzlichkeit, und eine solche wollte er in Gegenwart des Marquis nicht ohne Rüge lassen, da dieser, wie der Freiherr es wohl wußte, des Deutschen im Laufe der Jahre allerdings mächtig genug geworden war, um vollkommen zu verstehen, was hier vorging.

Wiederkommen — weßhalb das? Die Sache ist ja kurz genug, und ich werde Ihm schon sagen, wenn Er mir ungelegen kommt! rief der Baron. Der Baumeister will die Eva heirathen, und da ist Er wie die Anderen alle.

Wenn's ans Heirathen gehen soll, läuft ihnen der Verstand weg! Kennt Er den Architekten? Was weiß Er von ihm?

Gnädiger Herr, ich kenne Herrn Herbert nun seit fünf vollen Jahren, versetzte der Amtmann, dem die Worte des Barons das Herz aufwallen machten. Er ist mein Freund geworden, ich kenne ihn als einen Ehrenmann, und der gnädige Herr und die Frau Baronin selber haben ihn ja ihrer Gesellschaft auch nicht für unwerth angesehen.

Das war, mochte er sie absichtlich oder unabsichtlich gewählt haben, sicherlich die unglücklichste Beweisführung, welcher sich Adam bedienen konnte, denn gegen seine Gewohnheit heftig auffahrend, rief der Baron: Laß Er meine und meines Hauses Handlungsweise ein für alle Mal aus dem Bereiche seiner Betrachtungen! Hört Er, merk' Er sich das! Damit Er aber weiß, woran Er ist, und damit Er es der Eva sagen kann, woran sie sich zu halten hat, so melde Er ihr, daß einer ein guter Baumeister sein und zum Ehemanne nicht taugen könne! Der Herbert steht mir nicht an, ich traue ihm nicht, und dabei bleibt's!

Er wendete sich ab und wollte sich entfernen. Aber auch Adam's Geduld war jetzt am Ende. Er konnte es nicht ertragen, sich und Herbert, für den er eine herzliche Freundschaft fühlte, im Beisein des von ihm mißachteten Marquis so unwürdig behandeln zu lassen, und sich hoch aufrichtend, sagte er: Um Vergebung, gnädiger Herr, aber dabei kann's unmöglich sein Bewenden haben. Der Herr

Baron müßten mich selber für keinen Mann von Ehre halten, ließ ich das auf meinem Freunde, auf dem Manne sitzen, den ich nun einmal als meiner Schwester Bräutigam ansehe! Der gnädige Herr selber haben uns den Baumeister in das Haus geschickt ....

Doch nicht, damit die Eva sich gleich auf gut Glück in eine Liebschaft mit ihm einläßt!

Gnädiger Herr, fuhr der Amtmann auf, und seine großen Augen blitzten — meine Schwester ....

Sein Vater, fiel ihm der Freiherr in die Rede, da er fühlen mochte, daß er zu weit gegangen sei, sein Vater hat mir das Mädchen anvertraut, ich habe darauf zu halten, daß kein leichtsinniger, kein unzuverlässiger Mann es bekommt; ich habe des Mädchens Ruf, Glück und Zukunft zu bedenken, und das thue ich!

So sollten doch der gnädige Herr vor Allem solchen Leuten das Handwerk verbieten und uns solche Leute nicht ins Haus schicken, die der Eva geraden Weges Fallstricke legen, fuhr der Amtmann, dem die Galle überlief, heraus; denn, unumwunden, gnädiger Herr, dem Herrn Marquis weis' ich die Thür, wenn er sich noch einmal in meinem Hause blicken läßt!

Er und der Baron wendeten sich dabei gleichzeitig nach der Seite um, an welcher der Marquis sich vorhin befunden, indeß sie gewahrten, daß er den Saal verlassen hatte, und leidenschaftlicher, als der Amtmann seinen

Herren jemals gesehen, rief dieser: Stecken Ihm auch die auffässigen Gedanken im Sinne? Vergißt Er, daß ich sein Herr bin? Wo ist sein Haus, Er Unverschämter?

Aber gerade die Maßlosigkeit des Barons brachte Adam zur Besinnung, und sich gewaltsam fassend, sagte er: Ich vergesse nicht, daß ich in den Diensten des gnädigen Herrn bin, aber ich bin nicht sein Knecht, nicht sein Höriger! Ich bin ein freier Mann, gnädiger Herr! Wo ich und meine Väter mit Ehren seit langen Jahren Haus gehalten haben, da ist mein Haus, und ich müßte kein Mann von Ehre sein, wenn ich da nicht Jedermann die Thüre wiese, der mit Unehren sich an meine Schwester wagt!

Er war blaß geworden, während er so sprach; auch der Freiherr hatte die Farbe gewechselt. Nun denn, rief er, Hausrecht wider Hausrecht! Ich will Ihm zeigen, wer hier Herr ist, da Er's zu vergessen scheint! Er verläßt mein Haus und meinen Dienst!

Das traf den Amtmann, aber auch dem Freiherrn war nicht wohl zu Muthe, da er das Wort gesprochen. Einen Augenblick fühlte Adam, als sinke er in das Leere, indeß den Freiherrn wollte er das nicht merken lassen, und sich zusammennehmend, sagte er, ohne eine Miene zu verziehen: Der Herr Baron haben zu befehlen! Aber gleich heute oder morgen kann ich nicht von hier fort — wie viel Zeit wollen der Herr Baron mir lassen!

Die anscheinende Ruhe seines Untergebenen reizte den Baron, und sein Zorn gegen die männliche Fassung Adam's, in welcher jener nur die jetzige ihm so verhaßte Auflehnung des bürgerlichen Standes gegen die über ihm stehende Classe des Adels sah, verhärtete seinen Sinn. Mach' Er das mit sich selber ab! gab er dem Amtmanne kurz zur Antwort, kehrte ihm den Rücken und entfernte sich durch die Seitenthür, durch welche der Marquis vorhin gegangen war. Der Amtmann stand eine Minute lang regungslos auf seinem Platze, dann ging er langsam durch den Haupteingang von dannen.

Vierzehntes Capitel.

Es war ein schwerer, gewichtiger Schritt, mit dem der Amtmann durch die breiten Gänge, durch die hohe Eintrittshalle und über die weit hingelagerte Rampe hinabschritt, aber das Herz war ihm noch schwerer. Was er jetzt erlebt hatte, was ihm eben jetzt widerfahren, war keine Kleinigkeit. Siebenundzwanzig Jahre hatte sein Urgroßvater die Arten'schen Güter verwaltet, achtundvierzig Jahre sein Großvater. Zu seines Vaters Zeiten hatte Baron Franz die hundertjährige Dienstzeit der Steinerts auf Schloß Richten feierlich begangen. Der reichverzierte silberne Pokal, den der Freiherr damals seinem Amtmanne verehrt, stand noch mit dem Eichenkranze, der freilich welk geworden war, voran im großen Glasschranke. Seit acht Jahren, seit seines Vaters Tode, wirthschaftete Adam nun für den Baron, und als er die Stelle angetreten, war er mit dem guten, festen Glauben darangegangen, hier zu leben und zu schaffen und zu sterben wie die Amtleute vor ihm, wie seine Väter und deren Väter auch.

Allerdings hatten seitdem die Zeiten und die Zustände sich sehr verändert. Er konnte nicht mehr, wie sein Vater es gethan, am Neujahrstage es dem Herrn vermelden, daß und welchen Ueberschuß die Güter eingetragen. Es war seit den acht Jahren immer mehr aufgegangen, als man eingenommen hatte; der Kirchenbau, die Unterstützung der vielen Flüchtlinge, das breite, keinen Zeitverhältnissen sich unterordnende Gesellschaftsleben und die große Prachtliebe des Barons, welche von der Herzogin genährt ward, hatten in wenig Jahren nicht nur die angesammelten Capitalien aufgezehrt, sondern, da man in den letzten Jahren oft schnell das Geld gebraucht, mannigfache Anleihen nöthig gemacht, für die man bei den unruhigen Zeiten ungewöhnlich hohe Zinsen zahlen müssen, die man nicht immer gleich zu decken im Stande gewesen war und welche neue Anleihen erfordert hatten. Freilich waren diese Verlegenheiten durch Aufnahme einer Hypothek auf Rothenfeld, in welcher Adam, um keine fremden Hände an das Gut heranzulassen, durch Herrn Flies sein und Eva's Vermögen angelegt, für den Augenblick beseitigt worden und wenn Adam sich auch Sorge darüber machte, daß schon wieder neue Wechsel für den Freiherrn zu zahlen waren, so hatte er auch wieder besser als ein Anderer die Hülfsquellen der Arten'schen Besitzungen gekannt und sich damit beruhigt, daß Alles noch auszugleichen und herzustellen sei, wenn man einmal mit dem unnützen Kirchenbaue fertig

und der kostspieligen Flüchtlinge ledig geworden sein würde. Auf Jahre hinaus hatte er seine Berechnungen, seine Plane angelegt; all sein Sinnen, all seine Kraft und Gedanken hatte er an die Verwaltung dieser Güter geknüpft. Von früh auf, durch eine hundertjährige Vergangenheit, durch alle seine Familien-Erinnerungen gewöhnt, das Schicksal der Steinerts mit dem der Herren von Arten, denen sie dienten, unzertrennlich verbunden zu denken, war ihm erst in den allerletzten Zeiten je zuweilen die Vorstellung gekommen, daß es so nicht immer gehen, daß Verhältnisse eintreten könnten, unter denen er nicht im Stande sein würde, die Herrschaft weiter zu bewirthschaften. Es hatten ihm das jedoch so entfernte Möglichkeiten gedünkt, daß er sich nie lange, nie ernstlich mit ihnen beschäftigt; und daß er, einer von den Steinerts, einer von den Amtleuten, die wie Lehnsleute in dem Hause in Rothenfeld gesessen, von einem der Freiherren, von seinem Freiherrn mit Schimpf und Schande von Haus und Hof getrieben werden könne, daran hatte er in keiner Stunde seines Lebens noch gedacht. Um so härter trat das Ereigniß vor ihn hin, um so fester mußte er sich ihm gegenüberstellen, und er that das auch. War er doch nicht der erste Mensch, dessen Schicksal eine plötzliche Umwälzung erfuhr; war er doch nicht hülflos, wenn er diese Güter nicht mehr bewirthschaftete! Die Steinerts hatten ein hübsches Vermögen zusammengebracht im ehrlichen Dienste der

Herren von Arten, und es stand ja in der Bibel, daß denen, die der Herr liebt, Alles zum Guten gereichen müsse. Wer weiß, wozu es gut war, daß es hier mit Einem Male mit ihnen zu Ende ging! Stand es doch nicht in den Sternen geschrieben, daß die Steinerts immer nur Amtleute der Freiherren von Arten bleiben sollten! Sie konnten Gutsbesitzer werden, sich auf eigene Füße stellen, besser wie hundert Andere, denn sie hatten die Kenntnisse und das Capital dazu.

Es half aber nichts, daß Adam sich dies Alles vorhielt und daß dies Alles seine volle Richtigkeit hatte. Der Mensch reißt sich nicht mit Einem Schlage von seiner Vergangenheit los, uud wo er's thun muß, blutet die Wunde noch lange nach. Wie er so einsam in seinem Wagen dahinfuhr und mit dem vertrauten Auge über die Gegend hinsah, fand er sich mit Allem durch seine Sorgfalt dafür verknüpft. Er kannte jeden Baum, jeden Strauch. Für jeden Acker hatte er gesorgt, jeden Weg bessern, jeden Zaun erhalten, die meisten Hecken in den letzten Jahren pflanzen lassen. Die Pferde, welche der Knecht zum Eggen hinausritt, hatte Adam auf dem letzten Markte gekauft; der Knecht war auf dem Hofe in Rothenfeld geboren und erwachsen. Zu der Schafheerde, welche der Hirt, nun der Mittag vorüber war, noch einmal auf die Stoppeln hinausführte, hatte Adam's Großvater den Stamm gekauft, und Adam selber war vor sechs Jahren

in des Herrn Auftrag in Sachsen gewesen, von dort her eine edlere Race einzuführen.

In wessen Hände das nun kommen wird? dachte Adam. Es wird's nicht leicht einer so gut halten, wie wir gethan! Es wird Manches drunter und drüber gehen, wenn einer darüber geräth, der's nicht zu übersehen und zusammenzuhalten weiß! Und gar, — wenn ein Unredlicher darüber käme!

Er schüttelte nachdenklich den Kopf. Wie war es denn gekommen, das arge Zerwürfniß? Was war denn eigentlich geschehen? Und war es denn nicht zu vermeiden gewesen? Er konnte es noch nicht begreifen. — Mit großem Bedachte ging er den ganzen Lauf der Unterredung durch. Wort für Wort wiederholte er sich Alles. Er brachte die Anwesenheit des Marquis, die Gemüthsart des Barons, sein gebieterisches Wesen und selbst die Art von väterlicher Herrschaft in Anschlag, die der Herr über ihn geübt, weil er ihn von Kindesbeinen aufwachsen sehen. Er erwog Alles, bis auf den Ton, bis auf die Mienen, mit welchen er zu dem Herrn gesprochen, aber er konnte sich keinen Vorwurf machen. Sein Mannesgefühl und sein gutes Recht durfte er nicht antasten lassen, der bloßen, launenhaften Willkür brauchte er sich nicht zu unterwerfen. Er konnte mit seiner einzigen Schwester Zufriedenheit und Glück nicht also spielen lassen, denn es war klar, aus

welchem Grunde immer, der Freiherr hatte ihn absichtlich demüthigen und kränken wollen, und glücklicher Weise befand er sich nicht in der Lage, dies hinnehmen und ertragen zu müssen. Es war also gut, ganz gut so, wie es gekommen war.

An dieser Meinung richtete er sich fest empor, und schon glaubte er vollständig Meister über den erlittenen Eindruck geworden zu sein, als sein Wagen in das Thor des Amthofes einfuhr. Wie es so da lag, breit und stattlich unter den mächtigen Bäumen, das gute, alte Haus, so hatte sein Urgroßvater es erbaut. Die Bäume aber waren weit älter. Ueber diese Treppe war sein Vater als Bräutigam mit seiner Mutter eingezogen, über diese Treppe hatten sie Vater und Mutter zur letzten Rast getragen. Hier hatte er gespielt; hier an der Treppe hatte er gewartet, als sie mit der Eva zur Taufe nach der Kirche gefahren waren. Alle seine Erinnerungen knüpften sich an diesen Fleck Erde, an dieses alte Haus; alle seine Hoffnungen hatte er im Geiste damit in Verbindung gesetzt, und es that ihm im Herzen weh, als eben, da er vor seiner Thüre anlangte, der Gärtner ein überschüssiges Gesträuch entwurzelte und über den Zaun hinauswarf. Entwurzelt! murmelte er unwillkürlich, und es lief ihm kalt durch die starken Glieder. Aber der Mensch ist kein Gewächs! sagte er sich zum Troste, denn eines Trostes fühlte er sich bedürftig.

Nun? rief ihm Eva entgegen, sobald er den Fuß auf den Boden gesetzt.

Geduld, versetzte er, laß mich nur erst in die Stube hinein! — Sie sah, daß etwas ganz Unerwartetes geschehen sein mußte, ließ ihn vorangehen und folgte ihm.

Der Amtmann hing den Hut an den Nagel, legte die Handschuhe zur Seite und wandte sich nach seiner Stube, um seine Kleider zu wechseln. Es drängte ihn nicht, das Schwere auszusprechen, er scheute sich vielmehr davor. Aber die Schwester ertrug es nicht länger. Sie trat behutsam an ihn heran, legte den Arm auf seine Schulter und sagte: Du bringst nichts Gutes, Bruder! Du hast um meinetwillen Unannehmlichkeit gehabt!

Nicht um Deinetwillen! gab er ihr zur Antwort.

Aber dennoch Unannehmlichkeiten? — Er bejahte es kurz. — So billigt der Baron die Heirath nicht? fragte sie kleinlaut.

Adam sah sie an, als komme ihm diese Angelegenheit erst jetzt wieder in den Sinn, und in dem Augenblicke nur an sich selber denkend, sagte er: Ach, das ist ja das Wenigste!

Das Wenigste? Aber was ist denn sonst geschehen? rief Eva, der des Bruders sichtliche Erschütterung allmählich immer klarer wurde, um Gottes willen, was ist denn geschehen?

Er setzte sich hin und zog sie neben sich. Mach' Dich bereit, Schwester, sprach er, etwas recht Unerwartetes zu hören; es hat mich auch gefaßt, als ich's vernahm! — Er hielt inne und sagte dann: Es ist aus zwischen uns und ihnen — wir gehen fort von hier!

Adam, rief das Mädchen, Adam, das ist ja gar nicht möglich! Wir, wir sollen fort von hier, von hier?

Ihr Ton erweckte den eigenen Schmerz aufs Neue. Du wärst ja doch bald fortgegangen! sagte er, um sie und sich zu trösten.

Aber Du, Du? brach Eva hervor und umschlang ihn mit ihren Armen, und ihre Thränen fielen nieder auf seine Brust, und das Herz ward ihm so weich, daß er keines Wortes mächtig war. Draußen tickte die große, englische Stehuhr ihren altgewohnten Pendelschlag, im Hofe plätscherte das Wasser des Rohrbrunnens in das weite Becken.

Die Uhr wird hier nicht lange mehr schlagen! Das Wasser werde ich nicht lange mehr fallen hören! dachte er, und er hatte Noth, die eigenen Thränen zurückzuhalten, deren er sich schämte.

Mit tiefem Athemzuge stand er auf. Jetzt, da Eva es wußte, hatte er überwunden. Sei verständig, Mädchen, sagte er, und mach' uns beiden das Herz nicht unnütz schwer! Richten und Rothenfeld sind nicht die Welt, und

ich denke, wir sollen fortan beide keinen Herrn mehr haben, der uns befehlen kann — und bald Gott dafür danken, daß wir frei sind, Du und ich! Laß den Christian satteln, er soll heute bis Feldheim reiten, so erfährt Herbert morgen Mittag in Kerben, was geschehen ist, und Du mußtest es ja auch erfahren! — Komm' zu mir, wenn Du den Befehl gegeben hast.

Fünfzehntes Capitel.

Dem Freiherrn seiner Seits war es auch nicht wohl ums Herz. Er hatte zu viel Ehrgefühl und Stolz, um es nicht schwer zu empfinden, wenn er sich sagen mußte, daß er einem seiner Untergebenen ein Unrecht gethan, und in diesem Falle befand er sich jetzt seinem Amtmanne gegenüber. Dazu hing er am Hergebrachten, am Gewohnten mehr als er es sich selber eingestand, und die Herren von Arten hatten sich immer etwas damit gewußt, seit mehr als hundert Jahren dasselbe Geschlecht in ihren Diensten zu haben. Alte, treue Diener gehörten nach der richtigen Ansicht des Freiherrn zum edelsten Familienbesitz, und noch war er niemals in der Lage gewesen, sich eines Theils desselben zu entäußern. Es wäre ihm hart angekommen, sich von einem der von Geschlecht zu Geschlecht vererbten Geräthe zu trennen; sich von einem Menschen loszusagen, dessen Familie so lange mit den Erinnerungen seines Hauses verbunden gewesen war, kam ihm noch schwerer an. Und er hatte den Adam, er hatte

beide Geschwister gern. Es waren, das konnte und mochte er sich selbst in dieser Stunde nicht verhehlen, tüchtige und brave Menschen. Einen treueren Beamten als den Adam konnte er nicht finden.

Er ging mit sich lange und ernsthaft zu Rathe. Wären die Zeiten gewesen wie früher, so würde er vielleicht nicht angestanden haben, am nächsten Tage den Amtmann kommen zu lassen, ihm, der im Grunde ja noch ein junger Mensch war, den Kopf tüchtig zurecht zu setzen und ihm dann anzuzeigen, daß er ihm vergeben, ihn in seinem Dienste behalten wolle, und Adam würde das dankbar angenommeu haben. Aber die Zeiten hatten sich gewaltig geändert, seit die Revolution in Frankreich ausgebrochen war, seit man dort den edeln, unglücklichen König enthauptet und eine Staatsverfassung, eine Republik eingeführt hatte, in der Gewerbtreibende und Gelehrte, Leute ohne Geburt und Rang am Ruder waren, die den Adel seines angestammten Besitzes, seiner angeerbten Vorrechte beraubt und das Blut der edelsten Geschlechter in Strömen vergossen hatten. In Adam's Worten: Ich bin ein freier Mann! hatte der Freiherr vernommen, was jetzt, seit sie in Frankreich die Menschenrechte verkündet, all diesen Leuten im Kopfe spukte, und das war es gewesen, was ihn so erbittert hatte, was ihm auch jetzt ein verzeihendes Einlenken als völlig unthunlich erscheinen ließ; denn undenkbar war es nicht, daß der Amtmann,

wie die Welt jetzt aussah, es verschmähte, die dargebotene Begnadigung anzunehmen. Er hatte zu fest, zu strack vor ihm gestanden! Adam war auch ganz der Mann danach, mit seinem ansehnlichen Vermögen lieber selbst den Gutsherrn machen zu wollen — und was dann?

Der Freiherr konnte, durfte nach seiner Ueberzeugung nicht widerrufen, was er ausgesprochen! Allerdings hatte er damit eine Menge von Unbequemlichkeiten und Sorgen über sich genommen, aber es blieb ihm nichts übrig, als den Sohn des braven Steinert mit einer gerechten Beschwerde über seinen Herrn von dannen gehen zu lassen. Denn gegen Herbert und Eva war er thatsächlich nicht gerecht gewesen, und an Allem dem trug, wenn er's recht bedachte, auch Angelika wieder die Schuld! Unwillkürlich fuhr er sich mit der Hand gegen die Brust. Da brannte er ihn immerfort, der Schmerz: Angelika liebte Herbert, sie selbst hatte es ihm gestanden, fast ohne sein Zuthun, freiwillig gestanden! Er war sehr unglücklich! — Der Caplan, die Herzogin wußten es, ja, was das Schlimmste war, es wußte es auch der Marquis!

Er hatte diesen niemals gern gesehen. Die große Leichtfertigkeit desselben, seine Lust an kleinlichen Erfolgen, selbst die Weise, in welcher er sich über seines Königshauses, seines Vaterlandes und über sein eigenes Schicksal fortzusetzen wußte, däuchten dem Freiherrn eines Edelmannes nicht würdig. Daß der Marquis ihn jetzt gar in die

Lage brachte, seinen Gast von dem Amtmanne, von einem seiner Diener, anklagen zu hören, daß der Marquis ihn dazu zwang, ihm Vorstellungen zu machen, war ihm widerwärtig — und ernstliche Vorstellungen mußte er ihm machen, denn es waren bereits mehrfach ähnlich klagende Berichte zu des Freiherrn Ohr gedrungen.

Den Freiherrn hatte der Schlaf die ganze Nacht geflohen. Seine Nerven waren abgespannt, sein ganzes Wesen bedrückt, und das nasse, bleifarbige Gewölk, das keinen Sonnenstrahl hindurchließ, die unbewegte, schwere Luft des schwülen Herbsttages waren nicht geeignet, ihn zu befreien oder zu beleben. Die Mahlzeiten waren unter einer erzwungenen Heiterkeit vorüber gegangen, der Baron, äußerst mäßig in Speise und Trank, hatte gegen seine Gewohnheit reichlicher Wein getrunken, um zu vergessen, was ihn drückte, oder um sich wenigstens über die ihm jetzt lästige Stunde des Beisammenseins mit seinen Hausgenossen hinweg zu helfen. Während man speiste, bestellte er sein Pferd, um auszureiten, indeß der Nebel, welcher den ganzen Tag beherrscht, hatte sich endlich in einen jener Regen verwandelt, denen man es ansieht, daß sie lange währen; und weil er Luft und Bewegung nöthig hatte, nahm er wieder zu der Gallerie — so nannte man jenen Saal im Erdgeschosse — seine Zuflucht. Dorthin folgte ihm wie gewöhnlich der Marquis. Es war dem Freiherrn eben recht.

Als sie sich allein mit einander befanden und mehrmals schweigend in dem Zimmer auf und nieder gegangen waren, sagte der Freiherr: Haben Sie vielleicht davon gehört, Marquis, daß ich meinen Amtmann entlasse?

Nein, versetzte der Marquis, aber Sie thun sicherlich sehr wohl daran!

Weßhalb? Was wissen Sie davon? fragte der Freiherr.

O, der Mensch hat einen Ton, Manieren! Er spielt den bourgeois gentilhomme. Er ist sicherlich einer von denen, die auch bei Ihnen gerades Weges auf die sogenannte Freiheit und Gleichheit lossteuern würden, wenn man sie nicht im Zügel hielte. Er wußte ja gar nicht mehr, was ihm geziemte und wer er war! rief der Marquis, in dem sicheren Glauben, sich dem Freiherrn damit angenehm zu machen. Aber er verfehlte seine Wirkung. Es verdroß den Baron, seinen Amtmann von dem Fremden tadeln, es sich dabei gleichsam vorwerfen zu lassen, daß er ein Ungebührliches unter seinen Leuten geduldet habe, und mit der ihm eigenthümlichen stolzen Würde sprach er: So sollten wir in unseren Tagen um so ernstlicher darauf denken, es nicht zu vergessen, wer wir sind und was uns ziemt!

Der Marquis blieb stehen. Er hatte in seiner gegenwärtigen Abhängigkeit jenes Ehrgefühl nicht verloren, an welches der Freiherr seine Mahnung erhob, es hatte sich im Gegentheil durch seine jetzige Lage steigern müssen,

da es mit seiner anmuthigen Person das Einzige war, was ihm von den Umständen nicht genommen werden konnte; und den feingepuderten Kopf hochfahrend zurückgeworfen, um sich damit der hohen Stattlichkeit seines Beschützers wenigstens im Aeußern so viel als möglich gleich zu stellen, sagte er: So ziemt es mir sicher auch, zu erfahren, Herr Baron, womit ich diese Anmahnung verschuldet!

Es war seit gestern das zweite Mal, daß ein jüngerer, von ihm abhängiger Mann, ein Mann, dem der Baron sich in jeder Rücksicht überlegen wußte, sich ihm herausfordernd und auf sein Recht pochend entgegenstellte, und unwillkürlich sagte er sich, wie der Trotz des Amtmannes es gewesen sei, der den Marquis ermuthigt habe. Das brachte des Freiherrn erhitztes Blut in Wallung, und lebhaft auffahrend, rief er: Vor allen Dingen hätte es Ihnen wohl geziemt, es mir zu ersparen, daß meine Leute sich bei mir über den Leichtsinn und die Sitten meines Gastes beklagen müssen. Sie haben die Tochter meines Reitknechtes verführt, mein Unterförster hat sich über Sie zu beschweren gehabt, der Amtmann ....

Aber der Zorn des Barons brachte auf den jungen Franzosen, entweder weil er diese Art von Vorwürfen nicht eben erwartet haben mochte, wirklich eine komische Wirkung hervor, oder er hoffte, sich mit einem Scherze am leichtesten der Verlegenheit entziehen zu können, denn er rief lachend: Parbleu, mein Herr Baron, eine Hofdame,

eine Prinzessin wäre mir allerdings lieber gewesen, aber weßhalb wollen Sie einem jungen Manne einen etwas geschmacklosen Zeitvertreib gleich zum Verbrechen machen? Irre ich mich nicht, so haben auch Sie sich seiner Zeit in Ermangelung eines Besseren gar wohl zu bescheiden verstanden, mein verehrter Freund!

Der Freiherr ballte die Hand zusammen, die er vornehm in den Falten seines Jabots hielt. Wir sprechen von Ihnen, nicht von mir, Marquis! sagte er mit scharfer Betonung. Der Amtmann hat gedroht, vorkommenden Falles sein Hausrecht wider Sie zu brauchen, und ich wüßte nicht, wie ich's ihm wehren könnte!

Der Marquis sprang einen Schritt zurück, seine Wange erbleichte. Ich war lange Zeit Ihr Gast, Herr Baron! rief er.

Und Sie werden mich durch Ihren Leichtsinn gelegentlich noch in die Lage bringen, einen Edelmann als Gast an meinem Tische zu sehen, an den einer meiner Leute seine Hand gelegt hat.

Sicher nicht, Herr Baron, denn ich werde Sie sofort der Möglichkeit entheben, Ihr Gastrecht und das Recht Ihrer Jahre gegen mich in solcher Weise geltend zu machen! sagte der Marquis und verließ mit einer förmlichen und gemessenen Verbeugung die Gallerie.

Der Baron konnte nach seiner letzten Aeußerung nichts Anderes von dem Marquis erwartet haben, und doch stand

er mit einer quälenden Empfindung still, als er den Tritt desselben in dem Nebenzimmer verhallen hörte. Nicht daß eben der Marquis sich entfernte, berührte den Freiherrn so unangenehm, denn dieser war ihm grade heute wieder sehr mißfällig gewesen, aber er selber fand sich wie verwandelt, und das war's, was ihn peinigte. Er, der sein ganzes Wesen zu einem würdevollen Gleichmaße herangebildet, der eine Aufgabe und eine Befriedigung darin gefunden hatte, dies in allen Lebenslagen und allen Personen gegenüber zu behaupten, er fand sich in einer Stimmung, in einer Verfassung, welche ihn dieses Gleichgewichts beraubte, welche ihn zu Handlungen hintrieb, die er selbst als ungerechtfertigte bezeichnen mußte und die ihn zu immer neuen, widerwärtigen Erörterungen drängten, in deren Folge ihm Alles unter seiner Hand zusammenbrach.

Es giebt solche Augenblicke, ich habe solche Zeiten schon erlebt, sagte er, sich zu beschwichtigen, während er mit festem, stolzem Schritte, als bedürfte er dieses Zeichens seiner selbstherrlichen Kraft, langsam in der Gallerie umherwanderte. Solch ein Zeitpunkt war's ja auch, in welchem ich vor Jahren mich von Dresden hieher zurückzog und in dem ich dann Pauline, die arme Pauline, als ein Glückspfand in mein Leben aufnahm. Er seufzte, als er sich daran erinnerte. Er hatte lange nicht an sie gedacht, nur seit gestern war ihr Bild ihm wieder lebendig vor die Seele getreten, und er konnte es jetzt betrachten

ohne den schmerzenden Stachel der Reue, die ihn sonst gequält hatte. Pauline hatte ihm allein angehört mit ihrem Herzen, sie war ihm treu gewesen bis in ihren Tod, sie hatte keinen Anderen geliebt, als ihn!

Er preßte die Lippen gewaltsam auf einander. Das war es! Das war es, was ihm seine Ruhe, seine Fassung raubte, was ihn kein Auge hatte schließen lassen in der Nacht!

Es war ein Bruch in sein Leben gekommen. Er fühlte sich in seiner Ehre angetastet, und der Mann, der ihn die Liebe seiner Gattin gekostet hatte, stand so tief unter ihm, daß er die erfahrene Beleidigung nicht einmal, wie es unter Edelleuten üblich, hätte rächen können, auch wenn er dies gewollt hätte. Angelika's Liebe hatte ihn nie ganz erfüllt, nie wahrhaft beglückt; aber das Vertrauen auf dieselbe hatte zu den Grundbedingungen seines Daseins gehört, und nicht mehr auf dieselbe rechnen und bauen zu können, war ein schwerer Verlust für ihn. Er hatte sich in ihr geirrt, sich betrogen, und er konnte dies weder sich selber noch denjenigen Personen verbergen, welche die Vertrauten des unglücklichen Geheimnisses geworden waren. Sein Ehrgefühl, seine Eitelkeit hatten eine Wunde erhalten, die er bei jeder Berührung lebhaft schmerzen fühlte, und es konnte nicht fehlen, daß er die Frau, welche ihm diese Wunde geschlagen hatte, bald als die alleinige Ursache aller seiner Leiden und aller seiner Widerwärtigkeiten ansah.

Es war sein innerer Kummer, es war sein unterdrückter Schmerz und Grimm, die ihn sich selbst entfremdeten und die ihn im Zorne weit über seine sonstige Weise, fast bis zur Selbstvergessenheit hinausgetrieben hatten. Es war Angelika, deren Schuld der Bruch mit Adam veranlaßt; auch der verdrießliche Handel mit dem Marquis, der ihn die Gesellschaft seiner Freundin kosten und die Herzogin der Zufluchtsstätte berauben konnte, welche ihr zu bieten dem Freiherrn eine Freude und eine Ehrensache gewesen war, ließ sich schließlich auf Angelika's Schuld zurückführen, und doch mußte er sie, wenn er sich nicht selber Preis geben wollte, um seiner eigenen Ehre willen nach wie vor zu lieben scheinen, während eine kalte Abneigung gegen sie sich seiner immer mehr bemächtigte.

Aber um Angelika's willen sollte die Herzogin nicht scheiden. Das wenigstens mußte er zu verhindern suchen. Hatte sie doch gleich Anfangs den Eintritt der flüchtigen Verwandten in ihr Haus mit Mißtrauen begrüßt und eben in diesen Tagen ihn vor der Herzogin gewarnt, der sie doch ihr volles Vertrauen zugewendet. Er durchschaute das Spiel, welches Angelika, wie er meinte, zu spielen gewillt war, aber er versprach sich, daß sie es nicht gewinnen, nicht auf seine und seiner Freundin Kosten als Siegerin aus demselben hervorgehen sollte.

Sechzehntes Capitel.

Einen Abend wie diesen hatte die Dienerschaft im Schlosse nie erlebt. Die Herzogin speiste auf ihrem Zimmer, der Marquis leistete ihr Gesellschaft. Der Freiherr aß gar nicht zu Nacht, und im Speisesaale hatten der Caplan und die Baronin die aufgetragenen Schüsseln kaum berührt.

Oben im Vorzimmer der fremden Herrschaften packte der Diener die Koffer des Marquis. Der zweite Kutscher hatte Befehl bekommen, die leichte Reisekalesche fertig zu halten, ein Reitknecht war in Nacht und Nebel mit Relaispferden nach der Stadt geschickt worden.

Man fragte den Diener des Marquis, was denn geschehen sei, daß sein Herr so plötzlich nach der Residenz aufbreche. Er konnte das nicht sagen. Man wollte erfahren, ob denn die Frau Herzogin mit ihrem Bruder gehe. Auch das wußte er nicht, und die Kammerfrau der Herzogin, von der man Auskunft erwarten durfte, ließ sich gar nicht sehen. Des Vermuthens, des Fragens, des

Meinens und des Prophezeiens war auf den Treppen, in den Vorsälen und in den Domestikenzimmern gar kein Ende, und doch brachte man's zu keinem festen Abschlusse. Nur das Eine wußte man sicher, die Kammerfrau der Herzogin hatte dem Freiherrn gegen Abend einen Auftrag, der Secretär behauptete sogar, einen Brief gebracht.

Die Herzogin läßt auch packen, sagte der Diener, welcher nach der Mahlzeit die Tafel in ihrem Zimmer abzuräumen gehabt hatte, und als ich eben fortging, kam der Herr Baron den Corridor entlang und ging zu ihr.

Es geschah sonst niemals, daß der Freiherr die Herzogin in ihrer Wohnung aufsuchte, ohne sich bei ihr vorher förmlich anmelden zu lassen, denn er wünschte ihr auch in seinem Schlosse das Gefühl zu erhalten, daß sie Herrin bei sich sei. Heute jedoch klopfte er selbst an ihre Thüre. Die Kammerfrau öffnete ihm und ließ ihn ein, aber die Herzogin war nicht anwesend. Erst als er nach ihr fragte, trat sie aus dem Nebenzimmer hervor.

Ihre Haltung, ihr Blick waren noch ruhiger, noch würdevoller als gewöhnlich, und ohne abzuwarten, was er ihr zu sagen habe, reichte sie ihm die Hand entgegen und sprach mit sanfter Freundlichkeit: Sehen Sie, mein Cousin, da stehen wir wieder einmal vor einem jener Ereignisse, von denen ich Ihnen oft gesprochen habe, vor einem jener Zufälle, die uns unerwartet daran mahnen, daß nichts in unserem Leben Dauer hat, und die uns davor

warnen, uns keiner friedensvollen Sicherheit zu überlassen!

Sie hatte sich mit den Worten auf das Canapee gesetzt, und während der Freiherr ihr zur Seite auf einem Sessel Platz nahm, wies sie, mit einer leichten Bewegung ihn nm Entschuldigung dafür bittend, daß sie in seinem Beisein eine solche Anordnung treffe, ihre Kammerfrau an, die Schreibgeräthschaften, welche auf dem Tische standen, in ihre Schatulle einzupacken.

Als die Dienerin sich entfernt hatte, sagte der Freiherr, indem er sich bittend gegen die Herzogin neigte: Lassen Sie uns nicht dem Schicksale aufbürden, was in unserer Hand liegt, meine Freundin! Gönnen wir einem Zufalle, gönnen wir der Unüberlegtheit und dem heißen Temperamente eines jungen Mannes nicht die Macht, dasjenige zu zerstören, was wir durch ein Leben lang heilig gehalten haben, unsere Freundschaft, und uns dessen zu berauben, was mir wenigstens ein Unersetzliches ist! Gehen Sie nicht von uns, Herzogin, ich bitte Sie darum!

Sein Ton war weich, seine Geberde mild und traurig, denn er hatte in diesen letzten Tagen innerlich viel durchgemacht. Er liebte es, mit großmüthigem Herzen die Menschen, welche in seiner Nähe lebten, zu beglücken, und wohin er in diesem Augenblicke sah, wußte er, daß man seiner mit Unzufriedenheit gedachte. Das Schloß, das Amthaus, Alles stand in düsterm Lichte vor ihm. Alles

versagte sich ihm, Alles verließ ihn, worauf er sich gestützt hatte; und nun wollte auch sie, die bewährte Freundin, von ihm gehen, die ihn mit seiner Jugendzeit verknüpfte, der er gewähren konnte, was sie sonst nirgends fand: eine Heimath und eine Sorgenfreiheit, die sie von ihm, dem Blutsverwandten, dem alten Freunde, ohne das Gefühl erniedrigender Wohlthat anzunehmen vermochte. Die Herzogin in Unfrieden von seiner Schwelle scheiden zu lassen, wäre ihm ein Schmerz und nach seiner Anschauungsweise eine neue und schwere Kränkung seiner Ehre, seiner Standes- und Familienehre gewesen. Sie kannte ihn auch genugsam, um seine Empfindungen und Anschauungen in diesem Punkte richtig zu beurtheilen, und sie hatte sich auf dieselben mit Zuversicht verlassen.

Zum ersten Male hatte es einen Streit zwischen ihr und dem Marquis gegeben. Sie befand sich nicht mehr in der Lage, in welcher sie dem verwöhnten Lieblinge jede Grille durchgehen lassen und jeder seiner Thorheiten mit ihrem Vermögen und Einflusse begegnen konnte. Sie hatte es mit widerstrebendem Herzen gelernt, sich in die Verhältnisse zu schicken, und sich beschieden, für ihre verlorene Lebensfreiheit so weit als möglich in der Herrschaft Ersatz zu suchen, welche sie über diejenigen ausübte, von denen sich abhängig zu wissen ihr Stolz nur schwer ertrug; denn es ist das Glück der Herrschsüchtigen, daß sie in dem Herrschen an und für sich einen Genuß empfinden

und daß ihre Befriedigung nur bis zu einem gewissen Grade von dem Gegenstande, über den sie herrschen, abhängig ist. Sie konnte hier in Richten, wie die Verhältnisse jetzt lagen, zusehen, abwarten, geschehen lassen, ohne Langeweile dabei zu empfinden; sie brauchte nur wie ein geübter Schachspieler die Figuren, welche man von beiden Seiten in das Spiel und in Bewegung brachte, im Auge zu behalten, um den rechten Moment nicht zu verfehlen, in welchem ein geschickter Eingriff die ihr erwünschte Lösung bringen mußte. Sie hatte sich ihre Stellung in Schloß Richten zu gewinnen und zu behaupten gewußt, und sie war ihr lieb und lieber geworden, je unmöglicher die Rückkehr in ihre früheren Verhältnisse sich durch den Fortgang der französischen Revolution gezeigt hatte.

Wie sie einst in Vaudricour die vornehmste Frau in der Provinz gewesen war, und Hof gehalten hatte in ihrer Weise, so hatte sie sich allmählich in diesem entlegenen Theile Deutschlands festgesetzt, und das Zartgefühl der Baronin, die Großmuth des Barons hatten ihr dazu den Weg geebnet. Allen ihren Bedürfnissen ward im Voraus begegnet, ja, der Freiherr hatte es in der schonendsten und liebenswürdigsten Art dahin gebracht, ihr allmählich in Form eines Darlehens ein Nadelgeld auszusetzen, groß genug, auch den Marquis zu versorgen; und wenn die Herzogin auch über die Summen, welche sie empfing, jedes Mal einen Schuldschein zu unterzeichnen verlangte, so

hatte sie es doch in Erfahrung gebracht, daß die Summen in den Büchern nicht auf ihren, sondern auf des Freiherrn Namen eingetragen wurden, und daß dieser die Quittungen, welche sie ausstellte, stets selbst vernichtete, damit sie niemals, auch nicht etwa von seinen Erben, gegen die Herzogin geltend gemacht werden konnten.

Aus diesem Zustande, dem wünschenswerthesten, welcher sich augenblicklich für sie denken ließ, hatte der Leichtsinn des Marquis sie aufgeschreckt, und wenn dieser seinerseits in der Aufwallung seines Zornes und seines beleidigten Ehrgefühls auch an nichts weiter denken konnte und mochte, als den Anforderungen des letzteren genug zu thun, so sah die Herzogin mit jener schnell arbeitenden Phantasie, welche die unentbehrliche und unzertrennliche Gefährtin eines scharfen Verstandes ist, sofort über den Augenblick zu dessen Folgen hinüber, und sie konnte nicht zweifelhaft sein, was hier geschehen könne, was ihr zu thun obliege.

Daß der Marquis nicht bleiben, wenigstens für jetzt nicht in Richten bleiben könne, verstand sich von selbst. Aber eben weil er gehen mußte, war sie zu bleiben genöthigt, denn nur auf diese Weise konnte sie ihm die Mittel zu seinem Unterhalte schaffen; indeß freiwillig zu bleiben ziemte ihr nicht, da sie ihren Bruder als den Beleidigten darzustellen wünschte, und nach den ersten lebhaften Erörterungen zwischen ihr und dem Marquis

hatte sie dem Freiherrn geschrieben, daß sie sich zu ihrem Schmerze und, wie sie hoffe, auch zu seinem und dem Bedauern der Baronin in die traurige Nothwendigkeit versetzt finde, auf seine großmüthige Gastfreundschaft verzichten und in eine ihr so leere und fremde Welt zurückkehren zu müssen, gegen deren Oede und Schrecken sie unter seinem Dache, an seinem Heerde, unter dem Schutze ihres beiderseitigen Ahnenschlosses eine so friedliche und beglückende Zuflucht gefunden habe. Alles, um was sie sich erlaube, ihn noch zu bitten, sei, daß er ihr die Vierteljahrs-Zahlung noch einmal anweisen lasse, und daß er ihr vergönnen möge, sich seines Wagens und seiner Pferde bis zu der Stadt zu bedienen, in welcher sie zuerst zu übernachten denke und in der sie Postpferde für ihr weiteres Fortkommen finden könne.

Sie hatte mit Sicherheit den Eindruck berechnet, welchen solch ein Schreiben eben in diesem Augenblicke auf den Freiherrn machen würde, und sie hatte sich nicht darin getäuscht. Es war in der Voraussicht seines Besuches gewesen, daß sie Befehl gegeben hatte, hier und da einen der Gegenstände und der Geräthschaften, deren sie sich zu bedienen pflegte und welche der Freiherr an ihrem bestimmten Platze zu sehen gewohnt war, aus dem Gemache zu entfernen, und in der That bedünkte ihn diese kleine Zerstörung der ihm in einer bestimmten Form vertraut gewordenen Umgebung unheimlich.

Da die Herzogin auf des Freiherrn Bitte, das Schloß nicht zu verlassen, nur mit einer schmerzlichen Bewegung ihrer Mienen antwortete, sprach er nach kurzem Schweigen: Hören Sie, meine Freundin, wie draußen der Wind die starren Aeste der Bäume schüttelt, das Jahr geht abwärts, das Wetter ist schlecht! Er hielt inne, nahm dann ihre Hand und sagte: Auch unser Leben, Margarethe, wie wir uns gegen diese Erkenntniß in günstiger Stunde auch zu betäuben suchen, ist kein aufsteigendes mehr, der Weg wird übersichtlich, welcher noch vor uns liegt, und was wir auf demselben an Glück noch etwa finden könnten, das sollten wir freiwillig nicht vermindern!

Wir? nahm die Herzogin das Wort, wir? Wie dürfen Sie Ihr Schicksal dem meinigen vergleichen, theurer Freund? Sie haben Renatus, den Sohn, der Ihnen fröhlich und gesund heranwächst, Sie stehen inmitten Ihrer Heimath, Sie besitzen die Liebe einer jungen, edeln Frau! — Aber was fehlt Ihnen, mein Freund? rief sie, sich plötzlich unterbrechend. Was habe ich denn gesagt, das sie betrübt? Oder ist es nur der flackernde Schein der Kerzen, der mir Ihr Gesicht so bleich erscheinen macht?

Der Freiherr zögerte, ihr zu antworten, weil er zum ersten Male die Unwahrheit der Herzogin erkannte. Was bedeutete es, daß sie ihn auf die Liebe seiner Gemahlin hinwies, sie, der Angelika das unglückliche Geheimniß ihrer Liebe zu dem Architekten anvertraut hatte? Es widerstrebte

ihm, sich der Täuschung hinzugeben, die sie ihm schmeichlerisch bereiten zu wollen schien, es widerstand ihm eben so, ihr zu bekennen, daß er ihre Absicht durchschaute; aber sie ließ ihm zum Ueberlegen keine Zeit, denn mit größter Wärme seine Hände ergreifend, rief sie: O, mein Freund, wäre ich so unglücklich gewesen, eine schmerzhafte Saite in Ihrem Leben zu berühren? Wüßten Sie etwa, was ich Ihrer Kenntniß vorenthalten zu sehen hoffte, daß selbst diese schöne, edle Natur ....

Der Freiherr machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. Lassen Sie das, lassen Sie das, meine Freundin! sagte er. Es ist nicht weise, von einem Unwiederbringlichen zu sprechen und seine Gedanken damit zu beschäftigen, besonders wenn man sich nicht mehr mit neuen Täuschungen über eine erlittene Täuschung fortzuhelfen vermag; und ich darf es leider sagen: meine letzte Täuschung liegt jetzt hinter mir! — Er seufzte, unterdrückte, was er noch sagen zu wollen schien, und sie schwiegen beide.

Sie könnten mich tadeln, nahm nach einer Weile die Herzogin das Wort, daß ich Sie nicht benachrichtigt, daß ich überhaupt das Vertrauen der armen Angelika angenommen habe. Aber das erregte Herz verlangt sich auszusprechen, und da mir der Eindruck, welchen jener junge Mann auf die Baronin seit dem ersten Tage seiner Ankunft gemacht hatte, nicht entgangen war, wußte ich keine besseren Hände für die Bewahrung des traurigen Ge-

heimnisses, als die meinigen. Ich brachte sie dahin, sich mitzutheilen, ich selbst enthüllte ihr, was in ihrer Seele vorging, damit sie sich dem Zuge nicht blindlings und ahnungslos überließ; ich that, was in meinen Kräften stand, sie zu zerstreuen. O, es war nicht meinetwegen, daß ich Sie immer wieder antrieb, neue Gäste einzuladen, auf neue Vergnügungen zu sinnen! Und es ist wahr, die Baronin hat mit sich gekämpft, mit sich gerungen lange Zeit; aber Sie kennen das Frauenherz und seinen zärtlichen Eigensinn! Sie kennen die unbezwingliche Gewalt der Leidenschaft! — Sie brach plötzlich in ihrer Rede ab.

Ja, ich kenne sie, sprach der Freiherr dumpf, ich kenne sie! — Er erhob sich und trat an das Fenster. Die Nacht war sehr finster. Eine Weile ließ die Herzogin ihn stehen, dann näherte sie sich ihm, legte ihren Arm leise auf den seinigen und sagte: Es thut Ihnen nicht gut, mein Freund, so schweigend in das Dunkel hinaus zu sehen. Richten Sie sich auf, mein Freund! Es giebt kein Uebel, das unheilbar wäre, wenn man es ernstlich zu heilen wünscht!

Sie irren, meine Freundin! entgegnete der Freiherr.

O, rief sie, ich glaube an das Eisen, das die Wunde heilen kann, welche es geschlagen!

Eine Fabel, eine Fabel, wie so vieles Andere, an das wir auch geglaubt haben! bedeutete er mit trübem Lächeln.

Lassen Sie es mich wenigstens versuchen, mein Cousin! bat die Herzogin.

Des Freiherrn Züge belebten sich. Heißt das, daß Sie nicht von uns gehen, Margarethe?

Könnte ich Sie und unsere arme Angelika sich in solchem Zustande einander überlassen? rief sie. Muß ich denn nicht bleiben, um von Ihnen zu erlangen, was Sie mir gewähren, gleich jetzt gewähren müssen?

Sprechen Sie, sprechen Sie, meine theure Margarethe! sagte der Freiherr.

Ich verlange nichts für mich, und doch ist es die höchste Beruhigung für mein Herz, die ich begehre, sagte sie. Ich verlange, daß mein Freund, der selbst im Leben viel geirrt und viel gefehlt hat, und mancher Vergebung benöthigt gewesen ist, seiner Gattin verzeihe, und daß ich es sei, der den Verzeihenden, den Versöhnten noch an diesem Abende wieder zu ihr führt!

Der Freiherr antwortete nicht. — Ich kann nicht verzeihen, was erlitten zu haben ich nicht vergessen kann! entgegnete er endlich, und die frühere Düsterkeit lagerte sich wieder über sein Antlitz.

So beruhigen Sie wenigstens die Frau, welche Ihnen Ihren Sohn geboren hat, befreien Sie ihr den Sinn, damit das Kind nicht weiter von ihrer Schwermuth leide, und lassen sie die Zeit walten und mich versuchen, was die

Freundschaft kann! bat sie aufs Neue und noch dringender, als zuvor.

Sie sind der gute Engel unseres Hauses! rief der Freiherr.

Nicht doch, nur eine verläßliche alte Frau, entgegnete ihm die Herzogin, nur eine Frau, der es die höchste Befriedigung gewähren würde, Ihnen endlich einmal zu irgend etwas nütze sein zu können.

Sie reichte dem Baron die Hand, er küßte sie ihr, und ihren Arm in den seinen legend, gingen sie ohne zu sprechen mehrmals in dem Gemache auf und ab, bis der Freiherr das Wort nahm und sie bat, ihr Vermittleramt nun auch zwischen ihm und dem Marquis zu üben, da er sie nicht der Gesellschaft ihres Bruders zu berauben und ihr den Aufenthalt in diesem Schlosse dadurch für die Zukunft nicht weniger angenehm zu machen wünsche.

Aber davon wollte sie nicht hören. Es sei nöthig, sagte sie, ihrem von ihr verwöhnten Bruder zu beweisen, was er hier in der großmüthigen Gastfreundschaft des Freiherrn besessen und leichtsinnig verscherzt habe, nöthiger noch, daß er strebe, sich eine ihm angemessene Thätigkeit im Heere oder sonst im Dienste des Königs zu suchen, bei welcher sein lebhafter Sinn sich genug thue, seine Anlagen und Kenntnisse ihre entsprechende Verwerthung finden könnten. Ihr Bruder sei zu jung, um dauernde Befriedigung in dem Stillleben zu finden, auf das zu

verzichten sie ein großes Opfer gekostet haben würde; und da der Freiherr ihre Meinung theilte, verstand es sich von selbst, daß er sich erbot, den Scheidenden mit den Empfehlungen und Anweisungen auszurüsten, deren er für die Erreichung seiner Zwecke bedürftig sein konnte. Er händigte ihr sodann die Summe aus, um welche sie ihn gebeten hatte, und ersuchte sie selbst, ihm darüber den gewohnten Schuldschein auszufertigen.

Sie schellte ihrer Kammerfrau. Packen Sie mein Schreibzeug wieder aus und bringen Sie es her! befahl sie.

Das Gespräch zwischen ihr und dem Freiherrn beschäftigte sich ausschließlich mit dem Marquis. Während sie dann den Schuldschein unterzeichnete, sagte sie mit einem tiefen Seufzer: Das wird hinreichen, seine Bedürfnisse zu decken, bis er eine Anstellung erhält.

Nicht doch, nicht doch, rief der Freiherr, welcher ihr einen Beweis zu geben wünschte, wie lieb es ihm sei, sie bei sich behalten zu können, diese Summe muß Ihnen bleiben, Sie können sich deren nicht entäußern, Theuerste! Den Marquis zu versorgen, bis er dies selber thun kann, dies, theure Freundin, ist meine Sache. Die Ihrige ist's, ihn zu vermögen, daß er die Vorsorge eines älteren Freundes nicht von sich weist, weil dieser sich einmal in der übeln Lage befunden hat, ihm einige kleine, nicht angenehme Vorstellungen zu machen. Ich schicke ihm morgen

eine Anweisung auf meinen Banquier. Und damit gute Nacht, theure Herzogin; gute Nacht, meine theure, treue Freundin!

Er wollte sich entfernen, ihr die Nothwendigkeit des Dankes zu ersparen; sie aber hielt ihn zurück. Und Angelika? fragte sie.

Morgen, morgen! entgegnete er ihr. Lassen Sie mir Zeit, mich zu fassen, mich zu überwinden, lassen Sie der Baronin die Zeit, zu überdenken, was sie gethan hat! Sie bleiben ja mit uns!

Siebzehntes Capitel.

Herbert war kaum in die Stadt zurückgekehrt, als er zu Seba hinunterging, ihr die Nachricht von seiner Verlobung zu bringen. Sie kannte seine Erwählte nicht, aber sie kannte den Amtmann, und die einfache Tüchtigkeit desselben und das Gute, welches er bei seinen verschiedenen Geschäftsbesuchen im Flies'schen Hause von der Schwester gerühmt, hatten sie für das Mädchen eingenommen und sie Herbert's wachsendes Wohlgefallen an Eva lange mit Freude bemerken lassen. Sie hatte von je gehofft, daß es Eva's Gradheit gelingen werde, den beunruhigenden Einfluß zu brechen, den die Baronin auf Herbert übte, und als er ihr jetzt mit Lebhaftigkeit von Eva's klarem, nur auf das Nächste gestelltem Sinne, von ihrer schlichten Wahrhaftigkeit, von der unverhohlenen Wärme sprach, mit welcher sie ihm ihre Neigung immer kund gegeben, da füllten sich Seba's Augen schnell mit Thränen, und ihre Hände auf seine Schultern legend, sagte sie mit freudiger

Bewegung: O, Gott segne Sie! Gott segne Sie und all Ihr Glück!

Einfach wie ihr Ausruf und ihre Bewegung waren, ergriffen sie den Freund. Werde ich Ihnen denn einen solchen Segenswunsch nicht einst erwiedern können? fragte er, indem er ihre Hände küßte.

Sie schüttelte verneinend das schöne Haupt. Sie sind so gut, so edel, sagte er, Sie müssen Liebe finden, denn Sie verdienen sie! Sie müssen lieben können, wie wenig andere Frauen!

Ja, versetzte sie, das habe ich Alles einstmals selbst geglaubt, aber —

Sie wollte nicht weiter sprechen, er nöthigte sie jedoch dazu. Da glitt jenes melancholische Lächeln, das lange Zeiten hindurch nicht von ihrem Antlitze gewichen war, wieder einmal über ihre Mienen, und mit einem Tone, der den Schmerz ihrer Seele nicht zu verbergen wußte, obschon sie bemüht war, ihn zu unterdrücken, sagte sie: Damals, als ich glaubte, ich müsse glücklich werden können, weil ich es zu werden wünschte, kannte ich die Einrichtung der Welt noch nicht. Damals wußte ich noch nicht, daß man auf seinem Posten bleiben und geduldig und bescheiden sein muß, um nicht in wilder Hast an seinem Ziele vorüber zu eilen. Damals sah ich es auch noch nicht ein, daß wir nicht alle die gleiche Rolle im Leben spielen können und daß es auch Zuschauer für das Glück

der Andern geben muß. Sie und Ihre Eva, Sie sind an Ihrem rechten Platz geblieben, Sie sind zwei Glückliche. Ich — ich verkannte meinen Platz, ich konnte mich nicht bescheiden, ich verstand nicht, zu warten, ich stürzte mich mit blinder Hast ins Leben — ich habe meine Rolle schlecht begriffen, schlecht gespielt, und muß sehr froh sein, daß ich Ihnen zusehen und mich an Ihrem Glücke erfreuen kann. Spielen Sie das Stück recht schön zu Ende, und Sie sollen es erleben, welche Genugthuung Sie mir damit gewähren.

Herbert wollte sich damit nicht beruhigen. Als Eva's Verlobter fühlte er sich Seba gegenüber freier; aber sie wollte nun von sich selber nicht mehr sprechen hören. Nur von Herbert sollte die Rede sein, und da inzwischen auch ihre Eltern hinzugekommen waren und Herbert erzählt hatte, wie seine Angelegenheiten ständen, sagte er, gegen Herrn Flies gewendet: Rathen Sie mir, was soll ich thun?

Was hat Ihr Herr Vater Ihnen zu thun gerathen? fragte der Juwelier.

Ich habe ihm noch gar Nichts von meinem Verlöbniß geschrieben, um ihm nicht von der Weigerung des Freiherrn sprechen zu müssen, den er immer für seinen Gönner, seinen Freund gehalten hat. Und mein Vater ist in einem Alter, in welchem man den Verlust eines Freundes nicht mehr leicht verschmerzt.

Man muß jung und gut sein, meinte Herr Flies, um also von dem Alter zu denken, das vielmehr den traurigen Vorzug hat, von solchen Verlusten nicht mehr überrascht zu werden. Trotzdem haben Sie in jedem Falle Recht, wenn Sie Ihrem Vater eine Unannehmlichkeit ersparen, da Sie ohnehin in dieser Sache gar nichts thun können, als ....

Nun, was denn? fragten Herbert und Seba wie aus einem Munde.

Nichts als Abwarten! sagte der Juwelier.

Bis der Sinn des Freiherrn sich etwa ändert? rief mit sichtlichem Verdrusse der Architekt, welcher auf einen ganz anderen Rath gerechnet zu haben schien.

Bis für Sie an des Freiherrn gutem Willen nichts mehr gelegen ist! bedeutete der Andere. Wenn Herr Steinert aus seinem bisherigen Verhältniß zu dem Freiherrn austritt ....

Würden Sie dies billigen und wünschen, lieber Vater? fiel ihm Seba in die Rede.

Ja, wenn er der Mann ist, für den ich ihn halte, und wenn er so empfindet, wie er an den Herrn Architekten schreibt! meinte Herr Flies. Denn es soll Niemand dienen, der die Möglichkeit hat, auf eigenen Füßen zu stehen!

Aber wie lange soll denn Herbert warten? meinte Seba, die es in der lebhaften Theilnahme für ihren Freund

schon wieder vergessen zu haben schien, daß sie ruhiges Abwarten eben erst für eine Tugend angesehen hatte. Wie lange sollen Eva und ihr Bräutigam denn warten? wiederholte sie.

Bis die Umstände ihnen entgegenkommen, antwortete Herr Flies. Es gehen so viele Wege durch das Leben; von irgend einem Wege kommt das Rechte seiner Zeit, wenn wir ihm dann nur Thor und Thüre öffnen. Warten Sie es ab, lieber junger Freund, was sie dort in Richten thun werden und was dort geschieht; warten Sie das ab.

Es lag in der ruhigen und zurückhaltenden Redeweise, welche der vorsichtige Geschäftsmann sich in seinem langen Verkehre mit Menschen der verschiedensten Stände angeeignet hatte, etwas sehr Beruhigendes, selbst dann, wenn er, wie eben jetzt, seine Meinung nicht ganz kund gab. Alle fühlten, daß er etwas verschweige, was auf die gethane Frage nicht ohne Einfluß sei; indeß sie kannten ihn darauf, daß man ihm nicht entlocken könne, was er nicht freiwillig gewähre, und er selber gab dem Gespräche mit der Frage, wie viel Zeit die Vollendung des Kirchenbaues in Rothenfeld noch fordern würde, eine andere Wendung.

Herbert meinte, daß man im nächsten Sommer nicht fertig werden könne, wenn man nicht die Mittel fände, den Bau mehr zu fördern, als es in den beiden letzten Jahren, eben der nicht ausreichend bewilligten Mittel wegen,

möglich gewesen sei. Herr Flies wollte die Summe kennen, deren man noch für den Bau bedurfte, und er fand sie groß, da Jener sie ihm nannte. Herbert begann sich zu vertheidigen, aber Herr Flies ließ es dazu nicht kommen. Verstehen Sie mich recht, sagte er, ich beurtheile nicht den Bau und seine Erfordernisse, denn ich habe davon keine genauen Kenntnisse!

Und doch nannten Sie die Summe groß?

Ich dachte dabei nur an den Herrn Baron, gab er zur Antwort. Er ist freigebig, zu freigebig vielleicht, und freigebig gegen Personen, die nicht bedenklich sind, von seiner Freigebigkeit den ausgedehntesten Gebrauch zu machen. Nun jeder Stand hat seine eigene Ehre, und unsere Herren vom Adel hier scheinen noch nicht zu merken, was um sie her geschieht, scheinen noch zu glauben, daß hier Alles beim Alten bleiben könne und werde, wenn rund um uns her das Bestehende längst gewandelt und in seinen Grundlagen vernichtet ist.

Einer seiner Comptoir-Gehülfen, welcher ihm ein Paket Briefe aushändigte, unterbrach seine Bemerkungen. Er betrachtete die Briefe der Reihe nach, bevor er sie eröffnete, sah sie flüchtig durch und gab sie dem Gehülfen zurück; nur zwei davon behielt er und las sie langsam und mit sichtlicher Aufmerksamkeit. Nachdem er den einen gefaltet und in seine Brusttasche gesteckt hatte, sagte er: Es freut mich, daß ich mich in dem Manne nicht ge-

täuscht habe! Ihr künftiger Schwager nimmt seine Sache, wie er muß, und was an mir ist, werde ich ihm helfen! Es ist auch ein Brief von Mademoiselle Steinert für Sie dabei, in welchem denn freilich von anderen Dingen als von Geschäften die Rede sein wird. —

Es war das erste Schreiben, das Herbert nach der Sendung durch den Boten von seiner Braut empfing. Sie meldete ihm die Abreise des Marquis, welche sie natürlich als ein Zugeständniß an ihres Bruders Beschwerde ansah; sie sprach von einem Besuche, den der Caplan bei ihnen gemacht habe, und schilderte, wie er den Bruder habe überreden wollen, sich dem Freiherrn zu nähern und Vergebung für seine Heftigkeit von ihm zu fordern oder doch mindestens sein Bedauern über dieselbe auszusprechen. Aber, berichtete sie, der Bruder ist wie umgewandelt seit dem Tage, und sein ganzes Dichten und Trachten ist nur darauf gestellt, so bald als möglich von hier fortzukommen.

Und so war es in der That. Der Amtmann gehörte zu den Menschen, die mit Geduld eine lange Zeit hindurch Unbequemlichkeiten, Störnisse und Widerwärtigkeiten ertragen und sich damit beruhigen können, daß dies mit ihren Verhältnissen zusammenhange. Er hatte mancher unbilligen Anforderung des Freiherrn zu genügen gesucht und sich gesagt, die Herren wären das einmal von Alters her gewohnt. Er hatte sich manchen Tadel gefallen

lassen, weil der Freiherr ihn von klein auf gekannt, weil, wie er wußte, den Herren von Arten das befehlshaberische Wesen einmal im Blute lag, und weil es, als der Amtmann seinen ererbten Posten angetreten, doch im Grunde nur Geringfügiges gewesen war, um das es sich bei den gelegentlichen Streitigkeiten gehandelt hatte. Seit den letzten Jahren aber war das anders geworden. Adam hatte sich nicht mehr wohl in seiner Wirthschaft gefühlt, aus welcher so viel als irgend möglich für unfruchtbare Ausgaben herausgezogen wurde, ohne daß die nöthigen Mittel zur Unterhaltung und Weiterförderung der Cultur zur Hand geblieben wären. Seine Vorstellungen hatte der Freiherr immer ruhig angehört, ohne ihnen jedoch Folge zu geben. Von einem Jahre hatte er die wirthschaftlichen Verlangnisse seines Amtmannes auf das andere hinausgeschoben, nothwendige Arbeiten hatten unterbleiben müssen, weil Wälder für den Verkauf gefällt werden sollten; nothwendige Bauten waren ausgesetzt worden dem Kirchenbau zu Liebe, und wie Adam sich auch anstrengen mochte, dem Verfalle der Güter entgegen zu arbeiten, so konnte er sich am wenigsten dagegen verblenden, daß sie in sich an Werth verloren, wesentlich verloren hatten, und daß wenig Aussicht vorhanden war, sie in den nächsten Jahren wieder empor zu bringen und damit ihr weiteres Herunterkommen zu verhüten.

Sich in solcher vergeblichen Arbeit abzumühen, war

dem Amtmanne schon lange schwer geworden, und oftmals hatte sich in ihm der Gedanke geregt, was er mit seinem Fleiße, mit seinen Kenntnissen zu schaffen im Stande sein würde, wo er allein zu bestimmen, wo er allein das Gleichgewicht zwischen den Ausgaben und Einnahmen zu erhalten hätte. Aber wer mit seiner Arbeit, wie der Landmann, nicht auf den Erwerb des Tages und auf den augenblicklichen Erfolg seines Schaffens gestellt ist, dessen Wesen nimmt etwas von der langsam wirkenden Thätigkeit seines Berufes an. Adam hätte sicherlich viel Zeit gebraucht, aus freiem Antriebe zu einem selbständigen Entschlusse zu gelangen; jetzt, durch einen äußeren Anlaß zu demselben hingedrängt, ergriff er ihn mit Lebhaftigkeit und hielt ihn kräftig aufrecht.

Mit dem Momente, in welchem er vor dem Freiherrn zum ersten Male einer blinden Willkür gegenüber gestanden hatte, war seine Abhängigkeit von diesem ihm wie eine Schmach erschienen, und all das erlittene kleine Unrecht, alle die erduldeten Widerwärtigkeiten, alle seine gehabten Sorgen und seine unfruchtbaren Mühen hatten sich zwischen ihn und seine Vergangenheit, zwischen ihn und seinen bisherigen Herrn gestellt und ihn von demselben abgetrennt.

Es war eine schwere Stunde gewesen, als der Freiherr ihm den Dienst gekündigt. Es war eine schwere Stunde gewesen, in der sich Adam im Geiste von der

Heimath seiner Väter losgesagt hatte; aber nun der Kampf gekämpft war, fühlte er sich als einen anderen Menschen. Er war glücklich in dem Gefühle seiner Kraft, in dem Besitze seiner Kenntnisse und seines ererbten und durch seinen Fleiß vermehrten Capitals. Er wußte seinen Vorfahren für dasselbe Dank, aber es genügte ihm nicht mehr, was ihn sonst befriedigt hatte, in ihre Fußstapfen zu treten. Nicht mehr ein treuer Diener, wie sie, ein freier Herr auf eigenem Grund und Boden wollte er werden und sein, und wie er im Geiste das Joch der Dienstbarkeit von seinem starken Nacken warf, hob er den Kopf mit schönem, schnell erwachtem Ehrgeize hoch empor, und sein starkes Selbstbewußtsein machte ihn geduldig. Grade wie der Juwelier, verwies er Eva's und ihres Verlobten Ungeduld auf die nicht allzu ferne Zeit, in welcher seine Schwester ihre Volljährigkeit erreicht und er den Dienst des Freiherrn verlassen haben würde. Er wollte nicht zum zweiten Male als ein vergebens Bittender vor einem Herrn stehen, nicht Gewährung fordern, wo er bald selber zu gewähren im Stande sein konnte, und nicht nur in dem Amtmanne, auch in seiner Schwester hatte die erfahrene Unbill das eigene Selbstgefühl und die Abneigung gegen die fremde Willkür gestärkt und aufgeregt.

Darüber glitten die Tage hin. Der Winter kam voll herauf, Herbert's praktische Arbeiten ruhten, aber er war mit neuen Entwürfen mannigfach beschäftigt, und wie

langsam auch in jenen Zeiten und in jenen Gegenden die Postverbindungen noch waren, wurde doch zwischen dem Amthofe und dem Flies'schen Hause ein lebhafter Briefverkehr erhalten, an dem sich bald nicht nur Seba, sondern auch Herr Flies betheiligte.

Im Amthofe ging Alles seinen ruhigen Gang, obschon es feststand, daß der Amtmann den freiherrlichen Dienst verlassen würde. An jedem Tage wurde das Nothwendige mit Voraussicht auf die Zukunft gethan, und wenn die Geschwister es dabei auch fortwährend inne wurden, daß ihre Zukunft von der Zukunft des Freiherrn und der Arten'schen Güter fortan geschieden wären, so halfen die lange Gewohnheit dessen, was zu leisten war, und die Plane und Aussichten, mit denen Adam sowohl als Eva für sich selbst beschäftigt waren, ihnen über den Zwiespalt fort, welcher sich etwa in ihnen bei ihrer Arbeit hätte erzeugen können.

Um so größeres Aufsehen machte es in den Dörfern, daß der Amtmann, daß einer der Steinerts den Dienst der Herren von Arten zu verlassen dachte. Die Reiseknechte, welche in die nächsten Marktflecken geschickt wurden, die Wirthschafter, welche mit den gedroschenen Saaten in die Kreisstadt fuhren, wußten nichts Wichtigeres zu erzählen. Die Viehhändler, die Hausirer, die nach den Gütern kamen, wurden mit der Nachricht empfangen, trugen sie weiter fort, und bald wußten sie alle Landwirthe und Gewerbtreibende der ganzen Provinz. Wo

immer man sie aber erfuhr, erregte sie Erstaunen. Denn daß die Steinerts Rothenfeld nicht ohne Grund verlassen würden, davon war Jeder, der sie kannte, überzeugt, und es währte nicht lange, so sagte man es auch schon hier und dort, daß die Steinerts achtsame und vorsichtige Leute wären, die gleich den klugen Ratten, ein baufälliges Haus zur rechten Zeit verließen.

Weßhalb man das alte, gute Haus nicht mehr für baufest halten mochte, das hätten diejenigen Anfangs kaum zu sagen gewußt, welche diese Meinung äußerten; aber die plötzliche Abreise des Marquis, die gleich darauf bekannt gewordene Nachricht, daß der Amtmann aus dem Dienste des Freiherrn scheide, waren viel zu auffallend gewesen, als daß man nicht die Frage nach dem Grunde der Ereignisse hätte aufwerfen sollen, und, wie das oft geschieht, fand die einfache Wahrheit schwerer Glauben, als das phantastische Gewebe, welches halbes Wissen und übelwollendes Vermuthen zusammenspannen. Niemand glaubte es, daß der Freiherr nicht in die Verlobung Eva's und Herbert's gewilligt habe, denn gegen diese war ja gar nichts einzuwenden; man glaubte auch nicht, daß der Freiherr den Marquis entfernt habe, weil der Franzose den Frauen und Mädchen zu sehr nachgestellt und schließlich der Amtmann sich darüber beschwert hatte. Wegen solcher Dinge schickte, wie man meinte, hierlands kein Edelmann, und am wenigsten der Freiherr von Arten, seinen

Gastfreund fort, und deßwegen ging auch kein verständiger Mensch wie Adam Steinert aus einem Dienste, in welchem seine Familie seit hundert Jahren gelebt hatte und reich geworden war. Die Sache verhielt sich vielmehr, wenn man es sich recht überlegte, wahrscheinlich ganz anders. Nicht auf Mamsell Eva mußte der Marquis es mit seinen Besuchen im Amthause abgesehen haben, sondern auf Zusammenkünfte mit der Baronin, die in der letzten Zeit erst wieder mehrmals im Amthause gewesen war. Um der Baronin willen hatte der Freiherr wahrscheinlich den windigen Franzosen weggeschickt; wegen der Rendezvous im Amthofe hatte es vermuthlich Streit mit dem Amtmanne gegeben, deßhalb war Adam auch entlassen worden, und daß der Freiherr dann im Aerger seine Zustimmung zu Eva's Verheirathung versagt hatte, das konnte möglich sein, obschon er, wie alle Welt es auf den Gütern wußte, sonst auf den Architekten grade viel gehalten hatte.

Was man hier und da durch die Hülfsarbeiter und Hülfsarbeiterinnen erfuhr, welche gelegentlich im Schlosse verwendet wurden und die bisweilen einzelne Reden und Bemerkungen der Dienerschaft vernahmen, das bestätigte Alles nur die Vermuthung, daß zwischen dem Freiherrn und seiner Frau etwas vorgefallen sei, obschon sie es nicht merken lassen wollten, denn die Baronin hatte den Tag vor der Abreise des Marquis einen ihrer Anfälle von Herzkrampf gehabt und kränkelte immerfort.

Damals, als die Baronin nach der Auffindung von Paulinens Leiche auch so lange gekränkelt und im Schlosse auch so zerstörte Verhältnisse obgewaltet hatten, da hatte man Mitleid mit ihr gehegt; jetzt war das anders. Trug sie doch ganz allein die Schuld des Kirchenbaues, an den vorher kein Mensch gedacht und von dem alle Welt zu leiden hatte, und wer weiß, ob sie nicht doch noch davon abgestanden haben würde, ohne die französische Herzogin und ohne alle die Franzosen, welche sich im Schlosse und in der Umgegend wie die Kuckucke in fremde Nester eingenistet hatten. Man dachte nur mit Unwillen an das ganze Schloß und an seine sämmtlichen Bewohner, und es war auch Niemandem im Schlosse wohl zu Muthe, außer der einen Frau, gegen welche die Abneigung der Leute sich am entschiedensten aussprach, außer der Herzogin. Aber die Plane der Herzogin waren so vorsichtig angelegt und ihre Karten so geschickt gemischt, daß Alles, was sich in dem Schlosse ereignen mochte, sich immer zu ihrem Besten wenden mußte.

Achtzehntes Capitel.

Einige Tage nach der Abreise des Marquis saß der Caplan tief in seine Gedanken versunken, den Kopf auf die Hand gestützt, an dem Fenster seines Zimmers und sah dem bleichen, winterlichen Sonnenuntergange zu. Es war etwas in diesem Anblicke, das ihm das Herz bewegte. Wie feurig, wie strahlend stieg sie in der Frühe am Horizont empor! rief er unwillkürlich aus, und eben so unwillkürlich glitt sein Auge hinüber nach der Wand, an welcher, von dem letzten scheidenden Tageslichte getroffen, ein Bild des Freiherrn hing.

Aber der Seufzer, welcher der Brust des Sinnenden entquoll, galt nicht allein dem Freunde, er galt dem eigenen Geschicke; denn immer häufiger drängte sich dem Geistlichen die Frage auf, ob er nicht den rechten Weg für sich verfehlt, ob er nicht geirrt habe, als er, der Bitte einer Sterbenden und dem eigenen erschütterten Gemüthe folgend, sein Leben einer Aufgabe gewidmet, die er zu leisten nicht vermocht hatte. Friede und Heiligkeit hatte er diesem

Hause bringen und erhalten wollen, aber sie waren nicht für lange Zeit in demselben heimisch gewesen. Nur draußen erhob sich ein neuer, stolzer Bau, ein Gotteshaus von kaltem Stein; der Gott der Liebe, dem er diente, hatte den Tempel, den der Caplan in den Herzen der Menschen aufzurichten gestrebt, nicht darin gefunden — und doch hatten diese ihm so theuren Menschen eine Einkehr in sich selbst, eine Versöhnung unter einander eben jetzt nöthiger als jemals.

Er war in diesen letzten Tagen, ohne dazu von dem Freiherrn ermächtigt zu sein, im Amthofe gewesen, um Adam zu einer Annäherung an den Herrn zu vermögen. Er hatte sich an den Pastor in Neudorf gewandt, damit dieser in gleichem Sinne mit ihm auf die Geschwister wirke, und es in Aussicht gestellt, daß es vielleicht nur einer Vorstellung des Amtmannes bedürfe, den Freiherrn sein Wort zurücknehmen zu machen, der ja im Grunde gütiger Gemüthsart sei und in der rechten Stimmung auch wohl allmählich in die Heirath Eva's willigen werde; indeß er hatte schon lange weder im Amthause noch in der Pfarre das frühere Gehör für sich gefunden, und er kannte die Gründe, welche die Herzen ihrer Untergebenen allmählich von der Herrschaft und damit auch von ihm und seinem Mittleramte abgewendet hatten. Was aber konnte geschehen, diesem Uebel zu begegnen?

Wie würde Allwissenheit über die menschliche Kraft

hinausreichen, da dasjenige, was ich über die Verhältnisse der wenigen mir anvertrauten Menschen weiß, mir so schwer zu tragen wird! dachte der Caplan und blieb in ernster Selbstprüfung und Selbstbetrachtung still auf seinem Platze am Fenster sitzen, obschon die frühe Nacht bereits die Gegend zu verhüllen begonnen hatte.

Als der Diener die Kerzen in das Zimmer brachte, übergab er dem Geistlichen ein Billet, und dieser erkannte auf demselben die Handschrift der Herzogin, welche, da sie eine Meisterin des Briefstyls war, die müßige Gewohnheit hatte, selbst ihre kleinen Bestellungen und Anfragen innerhalb des Schlosses nicht mündlich durch die Dienerschaft, sondern schriftlich auszurichten; aber der Caplan war bisher in all den Jahren noch keiner solchen Botschaft von ihr gewürdigt worden.

Was will sie mir? rief er unmuthig, als er das Billet eröffnete. Es enthielt nur wenige Zeilen.

„Legen Sie mir es nicht als Eitelkeit aus, hochwürdiger Herr,“ schrieb sie, „wenn ich mich Ihnen einmal als Mitarbeiterin bei Ihrer heiligen Mission anbiete. Es giebt Gefahren, in welchen Jedermann die Hand zur Rettung anlegen muß, und unsere Kirche erkennt ja in dringenden Fällen auch dem Laien eine priesterliche Kraft zu. Lassen Sie uns gemeinsam handeln, um das Unheil zu verhüten, das über den Häuptern von Personen schwebt, deren Schicksal und deren Gewissensruhe Ihnen nicht

theurer sein können, als mir. Was ich Ihnen zu sagen habe, müssen Sie je eher je besser erfahren, Ihr Besuch wird mir also zu jeder Stunde ein erwünschter sein!“

Sie kann nicht ruhen, nicht rasten! rief er aus und warf das Blatt auf seinen Tisch. Dann nahm er es wieder auf, las es noch einmal, verschloß es und verließ das Zimmer.

Aber nicht zur Herzogin begab er sich, sondern grades Weges zu dem Freiherrn, obschon dieser darauf hielt, daß keiner seiner Hausgenossen ihn ohne die dringendste Noth aufsuchte, wenn er ihn nicht zu sich entboten hatte. Als der Caplan nach geschehener Meldung bei dem Freiherrn eintrat, fand er diesen lesend am Kamine sitzen, und er empfing ihn mit der Frage, was denn geschehen sei.

Nichts Ungewöhnliches, entgegnete der Caplan; ich wünschte nur, Sie einmal wie in früheren Zeiten ungestört zu sprechen, Herr Baron, und dazu fehlt mir seit lange die Gelegenheit, wenn ich sie nicht wie jetzt eben suche.

Der Freiherr war einen Augenblick unentschlossen, wie er den unerwarteten Besuch und diese Anrede aufnehmen solle, in deren Ton eine gewisse Feierlichkeit nicht zu verkennen war, aber er traf schnell seine Wahl und sagte mit der vornehmen Sorglosigkeit, die ihm immer so wohl anstand: Was wollen Sie, mein Freund? Bin ich doch in den letzten Monaten kaum selber eine Stunde allein gewesen, so voll von Besuchen haben wir das Haus gehabt!

Ich weiß, das ist nicht Ihr Geschmack, und Ihnen war es früher in unserem Junggesellenleben hier im Schlosse wohler. Aber warten Sie nur, ich habe meine Maßregeln im Geiste bereits getroffen, und ich denke, Sie sollen künftig mit meinen Anordnungen zufrieden sein!

Der Caplan hatte auf ein Zeichen des Freiherrn Platz genommen; indeß er verstand nicht gleich, worauf derselbe hinaus wollte, und sagte: Ich kam nicht hieher, für mich selber etwas zu begehren, Herr Baron!

Darauf kenne ich Sie, mein alter Freund, rief der Freiherr, aber um so mehr ist es an mir, die Sorge für Ihr Wohlbefinden zu übernehmen, und verlassen Sie sich darauf, ich werde dieses nicht aus dem Auge verlieren!

Der Caplan sah jetzt, daß der Baron es wußte, weßhalb er gekommen sei, und daß er es ihm unmöglich machen wolle, davon zu sprechen; er sagte also ruhig, aber sehr bestimmt: Ich suchte Sie auf, Herr Baron, weil ich in Sorgen bin, in Sorgen als ein alter Freund Ihres Hauses, in Sorgen als der geistliche Berather der gnädigen Frau!

Der Baron erhob sich, und während er noch mit sich kämpfte, ob und in welcher Weise er seinem Mißfallen an den Worten des Caplans Ausdruck geben sollte, fuhr dieser fort: Es ist freilich eine lange Reihe von Jahren her, Herr Baron, daß Sie mir in den schweren Stunden, welche Ihrer Hochzeit vorangingen, das Recht zugestanden,

Sie an eben diese Stunden und an die unheilvollen Ereignisse zu mahnen, deren Folge sie waren, wenn ich dies jemals nöthig finden sollte!

Und Sie glauben, der Augenblick sei jetzt gekommen, dieser Augenblick sei der rechte, mir es in das Gedächtniß zu rufen, fiel der Baron ihm, plötzlich seine Haltung ändernd, in die Rede, mit welchen Hoffnungen, mit welchem völligen Vertrauen ich mein ganzes Schicksal den Händen der Baronin übergab? — Ein leises, bitteres Lachen tönte von seinen Lippen. In der That, mein Freund, heute werde ich zum ersten Male an Ihrer Menschenkenntniß, ja, selbst an Ihrem richtigen Empfinden irre!

Der Caplan beachtete den Vorwurf nicht. Nicht allein um glücklich zu werden, Herr Baron, auch um zu beglücken, nahmen Sie damals die Hand der Gräfin Berka in die Ihrige! sagte er. Dann machte er eine kleine Pause und sprach danach mit sanfter Eindringlichkeit: Es war viel geschehen, das Gemüth eines so jungen Wesens zu beunruhigen, die junge Frau hatte viel zu vergessen, viel zu tragen, und sie hat das redlich gethan. Sie hat sich mit Liebe und mit Hingebung an ihre Pflicht, an ihren Gatten geklammert, sie hat ihre Familie aufgegeben, um mit ihm in seinem Glauben Eins zu werden, aber leider blieben Sie und die Frau Baronin nicht allein, und ....

Der Freiherr hatte eine gewisse Rührung bei der

Erinnerung an jene ersten Zeiten seiner Ehe nicht bemeistern können; bei den letzten Worten des Geistlichen fuhr er aber auf: Mahnen Sie mich daran nicht, ich bitte Sie darum! Ich mag nicht daran denken!

Der Caplan ließ sich nicht beirren. Ich kenne das Herz der Frau Baronin besser, als sie selbst es kennt; ihre Seele ist schuldlos, ihr Thun ist ohne Makel! sagte er bestimmt; eine unbestimmte Sehnsucht ihres reinen Herzens ....

Sie nennen ihr Herz rein? Und ich selbst, ich selbst, Caplan, unterbrach ihn der Baron, habe von ihrem Munde, ohne all mein Zuthun, ja, fast ohne meine Frage, hören müssen — er trat an den Geistlichen heran und sagte leise, seinen Zorn gewaltsam niederkämpfend — daß sie diesen Herbert liebe, daß sie ihn geliebt habe, seit er in mein Haus getreten, daß Herbert und Sie und die Herzogin und wer sonst noch diese schmähliche Verirrung kennen! — Und das nennen Sie reines Herzens sein? Das nennen Sie schuldlos und ohne Makel sein? — Sie sind sehr nachsichtig, mein Freund! Ihre Moral ist wenigstens nicht unerbittlich!

Er ging heftig im Zimmer umher. Des Caplans Miene wurde immer sanfter, sein Ton noch milder. Es war nicht der junge Mann, auf den ich hinwies, sagte er, als ich die Ueberzeugung aussprach, es wäre diesem Hause besser gewesen, wäre kein Fremder zwischen Sie und Ihre

Frau getreten, es war die Frau Herzogin, an die ich dabei dachte!

Der Baron blieb vor ihm stehen. Die Frau Herzogin? wiederholte er. Sehen Sie, wie Ihre Voreingenommenheiten Sie bis zur Ungerechtigkeit verblenden! Die Herzogin ist es gewesen, die mir Nachsicht mit der Baronin anempfohlen, die ....

Die die Frau Baronin gelehrt hat, nahm der Caplan das Wort, Nachsicht mit der flüchtigen Aufwallung ihres Herzens zu haben, als jene den ernsten Kampf mit einer augenblicklichen Verirrung ihrer Phantasie mit Strenge gegen sich selbst zu kämpfen dachte. O, mein verehrter Freund, rief der Geistliche, indem er sich erhob und an den Freiherrn herantrat, nur dieses Eine Mal hören Sie mich, mich allein, und glauben Sie mir! — Ich bin ein einsamer Mann. Kein Band der Blutsverwandtschaft, kein persönliches Verlangen, kein Ehrgeiz, kein Begehren knüpft mich an die Welt! Mein Wünschen habe ich früh begraben. All mein Wollen und Hoffen hatte ich an Ihr Haus geknüpft, und es gab eine Zeit, in welcher ich mit froher Zuversicht auf dessen Gedeihen und Bestehen blicken konnte, denn diejenigen, die es trugen und stützten, hatten sich in Liebe vereinigt und standen fest zusammen. Jetzt, wo der Geist einer wilden, neuen Zeit überall drohend seine Hand gegen das Bestehende erhebt, wo die alten Geschlechter durch Würde und Selbstvollendung das an=

dringende neue Geschlecht mit sich versöhnen, wo ihr innerer Adel es darthun müßte, daß sie die Vorzüge verdienen, welche man ihnen mißgönnt und streitig macht, jetzt, wo das ganze Leben des deutschen Adels darauf hin gerichtet sein müßte, es darzuthun, wie er nichts gemein hat mit jener französischen Adelskaste, deren Sittenlosigkeit und Hochmuth sie ihrem Volke mit Recht verächtlich gemacht haben, und wo das Bestreben aller Wohlmeinenden das Band zu erhalten trachten sollte, das die alten eingeborenen Familien mit dem Bürgerstande und den Insassen der Güter verbindet, jetzt muß ich hier von allem dem das Gegentheil erfolgen sehen, und es ist Niemand da, Niemand außer mir allein, der Ihnen zuruft: halten Sie ein, versöhnen Sie, stellen Sie her um jeden Preis — da es noch Zeit ist!

Des Freiherrn Aufregung hatte einem tiefen Nachdenken Platz gemacht. Er ging gesenkten Hauptes, die Hände auf den Rücken gelegt, mit langsamem Schritte in dem großen Zimmer auf und nieder. Dieses Nachdenken ermuthigte den Geistlichen. Denken Sie des Abends, sprach er, da Sie mir hier an derselben Stelle den Schmuck zeigten, den Sie der Frau Baronin zur Morgengabe bestimmten. Es ist Sitte unter uns, daß für jede neue Baronin von Arten der Schmuck vergrößert werde! sagten Sie mir damals, und ich dachte in meinem Innern: das ist in der Ordnung, sind doch auch das Ansehen und die

Liebe, welche das Geschlecht derer von Arten hier im Lande genießt, von Geschlecht zu Geschlecht gewachsen! — Und mit welchem Zutrauen, mit welcher Liebe empfing man Sie und die Frau Baronin hier bei Ihrem ersten Kommen! Keinem Königspaare wurde mehr verehrende Neigung entgegen gebracht — keine Frau der Welt war mehr geeignet, mehr gewillt, diese Liebe zu verdienen — bis .... Er hielt inne und zuckte die Schultern.

Sprechen Sie es aus, rief der Freiherr, da ich ja doch weiß, was Sie denken!

Aber der Caplan gab dieser Aufforderung nicht Folge. Er wußte, daß nicht immer der nächste Weg der beste ist, und sich vorläufig von dem Gegenstande, der ihn hieher geführt, anscheinend zurückziehend, sprach er: Ich habe Sie oftmals und mit Recht über jenes Verlangen nach Neuerungen klagen hören, das jetzt in den Geistern rege ist. Sie aber, Herr Baron, befinden sich ja in der glücklichen Lage, daß man von Ihnen nur die Erhaltung der früheren Zustände begehrt. Es ist gut, daß ein mir unbekannter Anlaß den Herrn Marquis entfernte, die Leute freuen sich darüber und wären gern bereit, es als eine ihnen gewährte Gunst zu betrachten, wenn Sie daneben nur den Amtmann in seiner Stelle lassen wollten. Die Steinerts gehören für die Vorstellung der Leute hier zum Grund und Boden. Es ist ihnen also, als ob der Boden unter ihnen wanke, seit es heißt, daß Steinert fort soll,

und da im Laufe der Jahre im Schlosse einige der Domestiken durch Franzosen ersetzt worden sind, so fürchten die Leute ....

Die Leute und immer die Leute, fuhr der Freiherr auf, das ist's ja eben; Was kümmert es die Leute, wem ich die Verwaltung meiner Güter überantworte? Was kümmert es die Leute, wenn ich es vorziehe, mich lieber von gewandten Franzosen, da der Zufall sie mir bietet, bedienen zu lassen, statt erst mühsam die hiesigen tölpischen Burschen zu ungeschickten Domestiken auszubilden? Sie werden mich ungeduldig, mich mißtrauisch machen mit Ihrem beständigen Hinweis auf das Wollen und Nichtwollen der Leute, lieber Caplan! Haben die Gedanken der Neuerer auch Sie ergriffen? Haben die in Frankreich gemachten und zu machenden Erfahrungen auch Sie noch nicht belehrt, daß man mit Nachgiebigkeit nur seine gefährliche Schwäche verräth? — Hätte ich auch damals nachgeben sollen, mein lieber Caplan, als die Leute bei der Grundsteinlegung zu unserer Kirche sich so widerwillig zeigten?

Er hatte diese Worte mit einer spöttischen Herausforderung gesprochen; aber er war sichtlich überrascht, als der Caplan ohne ein Zeichen von Mißmuth ruhig sagte: Vielleicht wäre es weiser gewesen, den Bau zu unterlassen; vielleicht irrte ich, als ich damals mein augenblickliches Bedenken gegen denselben unterdrückte, und ich hätte vielleicht mehr im Sinne und Geiste meines Amtes gehandelt,

wenn es mir gelungen wäre, Sie und die gnädige Frau von dieser äußerlichen Befriedigung einer religiösen Empfindung zurückzuhalten und Sie dafür um so lebhafter auf jene innerliche Auferbauung hinzuweisen, in deren Heiligthum kein Zweifel einzudringen vermocht haben würde. Aber das ist jetzt nicht mehr zu ändern!

Und wieder blieb der Freiherr vor ihm stehen. Sie würden also, das sehe ich, sich in Frankreich auch zu den Geistlichen gehalten haben, die den Eid auf die Verfassung leisteten! rief er vorwurfsvoll.

Ganz gewiß! entgegnete der Caplan.

So hatte die Herzogin doch Recht, sprach der Freiherr wie zu sich selbst; aber die Worte entgingen dem Ohre des Geistlichen nicht und sie klärten ihn über die Wege auf, welche die Herzogin eingeschlagen hatte, um ihm den Freiherrn abgeneigt zu machen; auch ließ dieser ihn darüber nicht im Ungewissen.

Es bewegt mich sonderbar, nahm der Baron nach kurzem Schweigen im Tone ruhigster Unterhaltung und Betrachtung wieder das Wort, zu sehen, wie wenige Naturen sich dem mächtigen Strome der Zeit entgegensetzen, wie Wenige sich ihrem umgestaltenden Einflusse entziehen. Sie nannten sich vorher einen einsamen Mann. — Sie sind nicht einsam in der Welt, die uns umgiebt, mein lieber Freund, denn Sie haben die große Menge für sich, die überall zusammenhält, überall für sich

Zugeständnisse begehrt, überall zum leicht errungenen Gemeingut machen möchte, was unser altes, wohl erworbenes Erbe ist. Ich tadle Sie nicht, hob er nach flüchtiger Unterbrechung seiner Rede wieder an, wenn Sie in sich die Kraft nicht fühlen, gegen einen solchen wilden Strom zu schwimmen und sich seinem fortreißenden Zuge zu widersetzen. Aber haben Sie sich wohl jemals gefragt, wohin dieses Nachgeben Sie führen wird, oder haben Sie geglaubt, bis hieher, bis zu uns, könnten die Fluthen des Unheils nicht dringen, welche in dem unglücklichen Frankreich Thron und Kirche, das Leben des edelsten Königspaares und das Leben all der Tausende von Märtyrern der guten Sache in sich begraben haben? Es ist gar zu verlockend für die rohen Massen, zügellos zu sein und keine Gewalt über sich anzuerkennen, als die eigene blinde Willkür. Sie haben den König ermordet, den Adel seines Besitzes, seiner Rechte beraubt und das Blut vergossen, dessen erhabene Herkunft sie auch damit nicht zu vernichten vermochten; sie haben die Kirche aufgehoben und sich bis zum Wahnsinne der Gottesleugnung erhoben ....

Und die Kirche erhebt sich wieder unter dem Schutze Gottes, und das eigene Bedürfniß wird die von ihrem Hochmuth Verblendeten wieder, Rettung vor sich selber suchend, zu den Füßen des Gekreuzigten führen! Es geht nichts unter, was unsterblich ist, und wandelbar in seiner Form, erhält das Ewige sich unwandelbar! rief der

Caplan, während die Innigkeit seiner Ueberzeugung sein würdiges Antlitz erleuchtete. Nicht uns dem Strome widersetzen können wir, denn er ist mächtiger, als der Wille des Einzelnen, und mächtiger, als das Zusammenhalten und Entgegenstemmen Vieler. Aber zu einander stehen sollen wir alle dennoch in Liebe, damit wir uns erhalten in der Zeit der Noth, damit wir eine Gemeinschaft bilden, in welcher der rechte Sinn lebendig bleibt und die versöhnend und gewinnend und überzeugend die Kräfte wieder sammelt und zur Einheit bindet, wenn der Kampf der blinden Selbstsucht sie bald genug vereinzelt haben wird. Liebe und Friede in jeder Gemeinschaft, das ist es, was uns jetzt Noth thut, und um dieser Nothwendigkeit, um der Selbsterhaltung willen, zur Beruhigung derjenigen, welche seit Hunderten von Jahren zu Ihrem Hause emporgesehen und demselben in Liebe angehangen haben, beschwöre ich Sie, mein theurer Freund, machen Sie Frieden mit denen, mit allen denen, die zu Ihnen gehören und die, ich versichere Ihnen es aus voller Ueberzeugung, Ihnen in Ergebenheit und Liebe eigen sind, selbst wo sie ein Schwanken zu sehen, einen Zweifel erheben zu müssen glauben! — Er war damit wieder auf den Ausgang der Unterhaltung zurückgekehrt und hoffte jetzt besseres Gehör zu finden, da er dem Freiherrn bereits Gelegenheit gegeben hatte, sich vielfach auszusprechen.

Der Baron war sehr erregt. Bald ging er lebhaft,

bald langsamer, in dem Gemache umher, bald blieb er stehen; er schien nicht mit sich fertig werden, den Kampf nicht zum Abschlusse bringen zu können, der offenbar in seiner Seele vor sich ging, und plötzlich aus seinem Sinnen auffahrend, fragte er: Was denken Sie sich nuter diesem Friedenmachen?

Versuchen Sie es nur einmal wieder eine kurze Zeit, eine ganz kurze Zeit, ohne alle andere Gesellschaft an der Seite der Frau Baronin zu leben! bat der Geistliche dringend. Hören Sie ihre Geständnisse mit dem Glauben an ihre reine Seele an! Glauben Sie auch mir, auch mir, dem sein Beruf nicht heiliger ist, als Ihre Ehre, Herr Baron, daß es die gewissenhafte Aengstlichkeit eines unschuldigen, aber irregeleiteten Herzens war, die sich vor Ihnen, durch Ihren Zorn gereizt, zu einer Untreue bekannte, welche nichts, nichts als eine flüchtige, durch fremde Schuld erregte Gedankensünde war! Hören Sie sonst Niemanden, fragen Sie Niemanden um Rath, als Ihre eigene Menschenkenntniß, als Ihr eigenes Herz; und Sie werden nicht lange an der Mutter Ihres Sohnes zweifeln, Sie werden den Stein nicht werfen können auf eine Frau, die, rein und edel, nur Ihres Glaubens und Ihrer Liebe nöthig hat, um wieder fest und unwandelbar zu Ihnen zu stehen in guten und in bösen Tagen!

Der Freiherr hatte wieder auf dem Sessel Platz genommen, aber er erwiederte dem Geistlichen nichts. So

blieben sie lange einander gegenüber sitzen. Als die Glocke der großen Pendeluhr auf dem Simse des Kamins die siebente Stunde schlug, richtete der Baron sich auf. Ich danke Ihnen, sagte er, daß Sie Ihrem Gewissen, Ihrer Ueberzeugung folgten. Sie haben Ihre Pflicht gegen mich, Sie haben überhaupt in edler Weise Ihre Pflicht erfüllt. Denn wie peinvoll mir diese Unterredung auch gewesen ist, hat sie mir doch wohlgethan und mich veranlaßt, unerbittlich gegen mich selbst, noch einmal in mein Inneres zu blicken. Ich danke Ihnen dafür, mein theurer Caplan. — Er reichte ihm die Hand, der Geistliche ergriff dieselbe mit Wärme; die Haltung, die Redeweise des Freiherrn schienen ihm Gutes zu verkünden, und doch hatte er sich, so sicher er ihn zu kennen meinte, zum ersten Male über dasjenige getäuscht, was in dem Freiherrn vorging. Aber er sollte nicht lange im Dunkeln bleiben, denn Jener fing von selber zu sprechen an.

Wir beide, mein Freund, Sie und ich, sind eben verschieden geartete Menschen, und Sie kennen meinen Glauben in diesen Dingen, wir müssen unserer Naturbestimmung folgen. Sie hätte Ihr Charakter, in welchem Stande Sie auch geboren worden wären, zur Kirche und innerhalb derselben zur Entsagung und zu ausgleichender Vermittlung geführt; ich hätte unter allen Verhältnissen nicht entsagen, mich nicht bescheiden, nicht vermitteln können. Ich verlange nach einer Ganzheit, nach einem

vollen Genügen; ich kann nicht vermitteln zwischen Recht und Unrecht, ich bin absolut — und muß und will das bleiben nach allen Seiten und in jeglichem Betracht!

Er erhob sich bei den Worten und stellte sich, den Arm auf die hohe Brüstung gelehnt, sei es zufällig oder absichtlich, in solcher Weise neben dem Kamine hin, daß er von Zeit zu Zeit seines eigenen Antlitzes in dem hellen Spiegelglase ansichtig werden mußte. Als ich mich mit der Baronin verband, war ich kein Jüngling und kein Schwärmer mehr, sagte er. Wäre ich meiner Neigung, meiner innersten Ueberzeugung gefolgt, so würde ich mich niemals verheirathet haben, denn darüber habe ich mich nie getäuscht, die arme Pauline, an die ein dämonisches Geschick mich band — und heute noch bindet — ist, wie ich es mir später auch wegleugnen wollte, die einzige Liebe meines Lebens und das einzige Weib von unabänderlicher Herzenstreue gewesen, das ich je gekannt habe. Das Geschlecht ist schwach!

Aber, Herr Baron! wendete der Geistliche mit wachsendem Erstaunen ein. Indeß der Freiherr ließ ihn nicht zu Worte kommen. Kein Aber, mein Freund! rief er; Sie sollen mich bis zu Ende hören, damit wir über diesen Gegenstand ein Mal und ein für alle Mal in das Klare und zu Ende kommen. — Als ich mich aus Standesrücksichten, aus Rücksicht auf das Fortbestehen meines Hauses dann zur Ehe entschloß, wünschte ich in der Ba-

ronin eine Mutter für meine Kinder, eine Frau für mein Haus zu finden, und ich würde zufrieden gewesen sein, hätte sie mir nur ein achtungsvolles Vertrauen mitgebracht. Die Baronin glaubte mich zu lieben, obschon sie, wie sie es mir ja selbst in Ihrem Beisein einst gestanden, Anfangs ein lebhaftes Abmahnen gegen mich gefühlt hat, und da diese anscheinende Liebe nach dem schmerzlichen Zwiespalte, in welchen der Untergang der armen Pauline mich geworfen, die Neigung der Baronin nicht von mir wandte, so nahm ich die Liebe meiner Frau dankbaren und vertrauensvollen Herzens auf und schätzte sie um so höher, als ich — bemerken Sie das wohl, mein Freund — diese Liebe nicht erwartet, nicht gefordert hatte. Ich genoß sie als eine frei gewährte Gunst, und ich habe auch den Uebertritt zu unserer Kirche nie von meiner Frau begehrt; ich habe es nicht verlangt, daß sie um meinetwillen mit ihrem ganzen Hause breche — ich bin, Sie wissen das ja selbst, nicht orthodox und eigentlich nicht einmal kirchlich. Was ich mit mir, mit meinen Erinnerungen abzumachen hatte, das würde ich allein oder mit Ihrem Beistande in meinem Herzen abgeschlossen und zu versöhnen getrachtet haben. Ich bedurfte der sichtbaren Versöhnung, der Buße, der Opfer, der Auferbauung nicht. Sie selber legen ja auch, wie Sie mir heute bewiesen, nicht grade den höchsten Werth darauf. Der Uebertritt der Baronin zu unserer Kirche war ihr ein Be-

dürfniß; der Kirchenbau und obenein der Bau in Rothenfeld, das ich gern meide, war aber ein selbst in materieller Hinsicht sehr schweres Zugeständniß an meine Frau!

Er hatte das bestimmt und lebhaft gesprochen; nun hielt er plötzlich inne. Sagen Sie selbst, rief er, habe ich mich in dieser Darstellung beschönigt?

Nicht eigentlich, entgegnete der Caplan, nur möchte ich Sie daran erinnern ....

Das nachher! Das nachher, mein Freund! fiel der Freiherr ein. Lassen Sie mich vollenden. Es genügt mir, daß Sie mir gerecht sind. — Er sammelte sich darauf abermals und fuhr fort: Wir leben allerdings in einer schweren Zeit, in welcher, wie Sie vorhin sehr richtig bemerkten, der Adel die Pflicht hat, sich in seiner ganzen angestammten Würdigkeit zu behaupten. Dieser Pflicht zu genügen, öffnete und bot ich einer flüchtigen und edeln Verwandten mein Haus und meinen Beistand; aber auch bei uns ist das Unheil, ist der Uebermuth der unteren Classen so weit gediehen, daß selbst meine Diener urtheilen, wo sie zu gehorchen hätten, und sich Vorstellungen erlauben, die über ihre Befugnisse hinausgehen. Der Amtmann, welcher sich als Herrn fühlt, weil unsere Nachsicht seinen Voreltern die Möglichkeit gegeben hat, sich in unserem Dienste zu bereichern, unterfängt sich seit einiger Zeit, mir Vorhaltungen wegen meiner Ausgaben zu machen — während ich seine Einnahmen nicht controlire

— und fühlt sich beleidigt, wird auffässig, wie das ganze Volk, weil ich nicht darein willige, seine Schwester mit einem jungen Manne zu verheirathen, der, ebenfalls in meinen Diensten, frech genug war — er unterbrach sich und sprach dann schnell und bitter — sein Auge und seine Wünsche bis zu der Baronin von Arten zu erheben, und von dem die Baronin, welche mich einst, ohne daß ich es begehrte, und vielleicht mehr als ich's verdiente, liebte, jetzt, nach achtjähriger Ehe, nach acht Jahren eines vollen, unbedingten Zutrauens in ihre Ehre und Tugend, mir eingesteht, daß sie ihn liebe, ihn schon lange geliebt habe, und daß ich ziemlich der Einzige sei, der dieses noch nicht wisse!

Er ging wieder umher; die Lust, sich im Spiegel zu betrachten, mußte ihn verlassen haben. Er schöpfte tief Athem, nahm die Dose heraus und hielt sie mechanisch in der Hand, ohne sie zu öffnen. Als er die Dose wieder eingesteckt hatte, sagte er: Solchen Ereignissen gegenüber giebt es für einen Mann wie ich nur Einen Weg. — Ich habe der Baronin nichts zu verzeihen, denn ich kann sie nicht dafür verantwortlich machen, daß sie nicht stärker ist, als ihr Geschlecht, und daß ich thöricht genug war, sie für eine Ausnahme zu halten. Aber erinnern Sie sich, was ich Ihnen oftmals sagte: meine Sinne haben mich niemals beherrscht, wo mein Herz mit ihnen nicht im Bunde war, und mein Herz hat sich der Baronin abgewendet. —

Um Gottes willen, Herr Baron, wie ist das möglich? Wie darf ein flüchtiger Irrthum das Vertrauen, die Neigung, die Liebe langer Jahre unwiederbringlich vernichten? Wie dürfen Sie in solcher Weise richten, Herr Baron?

Lassen Sie das, mein Freund. Ich richte, ich verdamme nicht, aber Sie kennen das Geheimnißvolle in der Liebe nicht, Sie haben nie ein Weib geliebt, niemals Ihr Herz einem Weibe anvertraut! entgegnete der Baron mit dem Tone der Empfindung, und so beschäftigt und hingenommen war er von sich selbst, daß er das sanfte, traurige Lächeln nicht bemerkte, welches wie ein Schein des Abendlichtes über des Caplans mildes Antlitz glitt. Es giebt keine Wiederkehr in der Liebe, fuhr der Freiherr fort, oder glauben Sie, ich könnte es vergessen, was die Baronin mir gestanden hat? Würde nicht, so oft sie mir von Liebe spricht, jenes: ich liebe Herbert, ich, die verheirathete Frau, die Gattin des Freiherrn von Arten, liebe diesen Herbert — mir in das Ohr klingen?

Er ergriff abermals des Caplans Hand, und mit zusammengepreßter Stimme sprach er: Das ist nicht die Eitelkeit des älteren Mannes, Freund, die es nicht ertragen kann, neben einem geliebteren Manne zurückzustehen! Es ist das nicht zu besänftigende Ehrgefühl des Edelmannes, und die Baronin kennt meinen Entschluß! Unsere Kirche, welche stets die Schwäche und Hülfsbedürftigkeit des Menschen im Auge behält, hat uns auch für

den Fall, in dem ich mich befinde, das Mittel an die Hand gegeben! Erkennt sie doch in dringendem Falle auch dem Laien eine priesterliche Machtvollkommenheit zu!

Ach, Herr Baron, rief der Caplan erschreckt und schmerzlich, Sie haben sich der Herzogin vertraut, Sie sprachen mit der Herzogin davon!

Der Baron stutzte. Was soll der Ausruf?

Sie bitten, Sie beschwören, dies nicht zu thun! Entfernen Sie die Herzogin nur wenig Wochen, nur wenig Tage! Um alles Guten, um Ihrer und Ihres Sohnes willen flehe ich Sie darum an!

Nicht doch, mein Freund! Wozu sollte das führen? versetzte der Freiherr; ich bin fest entschlossen und mir völlig klar. Ich habe mein Leben von dem der Baronin in meinem Herzen ein für alle Mal geschieden. Sie weiß das seit diesem Abende, und ich habe ihr gesagt, daß ich Sie, mein Freund, und die Frau Herzogin, die das Geheimniß kennen, deß zu Zeugen nehme; im Uebrigen soll kein Mensch davon erfahren. — Und wie ich hier gethan, was dem Manne und dem Edelmanne gebührt, so denke ich überhaupt mein Recht zu wahren. — Es bleibt dabei, daß Adam fortgeht! Ich kann keine Beamten brauchen, welche es vergessen, daß ich hier zu gebieten habe, daß ich der Herr bin; und es ist mir ganz recht, daß ich dieses Exempel an dem ersten, dem obersten meiner

Leute statuiren kann. Die Anderen werden sich um so besser danach zu richten wissen. Ich dränge ihn nicht, fortzugehen, er mag seine und meine Angelegenheiten in Ruhe abwickeln. Ist dies gethan, so soll er gehen!

Der Caplan neigte das Haupt. Dann freilich habe ich nichts mehr zu sagen! sprach er und stand auf, um sich zurückzuziehen. Der Freiherr hielt ihn nicht zurück. Erst als jener der Thüre zuschritt, sagte er: Nur Muth, mein alter Freund; man muß den Kopf hoch tragen, wenn man ihn in diesen Tagen des Mißgeschickes überhaupt oben auf seinem Rumpf behalten will! Sie thaten, was Ihres Amtes ist, ich thue das Meinige! Geschieht das überall, weicht Niemand von seinem Platze, vergiebt man nichts von seiner Würde, von seinem Rechte, zeigt man sich unerschütterlich, wer und was sollte uns da erschüttern? — Ich habe leider nach einer Seite kein Glück gehabt, lassen Sie mich also an meiner alten Ueberzeugung um so fester halten, daß ich Glück in der Freundschaft habe, daß ich mich zu den nicht eben zahlreichen Personen rechnen darf, die es verstehen, die Freundschaft zu ehren und zu pflegen! Und glauben Sie mir, die Frau Herzogin theilt meine Freundschaft, ja, meine Sorge für und um Sie. Nur Geduld bis in den Sommer, bis wir die Kirche fertig haben und die Steinerts fort sind; dann schaffe ich Ihnen ein eigenes Haus, ein Asyl, in dem es

Ihnen wohler sein soll, als hier unter uns, die wir ja leider einmal Weltkinder sind und bleiben!

O, ich kenne den Antheil, den die Frau Herzogin an mir nimmt! sagte der Caplan, während ein schmerzliches Lächeln um seine Lippen spielte. Aber der Freiherr schien dies nicht zu bemerken, und die Bedeutung nicht zu verstehen, welche der Geistliche in seine Worte legte. Er reichte ihm mit freiem Anstande freundlich die Hand und begleitete ihn bis gegen die Thüre hin, obschon jener die ihm zum Abschiede dargebotene Rechte zum ersten Male nicht ergriffen hatte.

Ende des zweiten Bandes.
